

Werkphase 3 (1967-1984) - Situative Architektur

Vorbedingungen und zeitlicher Kontext

Nach den vor allem an technischen Aspekten der Produktion orientierten Jahren begann mit den Schulen in Oppelsbohm 1966-1969 und Lorch 1970-1973 sowie vor allem mit den Anlagen für die Olympischen Spielen in München 1967-1972 ein neuer Abschnitt in Werk von Behnisch & Partner, der eine radikale Abkehr von den bisherigen Grundzügen bedeutete. Die Auseinandersetzung mit politisch-gesellschaftlichen Werten und Entwicklungen, neue Aufgaben als Architekturlehrer sowie die Auseinandersetzung mit seinen architektonischen Wurzeln führten Behnisch zu neuen, entscheidenden Erkenntnissen für das Bauen. Der Anfang dieser Phase war gekennzeichnet durch die Gleichzeitigkeit von mehreren Aufgaben und Ereignissen in den Jahren 1967 und 1968, die große Auswirkungen auf die weitere Entwicklung hatten.

Die gesellschaftliche Aufbruchstimmung der späten 60er Jahre mündete in die Studentenbewegung des Jahres 1968 und beeinflusste nachhaltig das Denken und Handeln in der Gesellschaft. Auch architektonische Denk- und Ausdrucksweisen wurden dadurch geprägt. Die neben dem technisch-wirtschaftlichen Umbruch stattgefundene geistige Modernisierung der Gesellschaft ermöglichte ein Hinterfragen und eine Kritik am Ist-Zustand. Zudem zeigten gerade der Wettbewerb 1967 und die Planung 1967-1972 für die Anlagen der Olympischen Spiele in München diese neue gesellschaftliche Stimmung und die sich daraus entwickelnde neue Freiheit der Architektursprache. Die Arbeit für München hatte große Auswirkungen auf die Positionsbestimmung von Günter Behnisch als Architekt und bestimmte neue Grundzüge seiner späteren Arbeit mit. Als weiterer Bestandteil des Wendepunktes im Werk von Behnisch waren die neuen Aufgaben als Hochschullehrer im Jahre 1967 in der Nachfolge von Ernst Neufert an der TH Darmstadt auch Impulsgeber für die eigene Arbeit. Außerdem zeigte das weiterhin große Engagement bei Schul- und auch Sozialbauten seine Interesse am Bauen für bestimmte öffentliche Gesellschaftsbereiche.

Daneben waren die Entstehung der Partnerschaft und die Impulse durch die zahlreichen Mitarbeiter wesentliche Faktoren für die Entwicklung seiner Arbeit. Die seit Mitte der 50er Jahre als Studenten bei Günter Behnisch arbeitenden Fritz Auer, Carlo Weber und Erhard Tränkner und der etwas später hinzukommende Winfried Büxel wurden 1966 zu Partnern. Die nur mündlich erklärte Partnerschaft sollte die Voraussetzung dafür schaffen, auch an größeren Wettbewerben teilnehmen zu können. Das Büro nannte sich nun Behnisch & Partner: Der an „BP“ erinnernde, griffige und personalisierte Name sollte sowohl die herausgehobene Position von Günter Behnisch als Gründer kennzeichnen, aber auch die Namensnennung der Partner im Briefkopf bzw. bei Wettbewerben berücksichtigen. Der zu dieser Zeit ungewöhnliche, vermutlich in Deutschland erstmalig gewählte Zusatz „& Partner“ war aus dem amerikanischen „associates“ abgeleitet. Es gab auch Überlegungen, die Struktur des Büros an den Amerikanern SOM zu orientieren, die in verschiedenen Städten Büros unter diesem Namen unterhielten, was aber an den unterschiedlichen Bestimmungen bzgl. des Hauptwohnsitzes der Architekten und des Geschäftssitzes des Büros scheiterte.

Horst Bidlingmaier gründete eine Bürogemeinschaft mit Ursula Egenhofer. Lothar Seidel war zunächst ab 1957 Mitarbeiter von Günter Behnisch und mit der Ausführung des Berufsschulzentrums in Radolfzell (1957-1960) betraut. Nach seiner Niederlassung als selbstständiger Architekt in Radolfzell 1959 in der Uhlandstr. 2, die sich im Zusammenhang mit dem Bau der Schule ergab, bearbeitete er ab 1960 zusammen mit Günter Behnisch in der vereinbarten Arbeitsgemeinschaft „Behnisch und Seidel, Radolfzell“ bzw. ab 1966 auch mit Behnisch & Partner u.a. die Schulen in Furtwangen, Schopfheim und Villingen. Die Zusammenarbeit dauerte bis etwa Mitte der 80er Jahre.

1967 trat Manfred Sabatke als Architekt hinzu, der 1970 ebenfalls Partner in der Bürogemeinschaft wurde, nachdem alle ursprünglichen Partner im Büro in München tätig waren. 1969 kam Christian Kandzia (geb. 1939) hinzu. Das Büro von Behnisch & Partner in München bestand noch bis 1974.

Gesellschaft und Politik

Die Wirtschaftskrise 1966/67 mit einem drastischen Sinken der wirtschaftlichen Wachstumsrate war die erste Krise des deutschen Wirtschaftswunders. Sie hatte neben der Angst um mangelnde Konkurrenzfähigkeit aber auch eine Beschleunigung der Reform des Bildungswesens zur Folge. Man glaubte, dass der Mensch mit seiner Bildung und Qualifikation der wahre Träger für ökonomischen Fortschritt und Wirtschaftswachstum und damit das Bildungswesen ein wichtiger Faktor der Ökonomie sei. Die innenpolitische Lage mit der Regierung der großen Koalition, Proteste gegen den Beschluss der Notstandsgesetze 1968, gegen die Pressemonopole, für Hochschulreformen und für eine überfällige politische und soziale Weiterentwicklung der Gesellschaft führten zu einer außerparlamentarischen Massenbewegung und zu den Studentenunruhen des Jahres 1968. Große soziale Umbrüche und Gesellschaftsveränderungen in allen Bereichen, das Infragestellen alter, verkrusteter Hierarchien und Wertvorstellungen, eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der Protest gegen den Vietnamkrieg waren die tieferen Hintergründe. Die Lehrer des Frankfurter „Institutes für Sozialforschung“, Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Jürgen Habermas und insbesondere der in den USA lebende Herbert Marcuse, galten mit ihrer „kritischen Theorie“ als die geistigen Väter revolutionärer Gedanken und Forderungen nach der Zurückweisung des Bestehenden durch eine konsequente Kapitalismuskritik.

Der Soziologe und FDP-Politiker Ralf Dahrendorf beschreibt die politische Erstarrung nach außen und innen 1968: „Unsere politischen Verhältnisse sind starr geworden nach innen: Kaum erinnert man sich noch an große politische Initiativen im Bereich der Wirtschafts- oder Wissenschaftspolitik, Gesellschafts- oder Verfassungspolitik. (...) An keinem Punkt ist die Unbeweglichkeit unserer politischen Verhältnisse so deutlich sichtbar wie an der Herrschaft der Formeln über das politische Denken, die längst schon den Weg zu den Sachen versperrt: ‚Freiheitlicher und sozialer Rechtsstaat‘, ‚Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit‘, ‚Alleinvertretungsanspruch‘, ‚Nichtanerkennung der Oder-Neiße-Linie‘, ‚unsere Verbündeten‘ - wann ist wohl zuletzt und von der Wurzel her über solche Worte nachgedacht worden? (...) Die politische Konzeption, die das Bündnis der Unbeweglichkeit sprengen könnte, das uns regiert, ist eine Konzeption der entschiedenen Veränderung der Richtung unserer sozialen Entwicklung, sie ist insofern die Konzeption einer neuen Gesellschaft. Wir brauchen eine Gesellschaftspolitik der Liberalität. Deren erstes Wort heißt ganz gewiss nicht ‚Sicherheit‘; es heißt vielmehr: ‚Offenheit‘.“¹

Durch die 68er Studentengeneration und die schon Ende 1969 gescheiterte APO wurde ein Wandel ausgelöst, der nachhaltig die Wertvorstellungen und die politische Kultur in der Bundesrepublik beeinflusste und eine neue Jugendkultur der Selbstbestimmung, die Frauenbewegung und die ökologische Bewegung in den 80er Jahren begründete. In der bisher hauptsächlich auf wirtschaftliches Wachstum und Wohlstand bedachten Gesellschaft kam eine menschlich-soziale Komponente hinzu, die den Anspruch hatte, mit der Verschiedenartigkeit der Gesellschaft leben zu können: Widersprüche sollten nicht mehr harmonisiert, sondern zugelassen, Dissens anerkannt werden.

In der sozial-liberalen Ära ab 1969 unter Willy Brandt - mit dem Kernsatz seiner Regierungserklärung „Wir wollen mehr Demokratie wagen“, daneben auch „Kontinuität und Erneuerung“ sowie „Fähigkeit zum Wandel“ - und seinem Verständnis von Demokratie als „ein Prinzip, das alles gesellschaftliche Sein der Menschen beeinflussen und durchdringen muss“ wurde ein erst später wirkender Neubeginn vorgezeichnet. Der versuchte Aufbruch in eine moderne Gesellschaft blieb jedoch zunächst in der Eskalation der Gewalt in den 70er Jahren stecken, die im „Deutschen Herbst“ 1977 ihren Höhepunkt hatte. Mehr Sicherheitsaufwand und weniger Offenheit bestimmten das politische und gesellschaftliche Leben im Innern. Die erhofften Veränderungen der gesellschaftlichen Machtverhältnisse wurde nicht erreicht.

Außenpolitisch wurde eine Politik der Annäherung und der Koexistenz von „zwei Staaten in Deutschland“ angestrebt, welche die Grundlagen für einen Abbau des Kalten Krieges und eine entschiedene Entspannungs- und Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition - vor allem unter Willy Brandt und Helmut Schmidt - mit den Ostverträgen und dem Grundlagenvertrag 1972 erreichte. Trotzdem belasteten zum Ende der 70er Jahre Entspannungskrisen, Wettrüsten und NATO-Doppelbeschluss 1979 wieder und weiterhin das Ost-West-Klima erheblich.

Die Berichte des Club of Rome 1972 zeigten in „Die Grenzen des Wachstums“² eine Entwicklung auf, die nicht nur die These vom Wohlstand durch permanentes Wirtschaftswachstum demonstrierte, sondern die Utopie von einer Freizeitgesellschaft - Abnahme der Arbeitszeit, Zunahme der Freizeit - und die bis daher ungebrochene Technikgläubigkeit infrage stellte, welche eine immer stärker wachsende Bevölkerung mit Hilfe der Maschine von der Arbeit hätte befreien sollen.

Die wirtschaftliche Krise ab 1973, ausgelöst durch die Ölkrise und den Zusammenbruch des Weltwährungssystems, hatte zunehmende Inflation und Arbeitslosigkeit zur Folge. Sie förderte eine Einsicht in die Grenzen des Wachstums und ein neuerwaches Bewusstsein für den Umweltschutz, dass sich zwischen einer generell anti-technischen Einstellung, der Suche nach alternativen Techniken, und einer Humanisierung der Technik bewegte. Alternative Lebensformen sollten mit neuer Innerlichkeit, Rückzug ins Private, zum Bescheidenen und einer neu entdeckten Beziehung zur Natur einen Gegenpol zu Massenkultur, Erfolgs-, Besitz- und Machtstreben darstellen. Die Entfremdung der durch die Modernisierung der Welt herbeigeführten lebensweltlichen Verluste und die Entfremdung des Menschen wirke als „Entzauberung“ (Max Weber), die durch eine „Ersatzverzauberung des Ästhetischen“ (Glaser, Weber) kompensiert werde, das „Sentimentalische“ fördere, ausgedrückt durch Sensibilität für Natur und Geschichte.³ Ab Mitte der 70er Jahre äußerten sich Gegenreaktionen auf die aktuellen innen- und außenpolitischen Entwicklungen in Bürgerinitiativen auf breiter Basis, mit den Schwerpunkten Ökologie-, Friedens- und Frauenbewegung. Die Energiekrise bzw. die daraus folgende Forcierung der Atomkraft förderte die Entstehung einer AKW-Bewegung, sowie als Reaktion auf den Rüstungswettlauf (NATO-Doppelbeschluss) die Friedensbewegung. Auf der politischen Ebene formierten sich die 1979 in Frankfurt gegründete Antipartei-Partei „Die Grünen“ 1980 auf Bundesebene und die Gründung von Greenpeace-Deutschland.

Die Grenzen des Wachstums und das erwachte Umweltbewusstsein wurden Anfang der 70er Jahre auch in vielen anderen Bereichen deutlich, so auch in der Architektur. Die Kritik an der Gestalt der wiederaufgebauten Städte und der rücksichtslose Umgang mit der Bausubstanz der alten Städte lösten ebenfalls Bürgerproteste aus, die unter dem Stichwort einer behutsamen Stadterneuerung zu einem Umdenken führten, aber auch eine Tendenz zur Wiederverwendung historisierender Formen beinhalteten. Die Abschwächung der Baukonjunktur und die Rezession von 1973 hatte für den Berufsstand der Architekten Folgen: Von 1973-1975 mussten 30% der Mitarbeiter entlassen werden, die Honorarumsätze sanken um 25%. Jürgen Joedicke zur Situation der Architekten: „Zu den Ursachen gehört vor allem, dass der freie Beruf des Architekten in einer zunehmend vor allem vom rein wirtschaftlich und technisch bestimmten Denken geprägten Welt in Misskredit geraten ist und als Folge davon

¹ Ralf Dahrendorf, in: Hartwig Bögeholz: Wendepunkte - die Chronik der Republik, Hamburg 1999, S. 354

² Dennis Meadows: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Stuttgart 1972

³ Hermann Glaser: Deutsche Kultur 1945-2000, München/Wien 1997, S. 383

unter der Konkurrenz scheinbar wirtschaftlicher arbeitender Planungsorganisationen wie gemeinnützige Unternehmen, Bauindustrie, aber auch staatlicher und städtischer Planungsbüros zu leiden hat. „Die Überbetonung wirtschaftlicher Kriterien und die gleichzeitig betriebene Demontage kultureller, ideeller und geistiger Faktoren hat eine deprimierende Lage geschaffen, unter der die Lage des freien Architekten immer schwieriger wird.“⁴ Wenn man von dieser Feststellung auch einiges abziehen muss, da sie die Äußerung des Interessenverbandes der Architekten ist, so trifft sie doch im Kern die Sache.“⁵

Der Bedeutungsverlust des Architektenberufes war hauptsächlich durch die steigende Bedeutung und Machtfülle der produzierenden Bauwirtschaft hervorgerufen worden. Architekten wurden immer weniger benötigt, deren Aufgaben übernahmen große Planungsgesellschaften und Bauträger. Verschiedene Bereiche der Fertigteilindustrie waren die Nutznießer dieser Entwicklung. Auch in der Wettbewerbstätigkeit von Behnisch & Partner war dieser Einschnitt von 1974-1975 deutlich zu spüren, da das Büro hauptsächlich öffentliche Aufträge hatte und somit auch von wirtschaftlichen Krisen betroffen war. Zusammen mit der Wirtschaftskrise und der damit einhergehenden Krise in der Bauindustrie wurde seit Mitte der 70er Jahre die „falsche“ Konzeption der industriellen Vorfertigung und deren verselbstständigte Verfahren immer deutlicher. Zudem standen den hohen Transport- und Lohnkosten einer immer größeren Flexibilität der Herstellung durch eine computergestützte Produktion gegenüber. In einer Resolution des BDA von 1972 wurden die Unabhängigkeit der Planung von wirtschaftlichen Interessen, politischen und technischen Sachzwängen gefordert, ebenso die Bemühung um Demokratisierung von Planungsprozessen, sowie ein Planen und Bauen unter den Prinzipien der sozialstaatlichen Demokratie.

Neue Inhalte

Auch Günter Behnisch formulierte 1972 in einem Vortrag neue Aspekte zu Orientierung und Inhalten der Architektur, die durch eine sich vergrößernde Distanz zwischen Gebautem und der Gesellschaft und deren Konfrontation mit zusätzlichen, neuen Machtansprüchen geprägt sei: *„Nicht mehr vorhanden ist das einheitliche oder wenigstens verbindliche Weltbild; die Organisation unserer Welt ist differenziert, undurchsichtig, die Macht wird von denen ausgeübt, die Verantwortung tragen sollen und die Verantwortung wird von wenigen, die Macht besitzen und Macht ausüben, übernommen. Unsere Architektur ist Spiegel unseres Lebens, unseres Zusammenlebens, unseres Bildes von Leben, unserer Ideale. Ein uneinheitliches, willkürliches, differenziertes, spezialisiertes, materialistisches Weltbild verbunden mit nicht offenliegenden, nicht mit der demokratischen Ordnung sich deckenden Machtstrukturen - so sehen wir unsere Zeit - was soll da wohl beim Bauen als Baukunst, Architektur, Stil sich ergeben? (...) Die Macht hat sich - zumindest beim Bauen - vom Geist und vom demokratischen Auftrag gelöst.“* Die Diskrepanz zwischen der Welt und unserem Bild von der Welt könne nicht durch Technik aufgehoben werden, sondern der Architekt habe neben einem politischen auch den Auftrag als Künstler, *„der darin besteht, die Distanz, die Diskrepanz zwischen unseren Symbolen, Bildern und die mittels unserer Sinne wahrnehmbaren Welt zu überwinden, besser zu überbrücken“*. Und er forderte eine dringend notwendige Umorientierung, mit einem Appell an die Verantwortung und menschlichen Qualitäten des Architekten: *„Wir dürfen es uns und anderen nicht gestatten, dass wir ausschließlich auf die banale Art in Anspruch genommen werden. Als Erfüllungshilfe, der Häuser, Wohnungsbauten, Produktionsstätten - möglichst mit Termin- und Kostengarantie - entsprechend den deutschen Industrienormen und den einschlägigen technischen Vorschriften plant, der produktionsgerecht, unter maximaler Ausnutzung des Grundstückes und schadensfrei erstellen lässt, und der das dabei anfallende Risiko der Bauherrschaft abnimmt und versichern lässt. (...) Es ist die Aufgabe des Architekten, die Umwelt, die Technik, die Notwendigkeiten des täglichen Lebens mit dem Menschen zu versöhnen - oder auch den Menschen mit diesen Notwendigkeiten zu versöhnen. Gestalterisches Können, noch mehr menschliche, künstlerische Qualitäten sind dafür Voraussetzung.“*⁶

Damit hatte Behnisch schon die Grundzüge formuliert, die seinen weiteren Werdegang und sein Denken wesentlich bestimmten. Die Humanisierung des technisch-wissenschaftlichen Fortschritts sah Behnisch auch durch die Qualifikation des Architekten bestimmt, die schon in Vitruvs Hierarchie vor der Beherrschung der ästhetischen Ordnungsregeln, der Bautechnik und den Baustoffen stand. Er hatte schon früh die einengenden Vorgaben dieser Entwicklung erkannt und nutzte seine Erkenntnisse vor dem Höhepunkt dieser Entwicklung Mitte der 70er Jahre. Er betonte nun die Bedeutung des Architekten vor allem im Bereich der menschlichen und architektonischen Qualität. Der Prozess des Umdenkens wurde insbesondere durch die Planungen für die Olympiaanlagen in München in Gang gesetzt, deren Erfolg zu der Feststellung führte, dass *„freie Architektur machbar und erfolgreich“* sein kann: *„Es bestand für uns kein Anlass zu den industrialisierten Produktionsmethoden zurückzukehren.“*⁷ Die parallelen gesellschaftlichen Impulse durch die Umwälzungen der späten 60er Jahre kamen für Behnisch zum richtigen Zeitpunkt, um diese für die Architektur umzusetzen. Auch bei ihm kam nun ein wesentlicher Aspekt zu seiner Arbeit hinzu, der sich in den 50er Jahren schon angedeutet hatte und in den 60er Jahren zurückgedrängt worden war. Wesentlich war die Erkenntnis, dass die Konzentration auf das material-, produktions-, und konstruktionsgerechte Bauen, im Zusammenhang mit den dazugehörigen Produktions-, Verwaltungs- und Finanzierungsapparaten keine Zukunft mehr hatte und der materielle Wiederaufbau abgeschlossen war. Die logisch, konsequent und mit dem Ziel äußerster Funktionalität und Effizienz arbeitenden Verfahren, so Behnisch,

⁴ BDA (Hrsg.): Die Bedrohung des freien Berufs am Beispiel der Architekten. Bericht 1976 des BDA, Bonn 1976

⁵ Joedicke, Jürgen: Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Stuttgart ³1998, S. 135

⁶ Günter Behnisch: Ist Architektur noch erforderlich, noch zeitgemäß, brauchen wir noch Architektur? Verm. Manuskript zu Festrede Rheinland Pfalz am 2.11.1972, AB

⁷ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 5.9.2001

ließen keine Möglichkeiten für Experimente zu und hätten einen großen Einfluss auf die Architektur: „Man hatte das Gefühl, man sollte sich der Ordnung der Gesellschaft, also dem Prinzip der Freiheit der industrialisierten Gesellschaft zuwenden. Das hat sich durchgeschlagen auf unsere Arbeit.“⁸

Die Orientierung an Idealen und Vorstellungen von einer offenen und freien Gesellschaft war auch bestimmt durch die Reaktion auf die jüngere Geschichte, die Behnisch durchlebt hatte. Obwohl noch nicht ausdrücklich formuliert, waren die Auswirkungen von parallel stattfindenden Gesellschaftsveränderungen in einer sozial-emotionalen Komponente spürbar, die das Wesen der Aufgabe „vor Architektur“⁹ mit allen dazugehörigen, vielfältigen Gesichtspunkten aufdecken und gleichzeitig das Bild von der Verschiedenartigkeit der in der Gesellschaft lebenden Individuen und ihrer gegenseitigen Akzeptanz widerspiegeln sollte.

Auch aus der in seinem Elternhaus und in seiner Kindheit begründeten „freidenkerischen Erziehung“ sowie der innigen Beziehung zur Natur und seinen Elementen, bekräftigt durch die nun aktueller werdende Bedeutung des Themas Umwelt und Natur, wuchs die Bedeutung der Landschaft und des Ortes in Behnischs Werk, die schon in den Bauten der 50er angedeutet wurde. In den Erläuterungsberichten und Beschreibungen der Bauten der 70er Jahre wurden immer häufiger landschaftliche oder naturnahe Begriffe verwendet, die Gebäude sollten sich immer stärker nach außen öffnen. Entwürfe wurden als Landschaften gestaltet, sowohl in München bis zum Entwurf für die Deutsche Bibliothek in Frankfurt 1982/83 zu sehen. Diese an München entwickelten Grundbestandteile in Kooperation mit seinen Partnern, insbesondere Fritz Auer und Carlo Weber, mit Günther Grzimek und Otl Aicher, sollten nun die Konzeption der Bauten des folgenden Jahrzehnts durchziehen.

Ein Zitat vom Ende dieses Zeitabschnitts verdeutlichte die Öffnung der Architektur, die mit der Eigenständigkeit und Individualität auch die „Widersprüchlichkeit als Idee“ einschließen sollte: „Es ist uns nicht gegeben, aus einer überhöhten Position heraus richtig und falsch in einem tatsächlich zu erkennen. In dieser Situation bleibt uns gar nichts anderes übrig, als möglichst viel Aspekte und Teile unserer Aufgaben zu analysieren und auf mögliche durch unser Tun bewirkte Konsequenzen hin zu untersuchen: soziale, gesellschaftspolitische, anthropologische, ökologische, ökonomische, funktionale, technische, materielle, physikalische, mathematische, strukturelle, räumliche, plastische und weitere Aspekte wollen analysiert, problematisiert und berücksichtigt werden. Und auch diese Aspekte lösen sich während der Arbeit auf in viele, diesen Sammelbegriffen zugeordnete Einzelaspekte. (...) Die so gewonnenen, zahlreichen Erkenntnisse bilden den Rahmen, innerhalb dessen wir arbeiten. Die aus den Analysen der einzelnen Aspekte entstehenden Forderungen decken sich nicht, sie widerstreiten, stehen sich entgegen. Wir müssen diesen Streit schlichten.“¹⁰

Berufung nach Darmstadt

Der ehemalige Lehrstuhl von Ernst Neufert wurde Behnisch aufgrund seiner Leistungen, umfangreichen Erfahrungen und der „technischen Kompetenz“ im Bereich der Vorfertigung angetragen. Ernst Neufert¹¹ war nach seiner Lehrtätigkeit am Bauhaus 1938 von Albert Speer zum Beauftragten für Normungsfragen berufen worden und leitete ab 1945 das Institut für Baunormung an der TH Darmstadt. Er hatte durch seine Bauentwurfs- und Bauordnungslehre großen Einfluss auf die Entwicklung der normierten und standardisierten Bauweisen. Bis zu seiner Emeritierung 1965 war er Leiter des „Fachgebietes für Entwerfen, Baugestaltung, Industriebaukunde, Institut für Baunormung“ und prägte durch seine Lehre wesentlich den Ruf der Hochschule. Bis zur Einsetzung seines Nachfolgers im WS 1967/68 verwaltete Neufert kommissarisch den Fachbereich, den Lehrauftrag für Baugestaltung erhielt 1965 Neuferts Hauptassistent Hansjakob Führer.

Nach der Beantragung seiner Emeritierung durch Ernst Neufert im November 1963 wurde Anfang 1964 eine Berufungskommission unter dem Vorsitz von Rolf Romero eingesetzt (weitere Mitglieder: Müller-Linow, Pabst, Marguerre, Breth, Neufert (beratend)), die eine Liste von 23 Vorschlägen für die Nachfolge zusammentrug, aus der dann drei Bewerber vorgeschlagen wurden. Zunächst wurde mit dem an der ersten Stelle der Berufsungsliste vor Günter Behnisch (2. Stelle) und Gerd Pempelfort (3. Stelle) stehenden Fred Angerer verhandelt. In dem Bericht vom 15.5.1965 über die Arbeit der Berufungskommission wurden auch die Vorstellungen zum Inhalt des neuen Lehrstuhls festgehalten: „Die Fakultät hat die Beibehaltung der Bezeichnung des Lehrstuhls ‚Entwerfen, Baugestaltung und Industriebaukunde‘ beschlossen. Dabei soll möglichst weitgehend auch der Charakter dieses

⁸ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 5.9.2001

⁹ Der Begriff „vor Architektur“ wird ab ca. Ende der 70er Jahre verwendet, in Anlehnung an die schon von anderen Architekten formulierte Vorstellung und Idee von der Aufgabe vor der Fassung in architektonische Sprache

¹⁰ Günter Behnisch: Offenheit und Vielfalt, in: db 3/1982, S. 14f

¹¹ Kurzbiografie Ernst Neufert:

1900 * am 15.3. in Freyburg a.U.
 ab 1919 Student bei Walter Gropius am Bauhaus in Weimar
 1922-1924 Bauführer auf den Baustellen von Gropius
 1925 Berufung als Professor und Leiter der Bauabteilung an der Bauhochschule in Weimar
 1929 Entlassung durch die Nationalsozialisten
 ab 1933 Arbeit an der 1936 erschienenen Bauentwurfslehre
 1936-1944 selbstständiger Architekt in Berlin, Industriebau
 1938 Ernennung von Albert Speer zum Beauftragten für Normungsfragen
 1945/1946 Professur am Lehrstuhl für Baukunst an der TH Darmstadt
 1965 Emeritierung
 1986 + in der Schweiz
 (s. dazu: Werner Durth: Deutsche Architekten, München 1992)

Lehrstuhls beibehalten werden. Die große Schwierigkeit beim Zustandekommen einer Vorschlagsliste für spezialisierte und ordinaire Industriebau-Architekten ist der Berufungskommission im Laufe ihrer zahlreichen Sitzungen sehr bewusst geworden. Die Kommission einigte sich im Laufe der Verhandlungen bald dahin, dass der zu berufende Architekt große Baupraxis nachzuweisen und sich besonders den Aufgaben eines Industrie-Architekten gegenüber positiv zu verhalten hat. Der Verlauf der Berufungsverhandlungen ergab, dass grundsätzlich der Lehrstuhl als Entwurfslehrstuhl für das Fach ‚Industriebaukunde‘ weiter so eingerichtet bleiben soll, wenn die vorgeschlagene Persönlichkeit den weitgespannten Anforderungen dieses Sondergebietes gewachsen ist. Das von Herrn Professor Neufert gegründete Institut für Baunormung soll weitergeführt werden bzw. in dem Institut fortleben, das von dem Nachfolger vielleicht mehr in Richtung seiner eigenen Forschungsinteressen geführt wird.¹² Gleichzeitig zu dem langwierigen, noch andauernden Berufungsverfahren wurde im Februar 1967 der Wettbewerb für die Olympiade in München begonnen. Noch vor der Preisgerichtsentscheidung im Juli 1967 fiel die Entscheidung über die Berufung: Der in München ansässige Architekt Fred Angerer verzichtete, nachdem er eine Professur in München erhalten hatte, und Behnisch rückte an die 1. Stelle. Erst nach der Wettbewerbsentscheidung jedoch wurde die Berufung durch das Ministerium bestätigt und genehmigt. Noch vor dem offiziellen Antritt der Professur im Wintersemester 1967/68 deutete sich durch die Wettbewerbsentscheidung in München eine Neuorientierung des Institutes schon an.

Die Anfangszeit war durch die Gleichzeitigkeit der schwierigen und arbeitsintensiven Planungen für München unter großem Zeitdruck und den neuen, ungewohnten pädagogischen Aufgaben in Darmstadt geprägt. Die großen Belastungen dieser Zeit führten zu nachhaltig gesundheitlichen Problemen, wie Behnisch im Rückblick einräumte. Eine partielle Freistellung von seinen Lehrverpflichtungen ermöglichte Behnisch zunächst eine weitgehende Konzentration auf die Planungen für München. Der „Blaue“ - wie Behnisch wegen seiner Angewohnheit, einen blauen Anzug zu tragen, genannt wurde - war in dieser Zeit relativ selten an der Hochschule. Hansjakob Führer führte zunächst bis etwa 1972 wie schon in der Übergangszeit die Vorlesungen im Sinne Neuferts weiter. Er erhielt dann 1972 ein eigenes Lehrgebiet im neu geschaffenen „Institut für Entwerfen, industrielles Bauen und Industriebau“ an der TH in Darmstadt. Der von Neufert für sein altes Institut gewünschte und auch ursprünglich vorgesehene Schwerpunkt des Industriebaus war nun abgekoppelt.

Auch Manfred Sabatke beteiligte in der Übergangszeit für die Dauer von ca. 2 Semestern an der Lehre. Er war von Behnisch beauftragt worden, den Bereich des Entwerfens aufgrund der hohen zeitlichen Belastungen zu übernehmen, hatte aber keinen offiziellen Lehrauftrag. Ebenfalls waren die Assistenten, neben Hans Jakob Führer u.a. Bernd Gronert und Klaus Becker, für Günter Behnisch besonders in der Anfangszeit eine wichtige Unterstützung und konnten ihre Erfahrungen einbringen. Die Gespräche innerhalb des Institutes in der Runde mit den Assistenten lieferten für Behnisch wichtige Hinweise für eine intellektuelle Öffnung auch zu philosophischer Literatur hin.

Dazu mag auch die Konfrontation mit der jungen Generation protestierender Studenten beigetragen haben. Denn die politischen Ereignisse des Jahres 1968 führten auch innerhalb der Architekturfakultät in Darmstadt zu Auseinandersetzungen. Behnisch stellte sich anfangs gegen die Vorgehensweise einiger Studenten und Mitarbeiter des Mittelbaus, welche - wie Behnisch meinte - die Situation für sich persönlich ausnutzen wollten. Ein Bewusstsein für die Notwendigkeit von Reformen war zwar vorhanden, jedoch betrachtete er die individuelle Leistung und persönliche Verantwortung als notwendige Voraussetzung für eine Hochschullaufbahn und widersprach damit der gängigen Auffassung von vielen Studenten und dem Mittelbau. Ebenso wandte er sich aber auch gegen den Rückzug einiger seiner Professorenkollegen von der Hochschule, die sich den Diskussionen entziehen wollten. Werner Durth, der vom Wintersemester 1967 bis zum Frühjahr 1973 an der Architekturfakultät studierte, erinnerte sich: „In den politischen Debatten im Fachbereichsrat hörte er lange und sehr ruhig zu, oft mit bedrohlich gerunzelter Stirn, um dann entschieden eine völlig unerwartete Meinung zu äußern, oft mit auffällig abfälligen Bemerkungen über die vorgeschaltete Bildungsbürokratie. Wir merkten, dieser vermeintliche Technokrat war - unberechenbar! Und als neu berufener Professor zwischen alten Hasen auffällig antiautoritär. Das gefiel uns. Und uns beschlich ein Verdacht: War er vielleicht sogar einer von uns, die wir nach lebendigen Alternativen zur verkrusteten Herrschaft der Ordinarien - und darüber hinaus - nach neuen Formen einer herrschaftsfreien Gesellschaft suchten? Und wir merkten: Das war auch sein Thema. In den Vorlesungen philosophierte er über die Macht der ‚Apparate‘, über die Stärke der Schwachen, über die Eigenständigkeit der Teile.“¹³

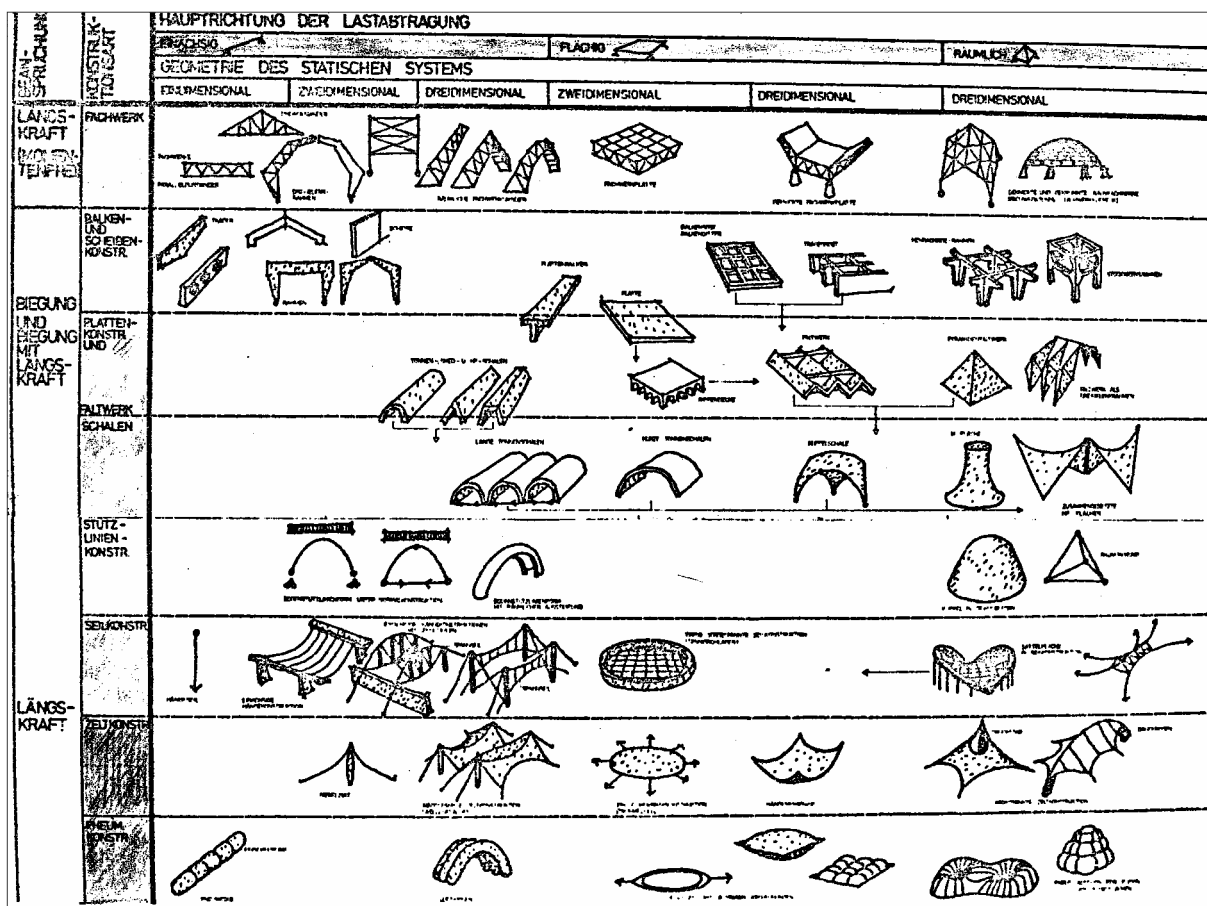
Behnisch erhielt den Lehrstuhl gerade zu dem Zeitpunkt, als er sich schon von den rationalisierten, produktionsorientierten Fertigungsmethoden losgesagt hatte. Doch die eigentliche Wandlung Behnischs wurde erst nach der Wettbewerbsentscheidung von München deutlich. Neufert hatte sich einen Industriebauer als seinen Nachfolger vorgestellt, die Industriebaukunde war aber nicht mehr der Schwerpunkt der Lehre, obwohl der Name beibehalten wurde. Der Bereich Fertigteilbau sollte ebenso noch Bestandteil der Lehre sein, Behnisch legte jedoch mehr Wert auf den Bereich der Baugestaltung. Das führte zu Differenzen mit Max Bächer, der sich eine stärkere Abgrenzung zu seinem Bereich „Raumgestaltung“ auch begrifflich gewünscht hatte. Behnisch konnte jedoch weitgehend seine eigenen Vorstellungen in die Lehre einbringen und eine neue Lehre aufbauen. Die Zeit für eine Bauordnungslehre mit genormten Bauteilen war weitgehend vorbei, nur wenig wurde von Neufert übernommen.

¹² Aus dem Bericht über die Arbeit der Berufungskommission zur Neubesetzung des Lehrstuhls für ‚Entwerfen, Baugestaltung und Industriebaukunde‘ vom 15.5.1965, Archiv Dekanat der TU Darmstadt

¹³ Werner Durth: Vom Eigensinn der Dinge. Laudatio zur Verleihung der Wolfgang-Hirsch-Auszeichnung an Günter Behnisch in Mainz am 10. Mai 2001

Aufgabenbereiche der Lehre

Die Lehre und der Stil von Neufert und Behnisch unterschieden sich wesentlich voneinander. Neuferts Vorlesungen waren im ersten Semester ein Querschnitt durch die Architekturtheorie der Moderne, deren Vertreter Neufert meist noch persönlich gekannt hatte und so auch persönliche Betrachtungen einfließen lassen konnte. Die weiteren Vorlesungen und auch Seminare waren nach Baustoffen gegliedert und es wurden dann zu jedem Baumaterial typische Konstruktionen aufgezeigt. Als Redner war Behnisch in seinen Vorlesungen zunächst noch ungeübt. Die Manuskripte wurden von den Assistenten verfasst und die Vorträge waren zunächst stark an das Skript gebunden. Auch thematisch wurde die Vorlesungsreihe von Behnisch völlig umgestellt. Ab 1970 wurde von seinem Fachgebiet in Seminaren ein Theoriemodell entwickelt, das dem Material die Geometrie der Konstruktion voranstellte: Nach der Folge Lastsystem → Tragsystem → Materialisierung wurden von der Geometrie der Konstruktion ausgehend dazu mögliche Materialien aufgezeigt. Diese Fortschreibung eines aus den Modellen von Frei Otto und Heino Engel gemischten Systems wurde trotz umfangreichen Materials auf Wunsch Behnischs nicht veröffentlicht. Die Themen der Vorlesungsreihe waren demzufolge zunächst insbesondere an der Geometrie des statischen Systems und der Konstruktionsart orientiert, u.a. waren das Zugbeanspruchte Konstruktionen, Fachwerkkonstruktionen, Schalenkonstruktionen und Hochhausbau. Später wurden die etwa 12-14 Vorlesungen immer stärker an der Folge von Lichtbildern orientiert, freier gestaltet sowie mit breiter gefächerten Themen besetzt. Sie nahmen in der Lehre einen wichtigen Stellenwert ein.



1 Ordnung der Tragsysteme nach Behnisch, dargestellt als Ergebnis einer Seminararbeit

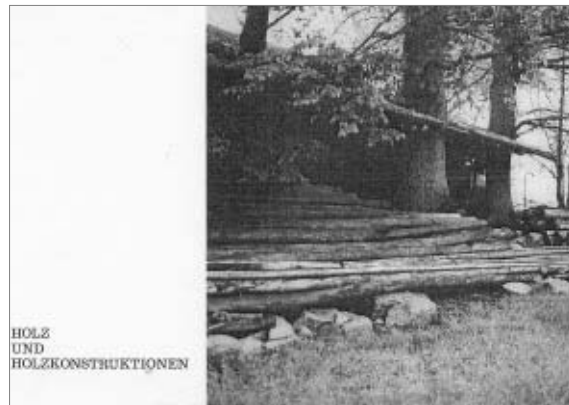
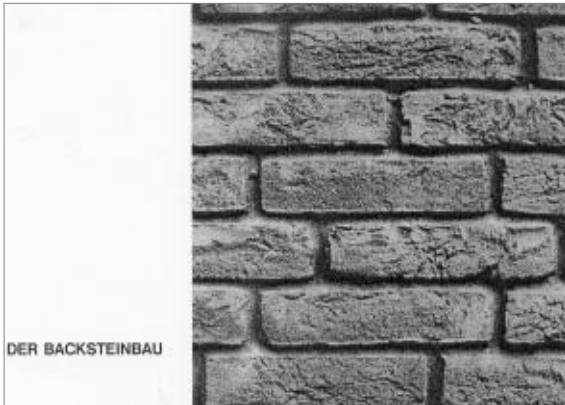
Die Seminare waren nach Werkstoffen gegliedert und bestanden aus von den Studenten auszuarbeitenden Beiträgen zum jeweiligen Thema, dazu gehörigen thematischen Übungen unterschiedlichen Umfangs (25%, 50%, 100%) und häufig auch Exkursionen. Ziel war es aufzuzeigen, wie ein bestimmtes Material zu bearbeiten und zu formen ist und welche Konstruktionen damit herzustellen sind. Grundlegend war ebenso immer die Frage nach dem Zusammenhang mit der Natur. Dementsprechend gestaltete sich auch der Aufbau der Skripte. Aus den Ergebnissen der Seminare entstand eine von den Assistenten redaktionell bearbeitete Veröffentlichungsreihe, u.a. mit den Titeln: „Eisenkonstruktionen des 19. Jahrhunderts in Paris“, „Glas- und Eisenkonstruktionen des 19. Jahrhunderts in Großbritannien“, „Der Backsteinbau“ (1975/76), „Bauen mit Beton“, „Holz- und Holzkonstruktionen“ (1981), „Bauen mit Kunststoffen“ u.a.

Als wichtige Grundlagen empfahl Behnisch seinen Studenten die grundlegenden Konstruktionslehren von Heino Engel „Tragsysteme“¹⁴, Curt Siegel „Strukturformen der modernen Architektur“¹⁵ sowie die Veröffentlichungsreihe des Instituts für leichte Flächentragwerke in Stuttgart, u.a. über Frei Ottos pneumatische Konstruktionen (IL-

¹⁴ Heino Engel: Tragsysteme, Stuttgart 1967

¹⁵ Curt Siegel: Strukturformen der modernen Architektur, München 1960

Hefte). Ebenso waren die Veröffentlichungen „Die Logik der Baukunst“ von Christian Norberg Schulz¹⁶, Lehre und Werk des spanischen Architekten Eduardo Torroja¹⁷, sowie die Arbeiten von Felix Candela und Luigi Nervi wichtige Bestandteile der Lehre. Ca. 1970 initiierte Behnisch im Rahmen seiner Aufgaben das *Fachgebiet Bauen in Entwicklungsländern, Institut für Tropenbau*. Der von ihm aus Stuttgart verpflichtete Assistent Niermann hatte sich schon mit dem Bauen in der Dritten Welt beschäftigt, und betreute das Fachgebiet ab ca. 1970-1971 vier Semester lang. Danach wurde es mit einer eigenen Professur besetzt und von Behnischs Fachgebiet abgekoppelt.



Inhalt :

Teil A: SEMINARTHEMEN

1. Steine aus tonigen Rohstoffen	S. 1 - 23
2. Mittelalterliche Backsteinarchitektur des deutschen Ostseeraumes und der Mark	S. 24 - 44
3. Konstruktionen der Backsteingotik	S. 45 - 73
4. Die Wiederbelebung des Backsteinbaues im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Werderschen Kirche, - Der Bauakademie	S. 74 - 88
5. Backstein in den Bauwerken von Höger / Schumacher	S. 89 - 111
6. Backstein in den Bauwerken von Mies van der Rohe / Häring / Böhm	S. 112 - 129
7. Die Backsteinwand als Element architektonischer Gestaltung	S. 130 - 153
8. Die Backsteinstütze als lastabtragendes Element	S. 154 - 166
9. Backstein in Verbindung mit anderen Materialien	S. 167 - 180
10. Sonderformen unter dem Aspekt der Konstruktion und Gestaltung	S. 181 - 204
Teil B: BILDTTEL	S. 205 - 232

INHALTSVERZEICHNIS	ANWENDUNGSMÖGLICHKEITEN UND STATISCH-KONSTRUKTIVE WIRKUNGSWEISE VON HOLZ-KONSTRUKTIONEN
	1. Vom Holzfachwerk zum Holzskelettbau 123
HOLZ, SEINE MATERIALEIGENSCHAFTEN, DEREN VERÄNDERUNGSMÖGLICHKEITEN UND VERBINDUNGSTECHNIKEN	2. Decken und Dachkonstruktionen (im Holzbau) 157
1. Anwendung der einzelnen Holzsorten auf Grund ihrer artspezifischen Eigenschaften 7	3. Weitgespannte Hallentragwerke (Rahmen- und Bogenkonstruktion) 157
2. Konstruktive und geometrische Auswirkungen der Holzeigenschaften 23	4. Leichte Dachtragwerke 173
3. Veränderung der Materialeigenschaften ; (Vom simmermannenmäßigen Holzbau zum Holzeimbau) 37	5. Kuppelkonstruktionen aus Holz 189
4. Verbindungen und Verbindungsmittel 49	6. Hängedächer aus Holz 211
	7. Gegenseitig gekrümmte Holschalen 219
DER HOLZBAU IN SEINER HISTORISCHEN ENTWICKLUNG, SOWIE IN SEINER GESELLSCHAFTLICHEN BEDeutUNG UND ANWENDUNGSWEISE IN ANDEREN KULTUREN	8. Bauen mit Holz-Fertigteilen und vorgefertigten Systemen 231
1. Entwicklung des Holzbau 85	9. Holz im Verbund mit anderen Materialien ; Optimierungsmöglichkeiten im modernen Holzbau 246
2. Holzarchitektur ohne Architekten 81	10. Sonderkonstruktionen aus Holz 251
3. Holzbau in anderen Ländern 86	11. Holz als Hilfskonstruktion 253
4. Holz in der Vielfalt seiner Verwendungsmöglichkeiten 109	12. Holzbrücken 277
	EKKURSIONSBERICHT 297
	5

2-3 Skripte „Der Backsteinbau“ 1975/76 und „Holz- und Holzkonstruktionen“ 1981



4 „Standardwerke“ in der Lehre Behnischs

¹⁶ Christian Norberg-Schulz: Logik der Baukunst, Berlin 1965
¹⁷ Eduardo Torroja: Die Logik der Form, München 1961

Behnisch lehrte ausschließlich für Studenten des Hauptstudiums. Die *Pflichtprüfung Baukonstruktion* war von den Studenten gefürchtet. Verschiedene Gebäude mit entsprechenden Literaturangaben wurden den Studenten per Aushang bekannt gegeben, Skripte dazu erstellt. Die Studenten mussten in der Prüfung in 4er Gruppen (1 Std., d.h. 15 Min. je Person) Konstruktionsprinzipien oder spezielle Themen zu den Konstruktionen von ein oder mehreren daraus ausgewählten Gebäuden und Architekten aufzeigen, interpretieren und einordnen. Wichtig waren die Prinzipien der Fügung und Angemessenheit der Mittel für die entsprechende Lösung. Behnisch hat nur technisch sauberes, einwandfreies konstruieren zugelassen, nicht aber die von ihm selbst in seinen Entwürfen häufig erzeugten Wärmebrücken von durch die Fassade stoßenden Trägern.

G A 1 : HALLENBAUTEN - WS 1984 / 85 - ZUSAMMENSTELLUNG : MANUEL CUADRA

- * Ernst Neufert : WASSERBAUHALLE DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE, Darmstadt
- * Skidmore, Owings & Merrill : HAJ-TERMINAL, Dschidda
- * Richard Rogers & Partner : INMOS WERK FÜR MIKROELEKTRONIK, Newport
- * Atelier Piano : IBM-PAVILLON, für Wanderausstellungen
- * Richard Rogers & Partner : FLEETGUARD FABRIKANLAGE, Quimper
- * Martin Elsaesser : GROSSMARKTHALLE, Frankfurt/M.
- * Günter Bock : BÜRGERHAUS, Frankfurt-Sindlingen
- * Chaix & Morel : SALLE DE MUSIQUE POPULAIRE, Paris-La Villette
- * Günter Bock : TRAUERHALLE, Frankfurt-Westhausen
- * Norman Foster : RENAULT CENTRE, Swindon
- * Friedr. Wilhelm Kraemer : JAHRHUNDERTHALLE, Hoechst

GA
GEBÄUDEANALYSEN
BAUKONSTRUKTION

Professor Günter Behnisch
Fachgebiet für Entwerfen,
Bautechniken
und Industriebaukunde
Institut für Baumernung
Technische Hochschule
Darmstadt
Felsenstraße 15
6100 Darmstadt
Telefon (0618) 18 21 27

G A 2 : PIER LUIGI NERVI - WS 1984 / 85 - ZUSAMMENSTELLUNG : MANUEL CUADRA

- * STADTISCHES STADION GIOVANNI BERTA, Florenz
- * AUSSTELLUNGSHALLE "B", Turin
- * AUSSTELLUNGSHALLE "C", Turin
- * GROSSER SPORTPALAST, Rom (mit Marcello Piacentini)
- * BAHNHOF SAVONA, Savona (mit Antonio Nervi)
- * HAUS DER ARBEIT, Turin (mit Antonio Nervi)
- * OMNIBUSBAHNHOF AN DER GEORGE-WASHINGTON-BRÜCKE, New York
- * HOCHHAUS AUSTRALIA SQUARE, Sidney (mit Harry Seidler)
- * BORSENTURM PLACE VICTORIA, Montreal (mit Luigi Moretti)
- * BRÜCKE DES RISORGIMENTO, Verona
- * AUDIENZSAAL DES PAPSTES, Vatikanstadt
- * BRÜCKE ÜBER DIE MEERENGE VON MESSINA, Projekt (mit Antonio Nervi)

GA
GEBÄUDEANALYSEN
BAUKONSTRUKTION

Professor Günter Behnisch
Fachgebiet für Entwerfen,
Bautechniken
und Industriebaukunde
Institut für Baumernung
Technische Hochschule
Darmstadt
Felsenstraße 15
6100 Darmstadt
Telefon (0618) 18 21 27

5 Skripte „Gebäudeanalysen Baukonstruktion“ aus dem WS 1984/85

Obwohl sich Behnischs Fachbereich - wie er selber anmerkte - schwer für die Durchführung von *Dissertationen* eignete, wurden einige Arbeiten von ihm betreut. Behnisch meinte, die Schwierigkeiten einer Dissertation im Bereich Architektur lägen darin, die Probleme schichtweise und breit abtragen zu müssen, während eine rein wissenschaftliche Arbeit in der Lage sei, einen schmalen Ausschnitt in der Tiefe zu behandeln.¹⁸ Neben der Betreuung von zwei Arbeiten im Themenbereich des Tropenbauinstituts behandelte eine Arbeit mit dem Thema „Die deutschen Botschaftsgebäude 1871-1945“¹⁹ die Einflüsse und Wirksamkeit der gesellschaftlichen und politischen Kräfte auf die Gestalt dieser Repräsentationsgebäude, und zeigte insbesondere demokratiefremde Inhalte auf. Anlass zu dieser Arbeit war ein Seminar Behnischs zur Problemstellung des Bauens in der Demokratie. Behnisch empfahl für die Dissertationen den Bearbeitern, sich als Thema einen der wichtigen Architekten des Jahrhunderts zu wählen. Dazu gehörten u.a. Dissertationen über Frank Lloyd-Wright²⁰, Hans Scharoun²¹, Richard Neutra²² und Bernhard Pfau²³, dessen Arbeit er sehr schätzte, mit dem er auch verwandtschaftlich verbunden war²⁴, den er aber vor allem durch die gemeinsame Mitgliedschaft in der Akademie der Künste in Berlin persönlich gut kannte. Mit der Anregung dieser Dissertation wollte Behnisch dem in der Nachkriegszeit seines Erachtens gerade im Düsseldorfer Raum unterschätzten Kollegen mehr Geltung verschaffen.

Zum Schwerpunkt seiner Lehre - wie auch der Darmstädter Hochschule insgesamt - entwickelte sich das *Entwerfen*. Die Inhalte und die Anzahl der Entwürfe waren anders als bei Neufert. Die Philosophie des „Gewordenen“, nicht des „Gewollten“ Gebildes sollte den Studenten nahegebracht werden. „Mach's frisch!“ und „Ist es so gewollt oder so geworden?“ waren häufige Kommentare und Anmerkungen an seine Studenten.²⁵ Kennzeichnend für Behnisch war die bewusste Stärkung und Unterstützung der studentischen Ansätze, das Zulassen einer Vielfalt von Lösungen und Möglichkeiten sowie die Akzeptanz auch von Ideen, die nicht auf seiner Linie lagen, ohne diese in seine eigene Richtung zu korrigieren, wenn sie nur entsprechend vertreten und mit einem „Motto“ begründet werden konnten. Die Forderung, nach einem Motto zu arbeiten, entsprach Behnischs ganzheitlicher, analytischer Denkweise, auch gegen Schwierigkeiten und Widerstände eine schlüssige Konzeption durchhalten zu können. Nicht nur diese Unvoreingenommenheit und Denkweise, auch der inzwischen hohe Bekanntheitsgrad veranlasste viele Studenten, einen „Behnisch-Entwurf“ zu absolvieren.

Die Struktur der unterschiedlichen Entwürfe war vorgegeben. In sieben Stegreifentwürfen, die für Behnisch eine wichtige, gute Übung und die Basis des konzeptionellen Entwerfens darstellten, sollte für thematisch unterschiedliche Aufgaben in acht Tagen das Wesentliche einer Aufgabe erkannt, eine Idee entwickelt, umgesetzt und dargestellt werden. Wichtig war auch hier wieder die Angemessenheit der Mittel für die entsprechende Lösung. Ein Bestandteil der Prüfung war auch die öffentliche Vorstellung, Besprechung und Benotung der Aufgaben. Die vier

¹⁸ Hinweis aus dem Gespräch mit Hansjakob Führer am 29.11.2001

¹⁹ Hartmut Niederwöhmeier: Die deutschen Botschaftsgebäude 1871-1945, Dissertation TH Darmstadt 1977

²⁰ Heidemarie Kief: Der Einfluss Frank Lloyd Wrights auf die mitteleuropäische Einzelhausarchitektur, Dissertation TH Darmstadt 1978, Stuttgart 1978

²¹ Eckehard Janofski: Die Architekturauffassung Hans Scharouns. Ihr gedanklicher Ansatz und dessen praktische Umsetzung, Dissertation TH Darmstadt 1982

²² Rena Wandel-Hoefer: Zur Architektur Richard Neutras. Eine Analyse seines theoretischen Werkes und der Umsetzung in seinen Bauten, Dissertation TH Darmstadt 1989

²³ Julius Niederwöhmeier: Das Lebenswerk des Düsseldorfer Architekten Bernhard Pfau 1902-1989, Dissertation TH Darmstadt 1996, Stuttgart 1997

²⁴ Bernhard Pfau war der Mann einer Tante von Johanna Behnisch

²⁵ Hinweis aus dem Gespräch mit Hansjakob Führer am 29.11.2001

meistens einsemestrigen Pflichtentwürfe wurden von den Assistenten in einigen Einzelkorrekturen betreut. Die Diplomarbeiten mit einer Bearbeitungszeit von etwa 10 Wochen waren bis auf ein Gespräch kurz nach der Ausgabe weitgehend unbetreut. Die Vorstellung der Arbeiten erfolgte vor einer von den Studenten ausgewählten „5er-Kommission“ der Professoren und wurde anschließend von diesen diskutiert sowie benotet. Die weitgehend selbstständige Erarbeitung von Lösungen in den Entwürfen sollte die Studenten entsprechend dem üblichen Wettbewerbsverfahren auf die spätere Berufspraxis vorbereiten.

Als Merkmal des so bezeichneten *Darmstädter Modells* galt neben der praxisorientierten, selbstständigen und konzeptionellen Arbeit das Entwerfen als wesentlicher Schwerpunkt der Ausbildung. Besonderer Wert wurde auch auf eine breite Bildung gelegt, denn neben dem praxisbezogenen Wissen sollten die Studenten sich auch Dinge aneignen, die in der späteren Büroarbeit nicht mehr vorkamen. In den späten 70er Jahren wurde von Max Bächer im Zuge einer Studienreform versucht, das „Darmstädter Modell“ in dieser Form auch offiziell zu begründen. Behnisch verkörperte dieses „Modell“, es hatte sich entscheidend durch sein Einwirken entwickelt, war aber auch von der Stuttgarter Lehre beeinflusst. Nachdem auch als dritter Stuttgarter Architekt Walter Belz nach Darmstadt kam, wurde den „drei B's aus Stuttgart“ - Bächer, Behnisch, Belz -, die auch dort zusammen studiert hatten, die Merkmale der Vielfalt und Offenheit in den Arbeiten und in der Akzeptanz der Lösungen als modellbildend nahegelegt. Ein wirkliches Modell - ähnlich der Stuttgarter Schule der 20er und 30er Jahre - hatte es jedoch nicht gegeben.

Diese Wirkungen wurden zusammen mit der *„hessischen Mentalität und Offenheit“* - wie Behnisch bemerkte - durch die zahlreichen Darmstädter Absolventen und Studenten nach Stuttgart reimportiert, die im Stuttgarter Büro von Behnisch bevorzugt eingestellt wurden oder dazu aufgefordert wurden. Von der Wechselwirkung der Einflüsse und Personen aus Darmstadt auf die Bürotätigkeit und -arbeitsweise profitierte sowohl die Darmstädter Lehre, wie aber auch das Stuttgarter Büro, das wohl mehr den Charakter eines Institut hatte als den eines Bürobetriebs. Auch noch Jahre nach seiner Emeritierung kamen - u.a. durch die Nachfrage bei Behnischs Nachfolger Johann Eisele - Darmstädter Studenten und Absolventen nach Stuttgart. Viele ehemalige Studenten, Absolventen und Mitarbeiter Behnischs arbeiten und lehren heute als erfolgreiche Architekten oder als Professoren.²⁶

Die Tätigkeit in Darmstadt war eine zusätzliche persönliche Bestätigung, Sicherheit und Motivation, neue Wege beschreiten zu können. Obwohl oder gerade weil sie zu einem Zeitpunkt erfolgte, als sich das Büro schon von der Beschäftigung mit Normungs- und Vorfertigungsfragen abgewandt hatte, wurde sie auch zum Impulsgeber für die eigene Arbeit, förderte und forderte die geistige Auseinandersetzung mit Dingen *„vor Architektur“*: *„Ich war gezwungen, Dinge zu formulieren, die ich vorher nicht formuliert hatte, und auch vorzutragen, und das hat sicherlich gut getan. Insofern war die Tätigkeit in Darmstadt auch für das Büro sehr wichtig.“*²⁷

In seiner Abschlussvorlesung an der TH Darmstadt am 8.7.1987 erläuterte er seine fachliche Auffassung und die Ansätze für eine Annäherung an eine Entwurfsaufgabe. Die Beschreibung der Entwicklung seiner Lehre spiegelte aber zugleich auch seine eigene Entwicklung wieder. *„In der Lehre im Fache Baukonstruktion/Baugestaltung habe ich mich bemüht, Baumaterialien, Konstruktionen, Bautechniken und andere zu diesem Bereich gehörende Momente von Architektur zu lehren - aus ihren Gesetzen, aus den ihnen innewohnenden Ordnungen heraus, soweit dies möglich war. (...) Es gibt mehrere Wege für den Anfänger, in Architektur einzusteigen; über das Formale, über die Inhalte, über das Tragwerk usw. Nach wie vor scheint der Einstieg über das Machen - und nicht zuerst ausschließlich über den Kopf - sinnvoll, und hierbei über Konstruktionen und Funktionen, schon deshalb, weil so ein Weg begangen werden kann, der für den Studierenden selbst gut beurteilbar und kontrollierbar ist; ein Weg, auf dem Hand und Kopf geübt werden können, wenn auch - das räume ich ein - dies der Weg zum ‚Macher‘ sein könnte.“* Und mit einem Hinweis auf Scharouns Philharmonie beschrieb er seinen eigenen Weg von der Bedeutung des Materiellen zu dessen Überwindung und der darüber hinaus gehenden Bedeutung des Räumlichen und des Geistigen: *„Mancher mag sich Räume denken: heiter, licht, sonnig, erhebend, und wenn er diese Räume dann bauen will, trifft er auf Steine, Stahl, Beton, Wasserrohre, Regenrinnen usw. Das ist doch banal und desillusionierend. Sicher, es gibt da Möglichkeiten: Vielleicht kann man vom Material ablenken, Sonne, Licht, Schatten, Geräusche, Gerüche, Wandlungen, das Phänomen Zeit, vielleicht noch Vorhänge, die im Winde wehen (...) das könnte wohl gehen, scheinbar ohne Materialien und ohne Konstruktionen. Hans Scharoun ist diesen Weg gegangen. Ihm verdanken wir den für diesen Ansatz exemplarischen Innenraum für die Philharmonie in Berlin. Diesen Raum sehe ich auch als Hinweis darauf, dass wir - obwohl wir im Materiellen verhaftet sind - uns erheben können über die einengenden Bindungen des Materiellen. Ein genialer und erhebender Ansatz; für manche Architekten-Aufgaben nützlich, ideal korrespondierend mit der Funktion dieser Aufgabe ‚Musikraum Philharmonie!‘“* Aber er betonte diese Erkenntnisse als nicht abschließend und endgültig für die Erscheinung der Architektur. Er verwies weiter auf den für ihn zentralen, darüber hinausgehenden Schritt einer engen Verknüpfung von Leben, Lehre und praktischer Tätigkeit als untrennbar miteinander verbunden. Die Erkenntnisse, die *„vor Architektur“* entstehen, seien entscheidend für die Gestalt des Gebauten. Das für ihn sicher und verbindlich in Architektur erkennbare seien die Kräfte, die bei ihrem Entstehen wirksam waren. Behnisch weiter: *„Insofern ist es nicht ohne Konsequenzen, welche Kräfte, welches Engagement, welche Zuneigung die Aufgabe beim Bearbeiten erfuh. Soziales Engagement, die Zuwendung zum Menschen, bei jedem Problem, sei es noch so klein, wird einfach eine andere Architektur bewirken, als wenn wir beiseite treten würden und die Kräfte der Realität ungebremst auf Architektur und die Betroffenen treffen lassen wollten.“* Entscheidend sei das *„vor Architektur“* gedachte, dass die Bereiche

²⁶ Sämtliche Information zur Darmstädter Lehre sind - wenn nicht gesondert ausgewiesen - zusammengetragen aus verschiedenen Gesprächen mit: Günter Behnisch, Werner Durth, Johann Eisele, Hansjakob Führer, Birgit v. Padberg-Scheid, u.a.

²⁷ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 23.10.2000

von Leben, Lehre und Bauen miteinander verbinde. Die gegenseitige Bereicherung erschien ihm sowohl als maßgebend für deren jeweilige Entwicklung, voneinander getrennt nicht denkbar und begriffen als ein nie abgeschlossener Prozess. *„Aber vielleicht wäre das auch nicht richtig, von der Sache her, und nicht richtig von mir her. Für mich war und ist meine Arbeit an Architektur und meine Arbeit in der Lehre der Weg, unsere Welt zu erkennen, in ihren Teilen, in ihren Momenten, in ihren Ordnungen, in ihren möglichen zahllosen Ordnungen. Das interessiert mich, aber das ist nicht abgeschlossen. So kann ich die Welt nicht erklären. Vieles ist möglich in unserer Welt. Das, was ich mir gestern noch nicht denken konnte, das kann ich vielleicht heute akzeptieren. Warum sollte das bezüglich Architektur, dieser von Menschen geschaffenen Welt, anders sein? (...) Wir bauen unsere Welt. Alles ist möglich. In dieser neuen Situation sollten wir prüfen, ob wir uns, unseren Mitmenschen und unserer Welt auch alles zumuten wollen.“*²⁸

Bauten und Anlagen für die Olympischen Spiele in München (1967-1972)

Architekturgestalt als Repräsentationsfaktor für ein sich wandelndes Deutschland

Sowohl durch die Aufgabenstellung der Olympiaanlagen als auch durch die gesellschaftliche Stimmung wurde das Bewusstsein der Architekten geweckt, den Entwurf für München auch in der Linie einiger Bauten zu betrachten, welche das neue Selbstverständnis des Staates darstellen sollten.

Schon Rudolf Schwarz' Wiederaufbau der Frankfurter Paulskirche 1948 - als Wiederherstellung eines Symbols des demokratischen Neubeginns - sowie Hans Schwipperts Umbau der pädagogischen Akademie zum Deutschen Bundestag 1949 - in einer für einen Parlamentsbau neuen, modernen und zurückhaltenden Sprache - waren der Beginn einer Reihe von Bauten, die durch ihre architektonische Haltung ein neues Bild von einer gewandelten Gesellschaft vermitteln sollten. Die neu gegründete Bundesrepublik hatte schon bei der Weltausstellung 1958 in Brüssel eine weitere Gelegenheit dazu: Nicht eine Selbstdarstellung des Wirtschaftswunders oder des gerade gewonnen außenpolitischen Gewichts sollte Ausdruck der Repräsentationshaltung des Staates sein, sondern „die Haltung der Zurückhaltung“²⁹ war das zentrale Motiv. Ganz im Sinne der Zeit sollte die Humanisierung des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts wesentlicher Inhalt des Programms sein. Eine ästhetische Erneuerung in Fortsetzung der Tradition der Moderne der 20er sowie eine menschenfreundliche und heitere Architektur sollten in einem Land gezeigt werden, dass sich deutlich vom Dritten Reich und dem damit in Verbindung gebrachten Monumentalklassizismus distanzieren wollte. Ganz bewusst wurden die filigranen, transparenten Pavillons von Egon Eiermann und Sep Ruf in Verbindung mit dem sie umgebenden Park, von dem Berliner Gartenarchitekten Walter Rossow gestaltet, als Mittel zur Darstellung dieser Inhalte verwendet. Besonders von ihren gesellschaftspolitischen Inhalten her waren sie mitbestimmend auch für die folgenden Repräsentationsbauten Deutschlands in Montreal 1967, in München 1972 und für die Wettbewerbe der Bundesbauten in Bonn ab 1973. Sie konnten jedoch durch ihre Neutralität keinen Beitrag zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit leisten, dienten eher zur Unterstützung einer konfliktvermeidenden Haltung, zur „Harmonisierung der Widersprüche“. Die gleiche Zurückhaltung dieser auch vom Staat mitgetragenen Prinzipien zeigte das ebenfalls von Egon Eiermann geplante Kanzleigebäude der Deutschen Botschaft in Washington 1958-1964.



6 Deutscher Pavillon auf der Weltausstellung in Brüssel 1958, Egon Eiermann und Sep Ruf

Der deutsche Beitrag für die Weltausstellung in Montreal 1967 sollte an die Vorgaben von Brüssel anknüpfen. Er war sowohl in seiner Haltung der Neuinterpretation von Staat, Gesellschaft und Architektur, seiner Auffassung von der Verbindung von Landschaft und gebautem Raum als auch in seiner Konstruktionsästhetik des Daches großes Vorbild für Behnischs Entwurf für die Olympiaanlagen in München. Der Entwurf von Rolf Gutbrod und Frei Otto - zwischen der Wettbewerbsentscheidung im Juni 1965 und Sommer 1967 geplant und realisiert - musste zunächst ohne die Grundlage von konkreten inhaltlichen Leitlinien konzipiert werden, angepasst an übergeordnete Vorstellungen des „Terre des Hommes“ - Mottos der Ausrichter. Ein Wettbewerb, der neben Nutzungsflexibilität, zeitsparenden konstruktiven Konzepten und unkomplizierten Transportmöglichkeiten auch einprägsame, charakteristische, die BRD repräsentierende Formen forderte, sollte neue Gedanken zum Ausstellungsinhalt beisteuern. Die zunächst unabhängig voneinander zur zweiten Wettbewerbsstufe eingeladenen Architekten entwickelten in ihrer gemeinsamen Arbeit eine von „Menschenhand gestaltete Landschaft“, eine Gestaltung der „Menschenerde“³⁰, als Interpretation des Mottos der Auslober: Unter einem leichten, weit schwingenden Zeltdach als Primär-

²⁸ Günter Behnisch: Abschlussvorlesung an der TH Darmstadt am 8.7.1987, AB

²⁹ Ernst Johann zitiert nach: Paul Sigel: Exponiert. Deutsche Pavillons auf Weltausstellungen, Berlin 2000, S. 180

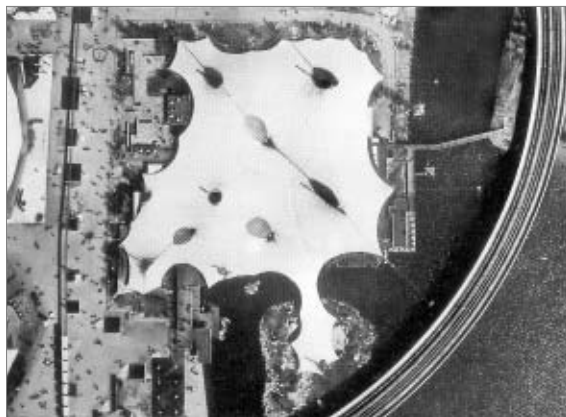
³⁰ Frei Otto: Wie werden wir weiterleben? Referat 42. Bundestag des BDA in Hannover, 1967, in: Berthold Burkhardt (Hrsg.): Frei Otto. Schriften und Reden 1951-1983, Braunschweig/Wiesbaden 1984, S. 73f

element wurde mit der Einbeziehung der Lagunensituation eine terrassenartig-unregelmäßige „Ausstellungslandschaft“ - das Sekundärelement - geschaffen.

Der Stuttgarter Architekt Frei Otto, der von Rolf Gutbrod zur Zusammenarbeit aufgefordert worden war, hatte zunächst in Berlin und den USA vor allem als Dozent und als Gastprofessor (u.a. am MIT, an der UCLA und in Harvard) gearbeitet und war bekannt geworden mit seinen naturwissenschaftlichen Forschungsarbeiten. Beginnend mit seiner Promotionsschrift „Das hängende Dach“

1953 beinhalteten diese Untersuchungen Themen biologischer und physikalischer Selbstbildungsphänomene und deren Verbindung mit der Gestaltfindung für leichte, material- und konstruktionsminimierte Flächentragwerke. 1964 gründete er das Institut für leichte Flächentragwerke, 1965 wurde er Honorarprofessor der TU Stuttgart. Bis 1967 hatte er vor allem temporäre Ausstellungspavillons mit ephemeren, leichten Dächern realisiert, u.a. ein Zeltdach für die Bundesgartenschau in Köln 1957 sowie verschiedene Bauten für die INTERBAU in Berlin 1957 und die Internationale Gartenbauausstellung in Hamburg 1963. Die Zusammenarbeit beider Architekten war schon 1960 bei einem Schutzdach für die IBM-Grundsteinlegung in Berlin erprobt worden und wurde fortgeführt u.a. in den Entwürfen für die Konferenzzentren in Riyadh 1968 und Mekka (mit Hotel) 1974.

Der Entwurf für Montreal erfüllte besonders die Forderung nach einem ebenso repräsentativen, signifikanten aber unkonventionellen Bau, wie auch nach einer konstruktiv-innovativen Lösung. In Bezug auf die Flexibilität des Sekundärelements und Wiederverwendbarkeit beinhaltete diese Großkonzeption gewisse Ähnlichkeiten zu den utopischen Konstruktionen der 60er Jahre und lieferte auch einen Beitrag zu Neudefinition von urbanem Raum. Frei Ottos Zeltdachkonstruktion war eine Weiterentwicklung der für die Schweizer Landesausstellung in Lausanne 1964 verwendeten vorgespannten Seilnetzkonstruktion, wo die Stahlseile als tragende, die Zelthaut als ausfachende Elemente verwendet wurden. Otto entwickelte seine Formen immer aus einer für die Aufgabe optimalen Konstruktion, die aus natürlichen, bio-physikalischen Grundsätzen experimentell ermittelt und mit einem Minimum an Material hergestellt wurde, und die auch ihre leichte, provisorisch wirkende Ästhetik aus natürlichen Phänomenen ableitete. An den acht verschiedenen hohen Masten war ein Seilnetz aufgehängt, dessen Zugkräfte in Betonanker abgeleitet wurden. Die nach oben raumabschließende, vom tragenden Seil unabhängige Schicht bestand aus einer transluzenten Dachhaut aus beschichtetem Polyester-gewebe, an der Unterseite des vorgespannten Seilnetzes aufgehängt.



7-9 Deutscher Pavillon auf der Weltausstellung in Montreal 1967, Rolf Gutbrod und Frei Otto: Dachaufsicht, Haupteingangsseite und Innenansicht

Das Konzept der Anlage zeigte eine wie schon in den 50er Jahren gültige städtebauliche Auffassung von der Verbindung von Landschaft und Stadt - entgegen den Tendenzen der Zeit. Darüber hinaus sollte der allseitig offene, die Raumbegrenzungen aufhebende Pavillon eine naturnahe Raumauffassung vermitteln. Die Natur sollte sich ungestört durch das Gebäude hindurch fortentwickeln können und die bewusst gestaltete Landschaft als gleichberechtigter Teil in die Gesamtkonzeption integriert werden. Wesentlich war auch die Gestaltung mit dem temporären Charakter einer Ausstellungsarchitektur, für die sich eine Zeltkonstruktion besonders eignete und auch besonders der Auffassung Frei Ottos von der „Gegenthese der Ästhetik der Permanenz (entsprach), die er als Geste menschlicher und politischer Macht und als Herrschaftsanspruch über die Natur interpretiert“³¹, wie Paul Sigel es ausdrückte. Die bewusste Auffassung von jeder architektonischen Lösung als Zwischenstadium einer ständig im Fluss befindlichen experimentellen Forschung, sein Verständnis von Architektur als (Klima-)Hülle für eine humanisierte Erde war - im Gegensatz zu München - für Montreal kennzeichnend und unterschied sich auch durch ihre Konstruierbarkeit von den idealisierten, das Bestehende ignorierende und negierende Strukturen der 60er Jahre.

³¹ Paul Sigel: Exponiert. Deutsche Pavillons auf Weltausstellungen, Berlin 2000, S. 223

Die Ambivalenz von konstruktionsbetonter, spielerischer Leichtigkeit der Überdachung und der Fügung in die landschaftlich-reizvollen Umgebungsbedingungen zu einer harmonischen Architekturlandschaft mit ökologischem Charakter sollte ein neues Bild vermitteln - dem die städtebauliche und die Natur negierende, auch zeitbedingte Aussage von Buckminster Fullers geodätischer Kuppel gegenüber stand. Die flexibel zu verwendende Terrassenlandschaft mit zahlreichen Niveausprüngen und Vor- bzw. Rücksprüngen im Grundriss, sowie auch als drittes architektonisches Element der unregelmäßig polygonale Körper des Auditoriums, waren von Gutbrod erdacht. Die Konstruktionen von Terrassenlandschaft und Auditorium hatte Frei Otto entworfen. Diese Verbindung von Dach, Landschaft, Ausstellungssystem und Auditorium entsprach sowohl Gutbrods Auffassung von der Fügung der unterschiedlichen Komponenten zu einem einheitlichen, baulichen Ganzen, aber auch Ottos Vorstellung von der Umsetzung seiner naturnahen Minimalästhetik.

Paul Sigel schrieb weiter dazu: „Darüber hinaus wurde der Pavillon als eine völlig neuartige Interpretation nationaler Selbstdarstellung empfunden, die gerade im Zusammenhang mit der Problematik der Entwicklung und Vermittlung eines neuen Deutschland-Images als geradezu bahnbrechend beurteilt wurde.“³² Die Faszination von der neuen Architektursprache, ihren Materialien, der experimentell-provisorischen Konstruktion überdeckte aber gleichzeitig ein mangelndes, klar definiertes inhaltliches Konzept. Der Bau selber wurde von der Kritik³³ als inhaltlicher Kern gewertet, obwohl er mit seiner Aussage gerade nicht den gesellschaftlichen Tendenzen Mitte der 60er Jahre entsprach, sogar im Widerspruch dazu stand, und die gesellschaftliche Entwicklung der späten 60er und frühen 70er Jahre vorwegnahm.

Aufgabenstellung und Wettbewerb

Der Wettbewerbsentwurf für München knüpfte zeitlich, wie auch in seiner inhaltlich-formalen Aussage an den Pavillon von Montreal an. Insbesondere Form und Konstruktion von Frei Ottos Zeltdach und die Nähe zu Rolf Gutbrod wirkten sich als Vorbilder auf den Münchener Entwurf aus. Das Ineinandewirken von bewusst gestalteter Natur und baulichen Anlagen konnte sehr viel deutlicher zu einer zeittypischen und inhaltlichen Gesamtaussage verwirklicht werden - in einer bewussteren und offeneren politischen Situation.

Der Vorschlag für die Bewerbung der Stadt München um die Ausrichtung der Olympischen Spiele war bereits am 28.10.1965 von Willi Daume an Hans-Jochen Vogel, dem damaligen Oberbürgermeister der Stadt erfolgt. Am 26.4.1966 wurde in Rom die Entscheidung über die Vergabe der Spiele an München getroffen. Schon in der Bewerbung waren Leitmotive formuliert, die in dem am 1.2.1967 ausgeschriebenem und im Juli 1967 einzureichenden Ideen- und Bauwettbewerb - „Olympische Spiele im Grünen, Olympiade der kurzen Wege, Fest der Musen und des Sports, Spiele für die Jugend“ - übernommen wurden. Hier waren Inhalte angedeutet, welche an die schon in Montreal formulierten Anforderungen anknüpfen sollten. Ebenso sollte durch eine deutliche Abgrenzung zu den Bauten Werner Marchs für die Berliner Olympiade 1936 ein liberales, demokratisches und menschliches Deutschland repräsentiert werden. Die „politisch programmierte“ Aufgabenstellung, wie Behnisch es formulierte³⁴, beinhaltete deutlich die Zeitimpulse der zweiten Hälfte der 60er Jahre. Ohne den neuen Geist, der frischen Wind auch durch die Amtsstuben der Verantwortlichen wehte, wäre eine Aufgeschlossenheit für ungewöhnliche Lösungen auch seitens der Entscheidungsträger nicht möglich gewesen wäre.

Die Überlegungen für den Wettbewerbsentwurf orientierten sich eng an den vorgegebenen Leitlinien der Auslober. Bei den Vorüberlegungen sollte nicht nur eine Gegenposition zu den Berliner Olympiabauten entwickelt werden, sondern die Architekten waren sich auch - in Abgrenzung zu dem zuvor für die Spiele in Tokio 1964 von Kenzo Tange geschaffenen Sportstätten - über die Grundkonzeption einer „Nicht-Architektur“ einig. Dazu untersuchte Fritz Auer ab Anfang 1967 Beispiele für Olympiastadien und Sportstätten. Dabei wurden in Osteuropa und in Russland entstandene Erdstadien entdeckt, so in Katowice und Charkow, bei denen die Masse der Stadien in die Landschaft eingebunden war.³⁵ Die grundlegende Idee einer Integration von Stadion- und Hallenkörper in die Topographie war gefunden.

Die Konzeption der Landschaft sollte möglichst frei und unabhängig vom Arbeitsmittel sein, das Material selbst damit möglichst wenige Gestaltmerkmale vorgeben. Ein großes Brett diente als Basis für das Modell, das zunächst aus Sägespänen, dann aus Sand modelliert wurde und aus dem dann die Landschaft geformt wurde. Durch die Verwendung von Sand beim Landschaftsmodell für München wurde die Bedeutung des Arbeitsmediums auf die Gestalt besonders deutlich, wie Behnisch später betonte: „*Wir haben zu dieser Zeit entdeckt, dass die Mittel, derer man sich bedient, Gesetze haben, die sich aufdrängen.*“ Nicht erst während der Planung, sondern bereits viel früher entscheide das Medium den Entwurf mit. Als Beispiel nannte Behnisch die Ablösung der Zeichenfeder durch die Erfindung der Reißschiene, in der die Architekten das Ende der Architektur gesehen hätten. Und sie hätten recht behalten: Alles sei nun gerade und eckig, die weichen Jugendstilformen waren abgelöst. Bauten, die mit Plastilin entworfen werden, sähen anders aus als solche, die aus Pappe geschnitten oder aus Holzklötzchen gesägt seien.³⁶ Die Auswirkungen dieser Erkenntnisse auf den Entwurf für München war die

³² Paul Sigel, a.a.O., S. 237

³³ S. u.a.: Sibyl Moholy-Nagy, in: *Bauwelt* 28-29/1967

³⁴ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 5.9.2001

³⁵ Fritz Auer, Carlo Weber in Gespräch mit der Verfasserin am 16.2.2004; Manuskript Fritz Auer zur Entstehung des Olympiaprojektes, Januar 1999, AAW

³⁶ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 1.12.1999

Verwendung von Sand als Material mit den wenigsten Eigengesetzlichkeiten. Entscheidend war die Entdeckung, dass das Medium schon in einem sehr frühen Stadium des Entwurfes einen Formfindungsprozess in Gang setzte, der die Form wesentlich prägen und völlig neue Gestaltungsmöglichkeiten eröffnen konnte.

Die Vorstellung von einer Erdarchitektur war auch eine große Hilfe, die Anforderungen der Aufgabe mit den vorhandenen Elementen des Ortes zusammen zu binden. Die großen Arenen sollten nicht als eigenständige Bauten, sondern als Bestandteile der Landschaft wirken. So wurde bis zu einem sehr späten Zeitpunkt ausschließlich an der Modellierung der Landschaft und der Mulden für Stadion und Hallen ohne Überdeckung gearbeitet. Das ursprünglich völlig ebene Gelände von 1,5 x 2,5 km war nur durch den bestehenden Trümmerberg, den gerade im Bau befindlichen Fernsehturm sowie den Nymphenburger Kanal gekennzeichnet. Bei einem Besuch vor Ort im April 1967 stellten Fritz Auer und Carlo Weber fest, dass die Lage der Hauptsportstätten statt im geometrischen Schwerpunkt des Geländes besser in Beziehung zum Schuttberg und im Zusammenspiel mit dem schon bestehenden Turmschaft eine spannungsvolle und gute räumliche Lösung ergeben würden. Damit war die Lage der Sportstätten gefunden und ihre Ausformung als Mulden im südlichen Bereich des Oberwiesenfeldes die Grundlage für die weitere Konzeption. Mit dem inzwischen zu der Wettbewerbsgruppe hinzugekommenen Cord Wehrse wurde die Modellierung weiterentwickelt: Die Bewegung des Hügels wurde dammartig auch über den Mittleren Ring hinaus weitergeführt, um das Gelände zu gliedern und im Süden muldenförmige Bereiche zur Einpassung für Stadion, Sport- und Schwimmhalle zu schaffen.³⁷ Im nördlichen Bereich wurde die Zentrale Hochschulsportanlage und das Olympische Dorf vorgesehen. Ebenso brachte Wehrse die Idee ein, den Nymphenburger Kanal im Gelände zu einem künstlichen See aufzustauen und so das Element Wasser in den Entwurf zu integrieren. Der zwischen dem Schuttberg und den für die Sportanlagen geschaffenen Dämmen zu einem See aufgestaute Kanal sollte als verbindendes Element die Beziehung zwischen diesen Bereichen verstärken.

Nachdem die Konzeption für die Sportstätten schnell gefunden war, musste eine der „Nicht-Architektur“ entsprechende Dachlösung gefunden werden, die den Eindruck der in die Landschaft modellierten Sportanlagen so wenig wie möglich beeinträchtigte. Behnisch betonte später: *„Eigentlich wollten wir gar kein Dach, weil nicht die Vorstellung zugrunde lag, Häuser zu bauen, sondern Sport in der Landschaft zu schaffen.“*³⁸ Jürgen Joedicke - zu diesem Zeitpunkt in die Überlegungen einbezogen - regte eine Zusammenarbeit mit dem Schweizer Ingenieur Heinz Isler an, mit dem eine zusammenhängende Überdachung aus dünnen Schalenkonstruktionen erarbeitet werden sollte. Es ergaben sich jedoch als Lösungen Dachflächen, welche die einzelnen Hallen und das Stadion als Einzelbauwerke, jedoch nicht die Sportstätten im Zusammenhang betonten. Erst mit dem Hinweis von Cord Wehrse, der in einer Zeitschrift die Veröffentlichung des deutschen Beitrags für die Weltausstellung in Montreal entdeckt hatte, war mit der an die Überdachung von Frei Otto angelehnte Idee eines leichten, transparenten, zeltartigen Netzes eine die Landschaftsarchitektur perfekt unterstreichende und ergänzende Dachlösung gefunden.³⁹ Zunächst war ausschließlich die Dachlösung Vorbild für den Entwurf von München, die Ähnlichkeiten zur Konzeption der Landschaft unter dem Dach wurden erst später deutlich.

Es wurde ein Nylonstrumpf - für das Abgabemodell dann speziell von der Strumpffirma Hudson zur Verfügung gestellte Rohlinge - über das Sandmodell gezogen, mit Reißzwecken fixiert und von unten mit Holzstäbchen unterstützt. Zunächst war nur der Bereich des Stadions überdeckt. Dann wurden die Netzdächer - nach Joedicke Anregung - auch über die gesamten Sportstätten hinweg zu einer gemeinsamen, einheitlichen Form ausgedehnt und die Schalenkonstruktionen aufgegeben.⁴⁰ Als Resultat ergab sich ein aus weich geschwungenen Geländelinien geformtes Modell, in welches Mulden für die Sportstätten eingelassen waren, zusammengefasst durch ein hauchdünnes, kaum wahrnehmbares Dach, aus Nylonstrumpfmaterial geformt, mit Stäbchen angehoben und mit Markierungsnadeln zum Rand hin in Form gespannt.

Der Wettbewerb wurde am 13.10.1967 zugunsten von Behnisch & Partner entschieden. Ein günstiger Umstand war die Bestimmung Egon Eiermanns zum Vorsitzenden des Preisgerichts, der durch seine Unterstützung und sein Engagement wesentlich zur Durchsetzung des Entwurfes beitrug. Die Arbeit wurde als „in allen Teilen hervorragend“ beurteilt: „Die für den Entwurf typische Modellierung des Geländes bildet einen nicht nur ökonomischen, sondern auch vom städtebaulichen Gesichtspunkt her zu würdigenden Ausgangspunkt für die Lösung der Aufgabe, die Masse der Olympischen Bauten in einem von der Natur nicht begünstigten Gelände unterzubringen. (...) Die Herstellung der Sportbauten durch die Erdschüttungen ist gut gelungen, umso mehr, als es sich nicht um hohe Aufböschungen handelt und besondere Tunnelzugänge unnötig sind.“ Jedoch wurden vom Preisgericht die Eignung der Dachkonstruktion, insbesondere als Dauerbauwerk, dessen Brauchbarkeit, Haltbarkeit, Betriebssicherheit und Wirtschaftlichkeit infrage gestellt: „Wenn auch das Preisgericht auf dem Standpunkt steht, dass jede gebaute Form zu einem bestimmten Zeitpunkt dank bestimmter technischer, konstruktiver und materialmäßiger Möglichkeiten eine erstmalige Verwendung gefunden und ihre weitere Anwendung damit als legale Fortsetzung einer bestimmten Entwicklung zu gelten hat, so ist es fraglich, ob bei diesen Dimensionen das Vorbild der Montrealer Zeltkonstruktion für ein Dach dieses Ausmaßes ausgeführt werden kann. Das Preisgericht sieht sich nicht in der Lage, sich über die Brauchbarkeit dieses Vorschlages definitiv zu äußern und muss leider mit der Fragwürdigkeit der vorgeschlagenen Überdachung diesem in allen Teilen hervorragenden Entwurf in Bezug auf die geforderte Haltbarkeit und Betriebssicherheit Einschränkungen auferlegen. (...) Das Preisgericht ist der Auf-

³⁷ Fritz Auer, Carlo Weber, 16.2.2004 und Manuskript Fritz Auer, a.a.O.

³⁸ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 5.9.2001

³⁹ Fritz Auer, Carlo Weber, 16.2.2004 und Manuskript Fritz Auer, a.a.O.

⁴⁰ S. Manuskript Fritz Auer, a.a.O.

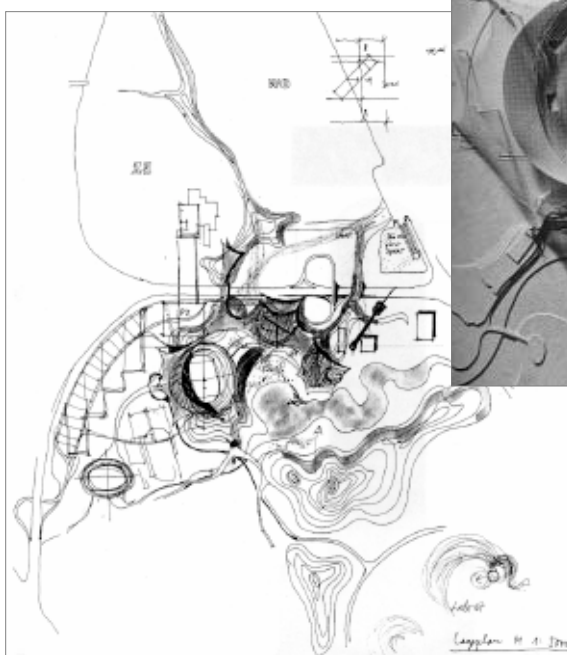
fassung, dass anstelle der Zeltdachkonstruktion andere Dachkonstruktionen im gegebenen Falle verwendet werden können, ohne dass die für die Urteilsfindung maßgeblichen Qualitäten dieser Arbeit verloren gehen.“⁴¹

Das Preisgericht äußerte in seiner Begründung zunächst die Meinung, dass andere Dachkonstruktionen verwendet werden könnten, ohne dass die wichtigen, den Entwurf kennzeichnenden Elemente beeinträchtigt würden. Trotz großer Bedenken bzgl. der Realisierbarkeit des Daches wurde das Gesamtkonzept mit dem Schwerpunkt und der zentralen Bedeutung der zusammenführenden Gestaltung der Landschaftsräume herausgestellt. Nicht etwa bauliche Maßnahmen, sondern die Auffassung von der Geschlossenheit des Entwurfes - zu erreichen durch die Grünräume mit integrierendem und verbindendem Charakter, die Beziehungen und Zuordnungen zueinander - seien die prägenden Merkmale des Gesamtentwurfes.

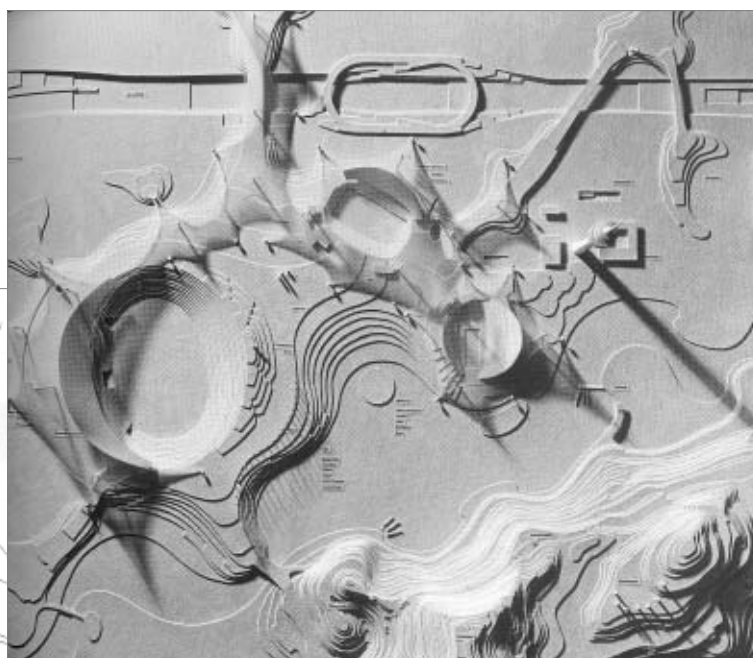
Eine zeitgenössische Kritik 1967 urteilte wie auch das Preisgericht trotz kritischer Bedenken zur Haltbarkeit und technischer Probleme bei der Dachkonstruktion insgesamt positiv: „Dieser Entwurf ist aus einem Guss. Nicht die Einzelformen machen das Wesen aus, sondern die Zuordnung des Einzelnen zum Ganzen. Für mich lag hierin der Schlüssel zum Verständnis dieser und in der Folge aller andere Arbeiten. (...) Nicht die gebaute Form ist das Primäre, sondern die Zielvorstellung für eine Aufgabe, die eben nicht vom formalen Aspekt, sondern vom Wesen der Aufgabe abgeleitet ist. Und dafür müssen die technisch-konstruktiven Möglichkeiten gefunden werden.“⁴²



10 Behnisch & Partner mit Jürgen Joedicke, Wettbewerbsentscheidung Oktober 1967



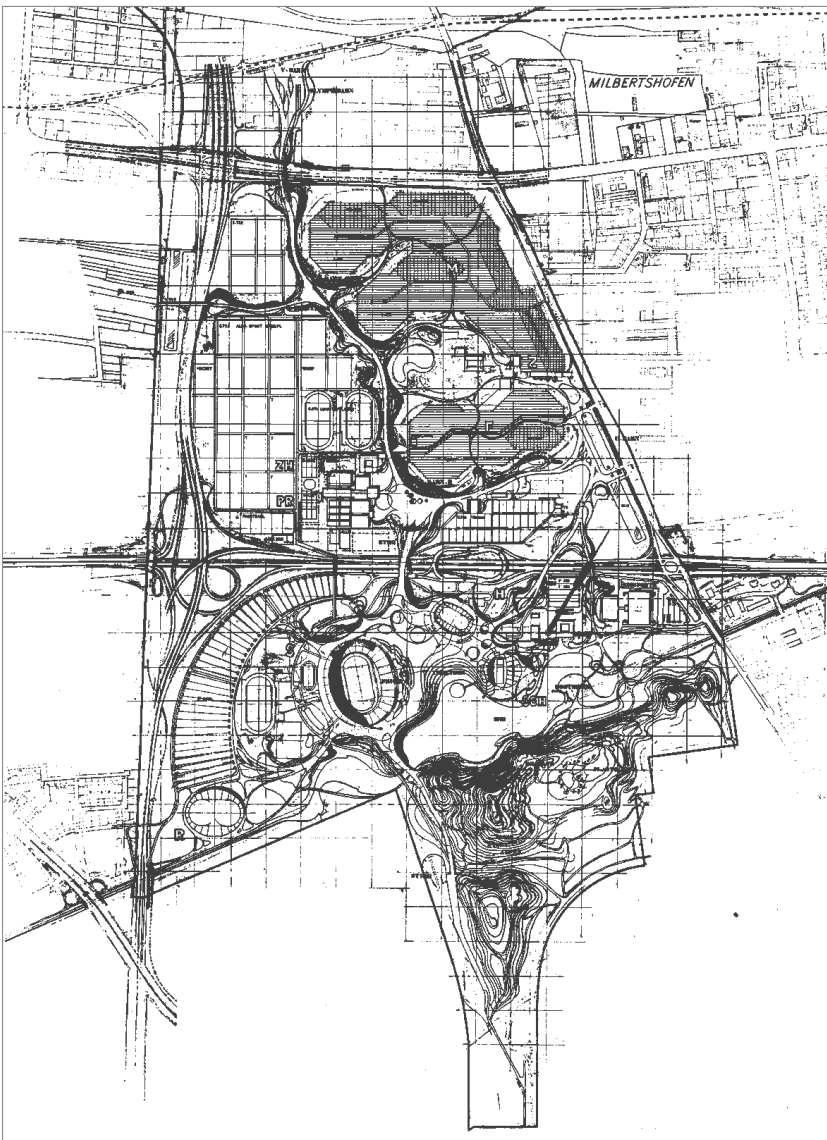
11 Modell der Sportanlagen im zentralen Bereich



12 Entwurfsskizze von Carlo Weber

⁴¹ Aus der Preisgerichtsbeurteilung zu den Olympiaanlagen, Oktober 1967, AB

⁴² Jan Kim Wallenborn: Für die XX. Olympischen Spiele in München, in: db 11/1967, S. 256ff

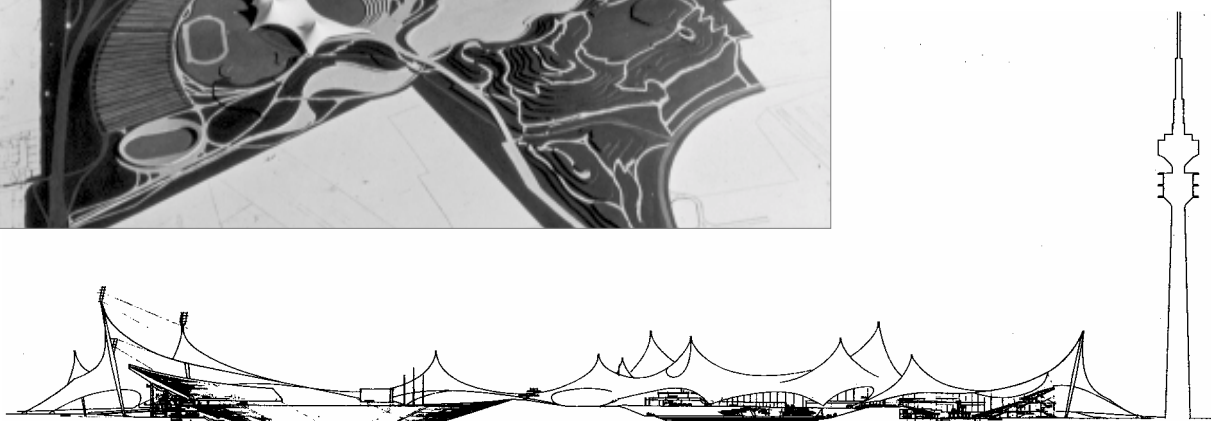


13 Lageplan der Gesamtanlage
(Zeichnung Carlo Weber)



14 Wettbewerbsmodell

15 Schnitt durch Stadion, Zentrum,
Sporthalle und Schwimmhalle
(Zeichnung Günter Behnisch)



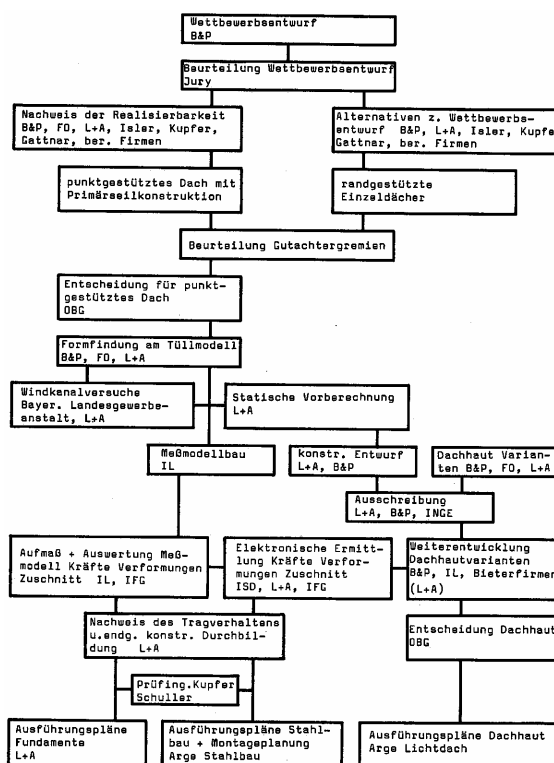
Entwicklung der Dachkonstruktion - Lösungen und Entscheidungen

Die Zweifel des Preisgerichtes bezüglich der Realisierbarkeit des Daches bestimmten in den folgenden Monaten bis zur Entscheidung der Olympia-Baugesellschaft OBG und Auftragsvergabe im Juni 1968 die Planungen und hatten erheblichen Einfluss auf deren Verlauf. Die Machbarkeit eines solchen Daches war bisher nur an einigen vergleichsweise sehr kleinen Dächern, u.a. am temporären Montrealer Dach erprobt worden. Die großen Unterschiede lagen in Funktion und Dimension - zum einen eine temporäre Dachkonstruktion mit einer überdachten Fläche von ca. 7.300 qm, zum anderen ein Dauerbauwerk mit eine Fläche von 70.000-80.000 qm, von dem Teilbereiche nicht nur Regenschutz, sondern auch Wind- und Wärmeschutz, d.h. einen vollständigen Klimaschutz haben mussten.

Nach den unklaren Aussagen des Preisgerichtes in der Preisgerichtssitzung am 13.10.1967 wurde das Projekt monatelang wegen fraglicher Wirtschaftlichkeit oder sogar fraglicher, genereller Realisierbarkeit diskutiert. Zahlreiche technische Bedenken, u.a. bzgl. der Haltbarkeit der Dachhaut, der Standfestigkeit bei Wind- und Schneelasten, ablehnende Stellungnahmen und Gutachten trugen zu einer weiteren Verunsicherung und Verzögerung bei. Ein weiterer Schwerpunkt der Kritik richtete sich auf die mit den technischen Schwierigkeiten verbundenen, zu erwartenden unwirtschaftlichen Lösungen. Wichtige Entscheidungsprozesse im Bereich der öffentlichen Hand wurden nicht öffentlich verhandelt, entsprachen nicht dem geistigen und architektonischen Anspruch an die Darstellung von demokratischer Ausrichtung der Gesellschaft, die mit diesem Projekt eigentlich symbolisiert werden sollte.

Der Einfluss und das Engagement Egon Eiermanns wurden erneut deutlich, als Willi Daume in der schwierigen Situation im Winter 1967/68 die Beteiligten zu einer Unterredung bat. Günter Behnisch erzählte im Rückblick: „Willi Daume wohnte am Starnberger See. Und an diesem Abend stürmte und schneite es, man hätte meinen können, dieses ‚konspirative Treffen‘ hätte verhindert werden sollen. Ich kam vom Skifahren mit drei Stunden Verspätung an, eine Stunde vor Egon Eiermann, der aus Baden-Baden kommend ebenfalls im Schnee festgeessen hatte. Nach Mitternacht kamen wir auf das Thema. Egon Eiermann, den ich bis dahin nicht gesprochen hatte in dieser Sache, beugte sich kurz zu mir und fragte ‚Schafft ihr das?‘ Nun, ich wusste das ja auch nicht, aber ich sagte mit einer Stimme so fest wie möglich in dieser Situation ‚Selbstverständlich!‘. Welche andere Möglichkeit hätte ich denn gehabt? Worauf Egon Eiermann aufsprang, die Hand hob und rief: ‚Herr Daume, das Dach ist baubar, wir bauen das Dach!‘.“⁴³

Auf Empfehlung des Preisgerichtes sollte nun geprüft werden, ob die vom 3. Preisträger - den Architekten Heinle und Wischer mit Leonhardt + Andrä - erarbeiteten Überdachungsvorschläge in eine Lösung einbezogen werden konnten. Eine Besprechung Ende 1967 ergab aber keine Verständigung über ein Zusammenwirken der Ingenieure Leonhardt + Andrä, die als Projektbearbeiter Jörg Schlaich zur Verfügung stellten, mit Behnisch & Partner⁴⁴, mit Fritz Auer als Verantwortlichem für die Dachlösungen. Im Januar 1968 wurde ohne Wissen der Architekten von der OBG, noch unter dem Vorsitz von Paul Löwenhauser, ein Abguss des Landschaftsmodells ohne Dach an die Verfasser des 3. - Heinle und Wischer, Stuttgart - und des 4. Preises - Arbeitsgemeinschaft Beier, Grube, Harden, Laskowski, Braunschweig - verschickt, mit der Aufforderung, Alternativen für das Dach zu entwickeln. Das Vorhaben wurde jedoch durch eine einstweilige Verfügung gestoppt.⁴⁵



16 Verlauf der Dachplanung und beteiligte Ingenieure

Auch Frei Otto, der von Behnisch am 12.1.1968 schriftlich um Stellungnahme zur Dachkonstruktion gebeten worden war, beteiligte sich nun an der Entwicklung des Daches. Otto erklärte 1972: „Obwohl mir die Tatsache, dass diese Idee im Wettbewerb war, erst nach der Entscheidung des Preisgerichtes bekannt wurde, und es zudem meine erklärte Absicht war, mich nicht an den olympischen Bauten in irgendeiner Form zu beteiligen, habe ich mich sofort eindeutig für diesen Entwurf eingesetzt und nie einen Zweifel daran gelassen, dass er meiner Meinung nach die bei weitem beste Lösung des Wettbewerbes brachte und im Prinzip realisierbar war. Meine

⁴³ Günter Behnisch: Treffen mit Egon Eiermann, in: Symposium Egon Eiermann. Vorträge zum Eiermann-Symposium am 19.10.1994, Universität Stuttgart

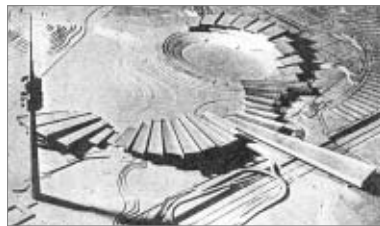
⁴⁴ Jörg Schlaich: Das Olympiadach in München, in: Johann-Karl Schmidt (Hrsg.): Behnisch & Partner. Bauten 1952-1992, Stuttgart 1992, S. 48

⁴⁵ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 5.9.2001; Fritz Auer, Carlo Weber in Gespräch mit der Verfasserin am 16.2.2004; Manuskript Fritz Auer, a.a.O.

praktische beratende Tätigkeit begann aber erst, nachdem mir der Architekt eine Erklärung gegeben und dringend um Mithilfe in der schwierigen Situation des Frühjahrs 1968 gebeten hatte.⁴⁶

Gleichzeitig wurden von Günter Behnisch u.a. die Münchener Ingenieure Kupfer und Gattnar hinzugezogen, mit denen unter Beachtung der Forderungen des Auslobers und des Landschaftskonzepts sowohl die Wettbewerbslösung weiterentwickelt als auch Varianten der Überdeckung erarbeitet wurden. Am 19. Februar 1968 wurden der OBG mit dem Hauptgeschäftsführer Carl Mertz, welche verantwortlich für die Oberleitung der gesamten Baumaßnahmen wie Ausschreibung, Kostenvoranschläge, Bauverträge, Abrechnung, Bauleitung, etc. war, Voruntersuchungen und Stellungnahmen zu mehreren Überdachungsvarianten vorgelegt, die mit der Beteiligung verschiedener Ingenieure (Kupfer und Gattnar, Leonhardt, Lewenton, Otto, Polonyi, Isler) und Firmen entwickelt wurden:

- (a) punktgestützte, abgehängte Dächer mit Seilnetzstrukturen (Weiterentwicklung aus dem Wettbewerb)
- (b) flache Schalen
- (c) fächerförmig angeordnete Systeme mit Plattenbalken
- (d) räumliche Strukturen aus Mero-Elementen
- (e) randgestützte, schwere Hängedächer - sowohl Lösungen mit kontinuierlicher Dachform als auch mit Einzeldächern.

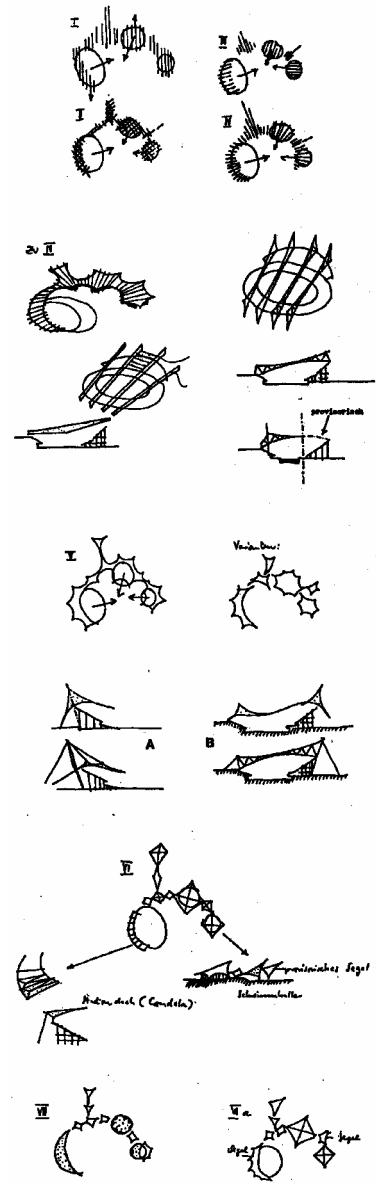


17 Varianten der Dachlösung Anfang 1968: Lösungen (a) und (b), (c) und (d), (e)

18 Skizzen zu den Überlegungen zur Dachform, Stand 19.2.1968:

- I Orthogonale Struktur, II Struktur mit 45°-oder 60°-Ordnung, III getrennte orthogonale Strukturen,
- IV Radialstruktur, V Seilnetzstruktur, VI Addition von HP-Schalen, VII HP-Schalen und Segel

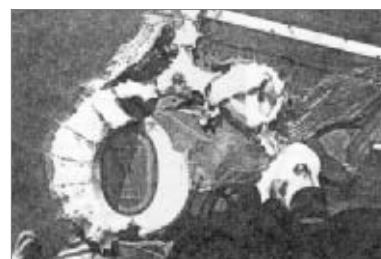
19-20 Beauftragte Konstruktionsvarianten: punktgestützte (a) und randgestützte (e) Hängedächer



⁴⁶ Frei Otto: Das Zeltdach. Subjektive Anmerkungen zum Olympiastadion, in: Allgemeine Bauzeitung 48/1972, S 42; und in: Berthold Burkhardt (Hrsg.): Frei Otto. Schriften und Reden 1951-1983, Braunschweig/Wiesbaden 1984, S. 103

Am 1.3.1968, fast fünf Monate nach der Wettbewerbsentscheidung, erfolgte eine Auftragserteilung an Behnisch und Partner - für die Gesamtkonzeption und den Bebauungsplan des Oberwiesenfeldes, für die Sportstätten im südlichen Teil auf der Grundlage des Wettbewerbsentwurfs. Noch immer waren jedoch keine abschließenden Entscheidungen zum Dach getroffen worden. Aus den vorgeschlagenen Lösungen beauftragte die OBG Vorprojekte für das punktgestützte, reine Flächentragwerk mit Holzauflege von Kupfer und Gattnar und für die randgestützte Dachform aus Einzeldächern, die bis zum 1.6.1968 ausgearbeitet werden sollten. In der Folgezeit wurden nun zahlreiche Lösungsmöglichkeiten entwickelt - von Behnisch & Partner (Fritz Auer) in Zusammenarbeit mit Frei Otto (Ewald Bubner) vor allem für das punktgestützte Hängedach, von Leonhardt + Andrä (Jörg Schlaich) für randgestützte, vorgespannte Hängedächer. Die Aufträge für das Olympische Dorf und die Zentrale Hochschulsportanlage wurden ohne weitere Wettbewerbsausschreibung an den 3. Preisträger Heinle und Wischer vergeben. Am 31.3.1968 wurden der OBG die zwei Versionen für die Dachkonstruktion vorgelegt, eine randgestützte Version aus Einzeldächern und die Weiterentwicklung der punktgestützten Version aus dem Wettbewerb. Nach der Auftragserteilung wurde Anfang März 1968 damit begonnen, weitere Mitarbeiter einzustellen, so u.a. Jürgen Krug, Johannes Albrecht, Adolf Schindhelm, Berthold Rosewich, Jörg Bauer und Frohmüt Kurz. Anfang April wurden Büroräume zunächst in einer Villa in der Destouchesstraße in München bezogen und dann in das Olympiabauzentrum verlegt, wo sich auch Günter Grzimek, Heinle und Wischer und die beteiligten Ingenieure niederließen.⁴⁷

Frei Otto legte im Mai 1968 einen Vorschlag für eine weitere punktgestützte Lösung vor, die in der Öffentlichkeit sogenannte „Zeltdachkonstruktion“, bei der die Dachhaut nicht mehr zur Mastspitze hochgeführt und die Pylone linear gegen das freiverlaufende Randseil sowie die rückseitigen Zuganker abgespannt wurden. Durch die entgegengesetzt konkav-konvexe Einspannung des Systems aus Primär- und Sekundärseilen und Seilnetzflächen sollten die Kräfte abgeleitet werden. Zunächst sollten nur die linsenförmigen Augen zwischen den Flächen transparent bleiben, die restliche Dachfläche mit einer Auflage aus Holz oder einer dünnen Schale aus Perlitbeton versehen werden. Für die Dachhaut wurden verschiedene Möglichkeiten, so u.a. PVC-Folie, Bitumen oder aluminiumbeschichtete Auflagen vorgesehen. Frei Otto und Leonhardt + Andrä hatten schon für den Pavillon in Montreal zusammengearbeitet, waren aber - was Günter Behnisch nicht wusste - im Streit auseinandergegangen. Das war der Zusammenarbeit an der Entwicklung des Daches nicht gerade förderlich.



21 Konstruktionsvariante Frei Otto, Mai 1968

Ebenso waren neben Frei Otto (Form und Gestalt) und Leonhardt + Andrä (Jörg Schlaich) weiterhin auch die Ingenieure Isler (Statik), Schaupp (Bauphysik), Linkwitz und Kneißl (Vermessung) sowie Kupfer (Prüfung und Statik) an der Entwicklung der Lösungen für das Dach beteiligt. Bis Juni wurden in Zusammenarbeit mit den verschiedenen Ingenieuren die Vorschläge weiterentwickelt - nun auch Frei Ottos „Zeltdachkonstruktion“. Nach der Prüfung der Lösungen durch eine international besetzte Ingenieur-Kommission wurde Anfang Juni 1968 nochmals das Preisgericht vor der Entscheidung für die auszuführende Konstruktion hinzugezogen, insbesondere zur Klärung der offenen Alternativen zwischen einem zusammenhängenden Dach oder Einzeldächern: „Der Vergleich der punktgestützten und der randgestützten Konstruktion bestätigt die Auffassung des damaligen Preisgerichtes, dass wesentliche Vorzüge des mit dem 1. Preis ausgezeichneten Entwurfes unabhängig von der Wahl der Überdeckung bestehen. Es zeigt sich jedoch, dass die Grundidee des Entwurfes durch die Zeltdachkonstruktion in überzeugender Weise unterstrichen und gesteigert wird, wie dies bei getrennter Überdachung von Einzelbaukörpern nicht erreichbar wäre. (...) Aus diesen Gründen sind die Preisrichter einstimmig der Auffassung, dass die sogenannte Zeltdachkonstruktion eindeutig den Vorzug verdient. Sie stellen mit Befriedigung fest, dass die Ausarbeitung der Alternativen sich keineswegs als eine überflüssige Vorsichtsmaßnahme erwiesen hat, sondern eine klare und ausgereifte Entscheidung ermöglicht hat.“⁴⁸

Die OBG unter dem Vorsitz von Franz-Josef Strauß schloss sich am 21.6.1968 der Empfehlung des Preisgerichts über das nun zu realisierende punktgestützte, vorgespannte Hängedach an. Erst jetzt konnte mit der eigentlichen Planungsarbeit für das Dach begonnen werden. Die Planungsgruppe für das Dach bestand nun aus der Gemeinschaft der Architekten und Ingenieure Behnisch & Partner, Frei Otto und Leonhardt + Andrä. Am 16.9.1968 wurde der Entwurf im Maßstab 1:100 vorgelegt, am 28.10.1968 mit den Erdanschüttungen für den Zentrumsbereich begonnen. Die Rohbauarbeiten für Stadion, Sporthalle und Schwimmhalle wurden am 9.6.1969 begonnen und am 23.7.1970 fertiggestellt. Auch jetzt ließen die Kritik und Zweifel an der Ausführbarkeit des geplanten Daches nur zeitweise nach und beeinflussten erheblich den Entwurfs- und Planungsablauf.

Während der Planungen für München wurde 1969 der *Pavillon für die BuGa Dortmund* fertiggestellt. Der Holzverband wollte sich ebenfalls an den Planungen beteiligen, sodass Behnisch & Partner mit einem Musterpavillon beauftragt wurden. Als erste Hängeschale dieser Art wurde ein zugbeanspruchtes Holzflächentragwerk mit freien Rändern über eine Spannweite von 65 m entwickelt. Die Dachform des hyperbolischen Paraboloids war in den 50er und 60er Jahren eine beliebte Konstruktionsform⁴⁹, da einfach zu berechnen. Die Verwendung einer mehr-

⁴⁷ Manuskript Fritz Auer, a.a.O.

⁴⁸ s. dazu: aw Januar/1969: 1. Sonderheft WBW Olympiaanlagen in München, S. III/5f

⁴⁹ S. a. Curt Siegel: Strukturformen der modernen Architektur, München: Callwey 1960

fach gekrümmten Dachfläche, hier als Holzkonstruktion und mit einer Holzeindeckung, wurde jedoch in München nach der Forderung der Klardurchsichtigkeit nicht mehr als Lösungsmöglichkeit berücksichtigt.



22 Pavillon für die Bundesgartenschau in Dortmund, 1969

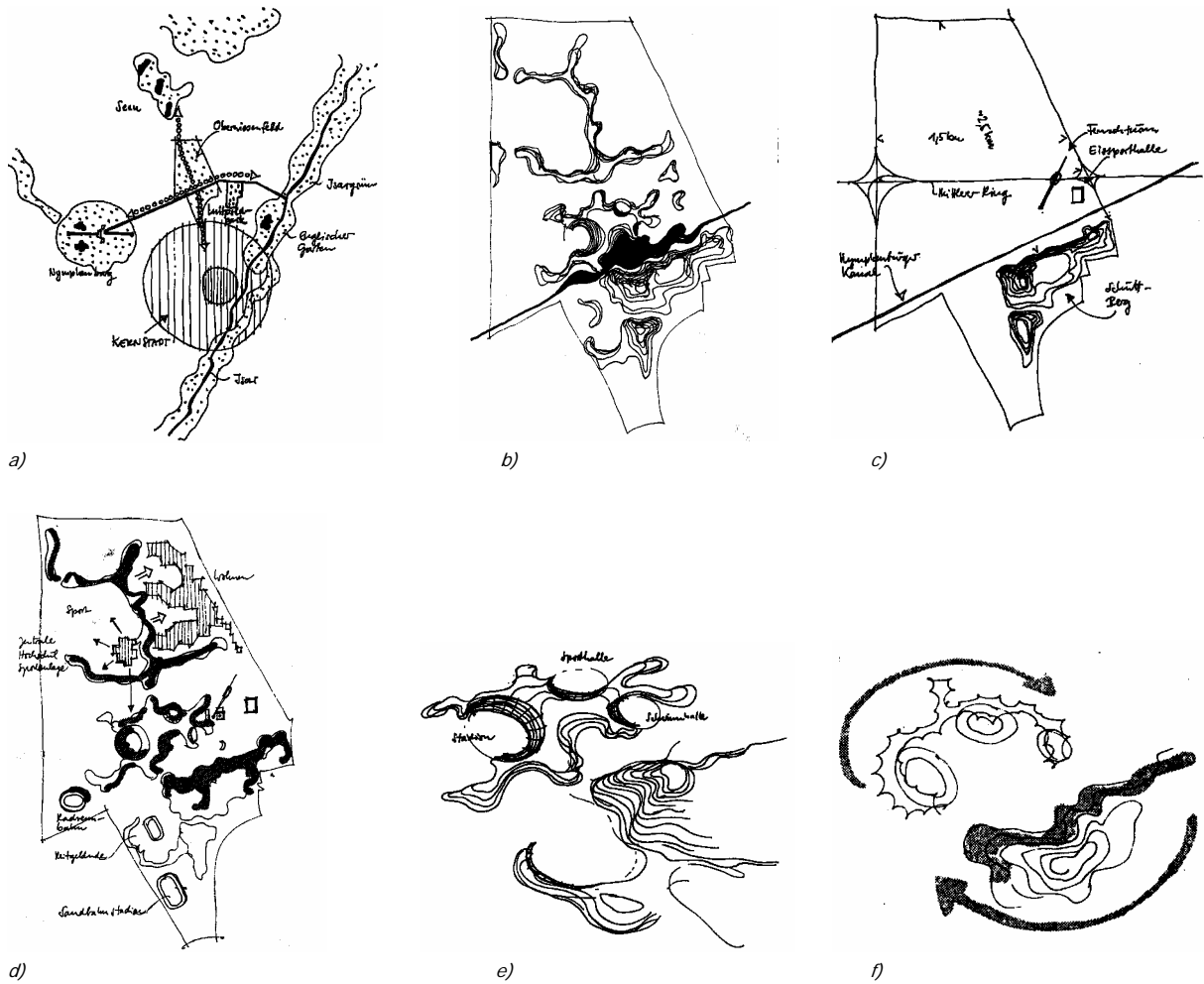
Konzeptioneller Ansatz und Bezüge

Parallel zu Entscheidungsfindung für eine Dachlösung wurden die deutlich an den Leitmotiven der Auslober orientierten Zielvorstellungen verfeinert, die Behnisch als wichtige und das Konzept stark beeinflussende Voraussetzung bezeichnete: Das Gelände im Norden der Stadt, in einem städtebaulich noch wenig entwickelten Gebiet, sollte, so der Auslobungstext, deutliche Impulse für die zukünftige Entwicklung erhalten und schon im Wettbewerb auch für die Nachnutzung als Naherholungsgebiet geplant werden. Die Architekten hatten auf der Grundlage dieser Vorgabe eine Parklandschaft entwickelt, die eine für München typische Attraktion und als Naherholungsgebiet eine Ergänzung zum Nymphenburger Park und zum Englischen Garten darstellen und die besondere Atmosphäre der Stadt widerspiegeln sollte - mit einer Stimmung der Offenheit, Heiterkeit, Leichtigkeit, Transparenz in menschlichem Maßstab. Auszüge aus dem Erläuterungsbericht des Wettbewerbs verdeutlichten die Ansätze: *„Die Olympischen Spiele in München sollen wieder an die ursprüngliche Form der Kämpfe in Griechenland anknüpfen: Der sportliche Wettkampf soll durch musische Veranstaltungen ergänzt werden (...) Die geistige Idee hat Vorrang vor dem materiellen und technischen Aufwand. Die Anlage soll ein geschlossenes Erscheinungsbild bieten und eng mit dem städtischen Gewebe verflochten sein: die von außen kommenden städtischen Funktionen - Grünzüge, Wasserwege, Straße, Fußwege, Radwege - werden gefasst und im Gelände intensiviert. Die kraftvolle Bewegung des bestehenden Hügels wird aufgenommen und als bestimmende, dreidimensionale Form durch das Gebiet geführt. (...) Im Südtel des Geländes bildet sich ein eindeutiger Schwerpunkt. Hier treffen die den Charakter des Bereiches bestimmenden Elemente zusammen: Fernsehturm als weithin sichtbares Signal, Nymphenburger Kanal mit dem neuen See, Geländebewegung, Freizeitbereiche etc. (...) Das Herz der Anlage ist ein von drei Seiten gefasster Freiraum, der sich nach vorn zum See absenkt. Um diesen Freiraum gruppieren sich Kampfstätten, Fernsehturm, Wasser und Berg; in diesen Freiraum münden alle Wege. (...) In dieser gestalteten Landschaft mit ihren dem Sport und der Muse dienenden Anlagen könnte jene Atmosphäre entstehen, die während der Olympischen Spiele zur sportlichen und kulturellen Begegnung der Jugend der Welt führt. Die einzelnen Kampfstätten sind Teile dieser Situation. Sie bilden - ähnlich den antiken Anlagen - Geländemulden. Diese Mulden sind nach außen hin durch Tribünenkonstruktionen ergänzt. Die Form der Kampfstätten ist dem Kreise angenähert. (...) Bei der Entwurfsbearbeitung ergab sich zur Überraschung der Verfasser ein Anordnungsprinzip, das verschiedene Analogien zu der Form hat, welche die Anlage der Olympischen Spiele in Griechenland auszeichnete. Es zeigte sich, dass sich, wenn man den Versuch unternimmt, die Olympischen Spiele wieder zu einem Fest der Musen und des Sports zu machen, bestimmte Organisationsformen wiederholen, die früher in Olympia eine Rolle spielten; so (IERA ODOS) Weg, Tore (PROPYLA), zentraler Bereich (ALTIS), Fluss (ALPHEIDOS), Hügel (KRONION) u.a.m. (...) Der konstruktive Aufwand soll in der gesamten Anlage so gering wie möglich sein.“⁵⁰*

Die Ähnlichkeiten des Konzeptes zu den griechischen Ursprüngen der Olympischen Spiele waren nicht Bestandteil der von Auslober vorgegebenen Leitgedanken, sondern wurden von der Ehefrau des damaligen Mitarbeiters Horst Bidlingmaier entdeckt und von den Architekten unter Mitwirkung von Jürgen Joedicke als Bezüge zu den griechischen Orten im Erläuterungsbericht ausformuliert. Sie verdeutlichten Ansatzpunkte, die auch schon in früheren Arbeiten erkennbar waren, so z.B. schon im Rathaus Mannheim 1961. Es kamen aber wesentliche Aspekte hinzu, welche die zukünftige Arbeit prägen sollten: Nicht mehr der technische Aspekt der Aufgabe sollte die Gestalt des Baus bestimmen, sondern die dahinterstehende geistige Idee; die dafür gewählten technisch-konstruktiven Möglichkeiten sollten in den Hintergrund treten. Die inhaltlichen Bezüge in München waren neben der Aufgabe Olympia durch den Ort bestimmt: Der Nymphenburger Kanal in Verbindung mit einem künstlich aufgestauten See, dem Fernsehturm und dem seit 1945 bestehenden Trümmerberg waren die den Ort prägenden Elemente, die durch die künstlich zu schaffenden „natürlichen“ Elemente miteinander zu einer Landschaft verbunden werden sollten.

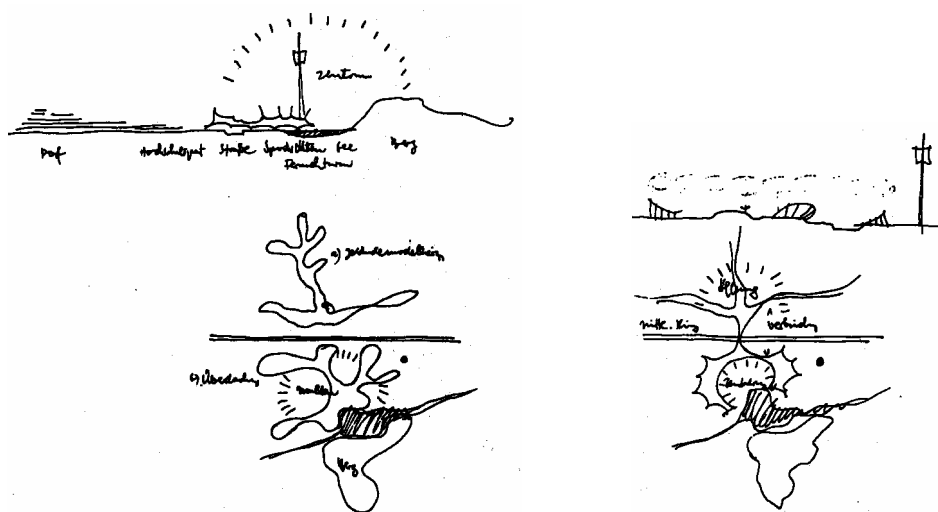
Auch der Zusammenhang und der Bezug zu den historischen Ursprüngen der Aufgabe „Olympia“ unterstützte die räumliche Vorstellung, die nicht eine übliche Unterscheidung der Elemente Landschaft und Baukörper zugrunde legte, sondern alles Körperhafte in die Landschaft integrieren sollte. Ziel war, fast sämtliche Nutzungsfunktionalen Teile der Aufgabe im Boden „verschwinden“ zu lassen. Als eigentlich kontrastierendes und technisches Element blieb das Dach übrig, das aber so wenig wie möglich hervorgehoben werden sollte. Der integrierende Charakter dieser Elemente sollte verstärkt werden durch die zentrumsorientierte Anordnung der Arenen: Die äußere Form der Schüssel des Stadions wurde vom Längsoval der Kreisform angenähert. Die zunächst im Wettbewerb vorgesehenen Zwei-Rang-Tribünen wurden in kontinuierlich steigende Ein-Rang-Tribünen geändert. Beide Maßnahmen dienten der Steigerung des Gemeinschaftsgefühls der Zuschauer, betonten die Zentralform der Anlage.

⁵⁰ Aus dem Erläuterungsbericht zu den Olympianlagen, AB



23 Architektonisches Konzept, Ende 1968 (Zeichnungen Carlo Weber)

- a) Überörtliche Beziehungen zu anderen Parkanlagen und zur Innenstadt Münchens
- b) Ausgangssituation mit vorhandenen Elementen: Ebene, Berg, Kanal, Fernsehturm, Eissporthalle
- c) Elemente der Olympischen Landschaft: Berg, aufgestauter See, zentrales Plateau und Weiterführung der Geländemodellierung nach Norden
- d) Gliederung des Geländes in überschaubare Bereiche: Hochschulsportanlage und Wohnbebauung im Norden, zentral Sportstätten im Süden
- e) In Geländemulden eingebettete Sportstätten am Rande des zentralen Platzes als Bestandteile der Landschaft
- f) Sportstätten und Teile der Landschaft, überspannt von einem alles zusammenhaltenden Dach, vereinigt zu einer Großform



24 Zielvorstellungen zur Dachkonstruktion, Ende 1968

Überlagerung zweier Systeme: Geländemodellierung als Gestaltform, Sportstätten Bestandteile der künstlichen Landschaft (Mulden)

Überdachung eines Bereiches der künstlichen Landschaft mit einer Strukturform

Funktion der Überdachung im städtebaulichen Konzept: Zusammenfassung der Sportstätten, räumliche Begrenzung des zentralen Bereiches
Zeichenhafte, unverwechselbare Großform: zentrierend und öffnend, verbindend und zusammenfassend

Die gestalterische Zielsetzung für das Dach wurde in einer Gegenüberstellung von Wettbewerb und Ausführung 1970 als „*optimale Lösung des Problems Überdeckung eines Teils der Landschaft unter Einsatz angemessener Mittel*“⁵¹ betrachtet. Es sollte die Wettkampfstätten überspannen, untereinander und mit den nördlichen Bereichen des Olympiageländes verbinden. Die möglichst dünne, transparente Dachhaut, ein gleichmäßig dünnes Seilnetz mit filigranen Verbindungsteilen und möglichst schlanken Masten wurden benötigt, um die Funktion der Wetterhaut zu erfüllen, und sollten den Eindruck der Landschaft so wenig wie möglich stören. Das Zentrum der Anlage sollte durch das Dach gekennzeichnet und akzentuiert werden. Die verschiedenen Wettkampfstätten wurden nicht als getrennte Bereiche betrachtet, sondern waren als zusammenhängende Funktionsbereiche und Bestandteile der Landschaft gedacht, die auch zusammenhängend überdacht werden sollten. Dieser konzeptionelle Grundansatz war maßgeblich für die Suche nach der Dachlösung.

In den 1969 veröffentlichten, und in Zusammenarbeit mit Jürgen Joedicke verfassten, verfeinerten Erläuterungen zum Konzept wurde die Unterscheidung dieser zwei wesentlichen kontrastierenden Elemente sowie die wichtige symbolhafte Funktion des Daches zur Verstärkung des Zentrums betont. „*Nicht Einzelbauwerke waren das Ziel, sondern eine Architekturlandschaft, die unterschiedliche Formen des Gebrauchs überdeckt. Das die Sportbauten überdeckende Dach ist als Großform zeichenhaften Charakters ausgebildet und bezeichnet weithin sichtbar den Schwerpunkt der Anlage auf dem Oberwiesenfeld. Das Dach umschließt zugleich den zentralen Raum zwischen den Sportstätten, der sich zum See und zum Berg hin öffnet. Hier, in diesem Zentrum, dem sich öffnenden und zugleich bergenden Raum, schlägt das Herz der Olympischen Spiele.*“⁵²

Der zentrumsorientierte Ansatz war eine Anknüpfung an die Konzeption der zuvor beschriebenen kreisförmigen Schulgebäude, verdeutlichte eine Haltung mit ähnlichem gedanklichen und gesellschaftlichen Hintergrund. Damit hatte Behnisch die Interpretation der gesellschaftlichen Aspekte und Visionen, die schon in den letzten Schulgebäuden - besonders in Oppelsbohm - formuliert waren, auf eine höhere Wirkungsebene ausgeweitet, die der Repräsentation der Gesamtgesellschaft und des Staates nach außen entsprach. Die Darstellung einer erhofften nationalen Lebens- und Gesellschaftsform konnte als geistiger Inhalt in die Gestalt einbezogen werden.

In den 1968 ebenfalls unter Mitwirkung von Jürgen Joedicke verfassten, architekturtheoretischen Anmerkungen wurden neben den für Behnisch grundlegenden Formulierungen des Bauherrn der Stellenwert der Konstruktion und der Anspruch an die Dauerhaftigkeit zu den zentralen Fragestellungen. Für die Betrachtung der Formqualität sei von entscheidender Bedeutung, welche Stellung der Konstruktion bei der Interpretation der Aufgabe zugemessen werde. Mit Häring's Begriff des „Wesens einer Aufgabe“ würden sich Spielräume für die Interpretation des Architekten öffnen, die entscheidenden Einfluss auf die Gestalt nehmen könnten. Die Entwicklung der Aufgabe müsse sowohl an den „*konstanten Faktoren*“ wie Topographie, Klima, Recht, Gesellschaft erfolgen wie auch an den „*variablen Faktoren*“, die im interpretativen Bereich der Architekten lägen. In der Formulierung im Erläuterungsbericht wurden zwei sich überlagernde und ergänzende Systeme unterschieden: die raumbildende Geländestruktur als Gestaltform und die den Raum begrenzende Strukturform des Daches, die hier konkretisiert wurden: „*Das System 1, die modellierte Geländestruktur, wurde als eine reine Gestaltform mit hohem Innovationsgrad entwickelt. Sie ist gekennzeichnet durch Sonderlösungen, die jedoch mit geringem wirtschaftlichen Aufwand herstellbar sind, da es sich im wesentlichen um Erdarbeiten handelt. Die zusammenfassende Dachform dagegen sollte reinen Strukturcharakter haben. Eine Struktur ist gekennzeichnet durch Regelmäßigkeit der verwendeten Elemente und ihrer Beziehungen. Im Gegensatz zur Gestaltform ist die Strukturform durch Minimierung der Sonderlösungen gekennzeichnet. (...) Die Gesamtform ergibt sich aus der Überlagerung beider Systeme. (...) Das Ergebnis dieses Anordnungsprinzips kann mit dem Begriff Architekturlandschaft umschrieben werden. Der Begriff Architekturlandschaft steht in Antithese zum Begriff Bauwerk. Das Bauwerk im herkömmlichen Sinn umfasst eine einzelne, bestimmte Funktionsgruppe - die Architekturlandschaft dagegen Funktionsgruppen unterschiedlichen Inhalts. Sie kann als Überdeckung mehrerer ‚Gebäude‘ im herkömmlichen Sinn durch eine übergreifende Dachform definiert werden.*“⁵³

Mit der Unterscheidung der zwei architektonischen Systeme wurde schon die wesentliche Dualität der Grundauffassung formuliert, die Behnisch's Werk in den nächsten Jahren kennzeichnen sollte: Die als Gestaltform bezeichnete Geländestruktur ist eine Entsprechung zu den in die Landschaft modellierten Bereichen der Bauten, meistens der Erdgeschossbereiche und besonders der Bauten, die eigentlich mehr Architekturlandschaften sind als Gebäude, die eine Verbindung mit der Umgebung aufnehmen. Die Strukturform ist die Entsprechung zu der darüber liegenden Konstruktion, die mehr oder weniger ästhetisiert ist. Die hier als „*Sonderlösungen*“ innerhalb des Systems 1 bezeichneten Teile können interpretiert werden als „Vorläufer“ der später in den 70er und 80er Jahren als verselbstständigte, individuelle Teile bezeichneten Elemente. Diese werden wieder durch konstruktiv bestimmte Formen mit Strukturcharakter bzw. Strukturformen eines Systems 2 ergänzt - ebenfalls mit zusammenfassender Funktion, welche die Einzelteile zum Ganzen zusammenfügen.

Ebenso wurde in der Darstellung der klar funktional orientierte Ansatz dieser Sonderlösungen oder „*Funktionsgruppen unterschiedlichen Inhalts*“ herausgestellt, welcher die Architekturlandschaft zuzuordnen sei, die durch die übergreifende Strukturform - hier des Daches - zusammengefasst werde. Deutlich wurde auch die Unabhängigkeit dieser zwei Systeme voneinander und von den Funktionsinhalten betont: „*Zur Lösung des Problems der Einordnung der Konstruktion als Teil der architektonischen Konzeption wurde auf das Grundprinzip jeder Architektur, der Zuordnung von Raum und Raumbegrenzung, zurückgegriffen. Zwischen beiden ist eine eindeutige Zuordnung im*

⁵¹ Behnisch & Partner: Gegenüberstellung Wettbewerbsentwurf und Ausführungsplanung, in: db 4/1970, S. 255

⁵² Behnisch & Partner, Jürgen Joedicke: Erläuterung des Entwurfs, in: aw Januar/1969, 1. Sonderheft WBW Olympiaanlagen in München, S. IV/4

⁵³ Behnisch & Partner: Jürgen Joedicke: Olympische Sportstätten München 1972. Architekturtheoretische Begründung des Entwurfs, in: Bauen + Wohnen 11/1968

*Sinne einer Hierarchienbildung zu beobachten. Bei der Wahrnehmung dominiert eindeutig der Raum, die Raumbegrenzung ordnet sich unter. Das primäre Element ist der Raum, das Sekundärelement ist die Raumbegrenzung. (...) Die Konstruktion überdeckt nicht nur die Sportbauten, sondern ist auch als raumbegrenzendes Element um den zentralen Bereich, das Kommunikationszentrum der Gesamtanlage, angeordnet. (...) Es dominiert somit in der Erscheinung nicht der Teillaspekt Konstruktion, sondern der Raum als primäres Element der Architektur.*⁵⁴

Diese theoretischen Anmerkungen stellten zusätzlich die Bedeutung der als untergeordnetes Sekundärelement betrachteten Dachkonstruktion gegenüber der landschaftlichen Gestaltung zurück. Die Konstruktion sollte die Aufgabe des Gliedernden, Strukturierenden übernehmen, sollte als Betonung des Zentrums dienen, daneben aber auch das nördliche und südliche Oberwiesenfeld miteinander verbinden. Deutlich wird das Prinzip, einem aus verschiedenen Einzelementen bestehenden räumlichen System ein zweites System zuzuordnen bzw. mit diesem zu „überlagern“, welches neben den funktionalen Aufgaben der Überdeckung und Raumbegrenzung des „Zentrums“ den Zusammenhalt des Gesamtkonzepts leisten soll.

In der Ausführung erhielt das Dach jedoch wichtige Funktionen - obwohl zunächst im Wettbewerb und in den theoretischen Erläuterungen mit keiner übergeordneten Bedeutung versehen: Es wirkte nun nicht untergeordnet, sondern technisch und formal ästhetisiert - als übergreifendes, die Architekturlandschaft kongenial ergänzendes Element. In den weiteren Entwürfen und Bauten stellte sich zunächst das strukturierende, übergreifende und zum Ganzen zusammenhaltende System dar als Entsprechung zu der über dem „Zentrum“ angeordneten Konstruktion. In der intensiven Auseinandersetzung mit den konzeptionellen Grundlagen des Münchener Entwurfes in Zusammenarbeit mit Jürgen Joedicke wurden diese wichtigen Grundlagen und gedanklichen Orientierungen gewonnen, welche die spätere Arbeit deutlich mitbestimmen.

Behnisch entdeckte später auch in Goethes Beschreibung des Amphitheaters in Verona (1.Jh.n.Chr.) im Tagebuch der italienischen Reise 1786 eine Analogie zu dem zuvor entwickelten Konzept. Goethe schrieb: „(...) Wenn man hineintritt, oder oben auf dem Rande steht ist es ein sonderbarer Eindruck, etwas Grotes und doch eigentlich nichts zu sehen. Auch will es leer nicht gesehn seyn, sondern ganz voll Menschen, wie es der Kayser und der Papst gesehen haben. (...) Wenn irgend etwas auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, suchen die Hintersten auf alle mögliche Weise sich über die Vordersten zu erheben, (...) man besetzt einen benachbarten Hügel und es bildet sich in der Geschwindigkeit ein Crater. Kommt das Schauspiel, es sey ein Kampf pp offt an derselben Stelle vor, baut man leichte Gerüste an einer Seite für die, so bezahlen können und das Volck behilft sich wie es mag. Dieses allgemeine Bedürfnis hat der Architekt zum Gegenstand, er bereitet einen solchen Crater durch die Kunst, so einfach als nur möglich und dessen Zierrath das Volck selbst ist. Wie ich oben sagte, wenn es sich so beysammengesehen hat, muss es über sich selbst erstaunt seyn. Da es sonst nur gewohnt ist sich durch einander laufen zu sehn, sich in einem Gewühl ohne Ordnung und ohne sonderliche Zucht zu sehn, sieht das vielköpfige, vielsinnige, schwanckende, schwebende Thier sich zu Einem Ganzen vereinigt, zu Einer Einheit gestimmt, in Eine Masse verbunden und befestigt, und zu Einer Form gleichsam von Einem Geiste belebt. Die Simplicität des Ovals ist in jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar und ieder Kopf dient zum Maase wie groß das Ganze ist. Jetzt wenn man es leer sieht, hat man keinen Maasstab, man weiß nicht ob es gros oder klein ist.“⁵⁵

Alle wesentlichen Elemente waren hier vorgegeben: Das Ensemble von Stadion - durch die Einfügung in die Landschaft von scheinbar unbestimmter Größe - und benachbartem Berg wird als dem natürlichen Bedürfnis der Menschen nach Neugier entsprechend beschrieben, ein künstlich aufgebautes, konstruktives Gerüst als nicht dessen sozialem Gefüge entsprechend. Die Wirkung sei durch die Menschen selbst bestimmt, und die Arena wirke selbst durch ihre Fähigkeit, mit einer Form des Ovals zu ordnen, auf die Menschen zurück - als ein Ganzes und eine Einheit.

„Situationsarchitektur“ - Landschaftsentwurf und Bauten in der Landschaft

Der wesentliche Teil des Entwurfes sollte - schon in den Wettbewerbserläuterungen formuliert - die „Olympische Landschaft“ sein. Die Formulierungen des Auslobers von einer „Olympiade im Grünen“, „Olympiade der kurzen Wege“ und „Olympiade der Musen und des Sports“ wurden von den Architekten als eine „Olympische Landschaftsarchitektur“ verstanden und entsprechend übersetzt: *„Die architektonische Antwort auf die Forderung ‚Olympia im Grünen‘ hieß ‚Olympische Landschaft‘. Das war das Wesentliche. Diesem Primat der Landschaft unterstellt waren alle Teile unseres Entwurfes, auch die Sportstätten. Geländemulden ähnlich liegen sie im Schwerpunkt des Olympiaparks, zusammen mit dem Berg, dem See, den Wegen, den Bäumen.“*⁵⁶

Nach der Wettbewerbsentscheidung wurde Günther Grzimek mit der Gestaltung der Olympischen Landschaft beauftragt. Obwohl Grzimek am Wettbewerbentwurf nicht beteiligt war, waren die landschaftlichen Elemente durch die frühere Zusammenarbeit von Behnisch und Grzimek beeinflusst. U.a. bei den Gebäuden für die Fachhochschulen in Ulm - wo schon ein Schuttberg im Süden des Geländes angeschüttet worden war - und Aalen, dem Schulzentrum auf der Korber Höhe in Waiblingen und der Oskar-von-Miller-Realschule in Rothenburg hatten Grzimek und Behnisch zusammengearbeitet. Auch in weiteren Bauten und Projekten wurde Günther Grzimek später häufig zur Mitarbeit und Beratung herangezogen, so z.B. bei den Wettbewerben für die Bundesbauten in

⁵⁴ Behnisch & Partner; Jürgen Joedicke: Architekturtheoretische Begründung a.a.O.

⁵⁵ J.W. Goethe: Tagebuch der italienischen Reise, hier: Frankfurt 1976, S. 57-58

⁵⁶ Günter Behnisch, in: Behnisch & Partner (Hrsg.): Behnisch & Partner: Bauten und Entwürfe 1952-1974, Stuttgart: Hatje 1975, S. 24

Bonn und für die Staatsgalerie in Stuttgart. Nicht nur die verwandten Auffassungen, sondern auch die freundschaftliche Zusammenarbeit wirkten sich positiv auf das Ergebnis der Aufgabe aus. Behnisch bescheinigte Grzimek großes Können und unverwechselbares Gespür: „Günther Grzimek hatte großen Einfluss bei der Ausformung und Durchbildung der Landschaft. Die Anlagen hätte mit niemandem sonst gemacht werden können. Ich wüsste auch heute noch niemanden, der die Anlagen hätte gestalten können.“⁵⁷



25 Luftbild der Gesamtanlage

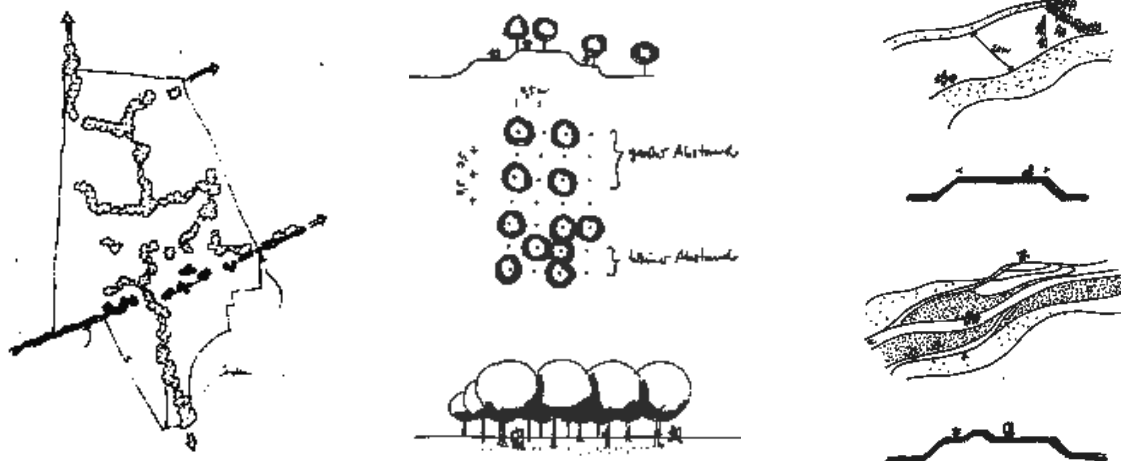
Die Umsetzung der Forderung der Olympiade „im Grünen“ entstand durch die Auffassung der Aufgabe, die funktionalen Elemente in eine Landschaftsarchitektur einzubinden: Der tragende Gedanke des Entwurfes war nicht die Schaffung einer Gebäudearchitektur, bei der das Thema „Grün“ zur Nebensache, zum schmückenden Beiwerk geworden wäre, sondern war bestimmt durch die Schaffung einer künstlichen Naturästhetik. Die Landschaft wurde räumlich gegliedert durch Erdbewegungen, Bepflanzungen und Wasser in Verbindung mit den Funktionen der Sportstätten, des Olympischen Dorfes sowie sonstiger notwendiger Einrichtungen wie Restaurants und Kiosken. Ebenso wurde auch die Nachnutzung als Naherholungsgebiet berücksichtigt, mit zusätzlichen Freizeitangeboten u.a. mit Flächen für Ballspiele, Grillplätze, Tiere und Freilichtbühnen. Die Forderung „der kurzen Wege“ wurde interpretiert im Sinne von interessanter, abwechslungsreicher Weggestaltung und der Nähe zu Stadt als „Spiel und Sport in der Stadtlandschaft“: Differenzierte Erlebnisräume in der Landschaft sollten zur Einstimmung der Menschen für musische Darbietungen dienen und Möglichkeiten zur Betätigung als Ergänzung und Ausgleich zu den Sportveranstaltungen bieten. Noch vor der endgültigen Klarheit über die Ausführung des Daches musste mit den Arbeiten der Landschaftsgestaltung des Oberwiesenfeldes begonnen werden. Von Februar bis Oktober 1968 wurde die gesamte Modellierung, die Schüttungsarbeiten für die Dämme und die Bereiche der Sportstätten vorgenommen. Aufgrund der „organischen Struktur“ der Landschaft bereitete die spätere Einfügung der Fundamente und Konstruktionen für das Dach wenig Probleme - eine Erkenntnis, die sich auch für die Planung späterer Bauten als wichtig erweisen sollte.

Die Konzeption Grzimeks prägte wesentlich die Gestaltung des Olympischen Parks: Die Landschaftselemente wie Berg, See und Dämme betrachtete er als „in die Stadt gebrachte Elemente der Landschaft“. Sie sollten als olympische Landschaftsarchitektur eine „Fortsetzung und Akzentuierung der Stadtarchitektur“ darstellen, nicht eine abgeschlossene Oase, sondern ein zur Stadt sich öffnender Grünraum, der die Stadt visuell einbezieht.⁵⁸ Damit wurde ein Gegenpol zu den städtebaulichen Vorstellungen der 60er Jahre mit einer „Urbanität durch Dichte“ realisiert, der an die Gedanken des „Leitbildes der gegliederten und aufgelockerten Stadt“ der 50er Jahre wiederanknüpfen konnte. Im Gegensatz zu der oft erreichten Zerstreuung der Stadt über die Landschaft wurde ein neues Verständnis von „Stadtlandschaft“ umgesetzt, das sich als soziologisch wirksames Gebilde versteht, welches die polaren Möglichkeiten von Entspannung und Freizeitaktivität als städtischer Erholungsraum in sich vereint.

⁵⁷ Günter Behnisch, 5.9.2001, a.a.O.

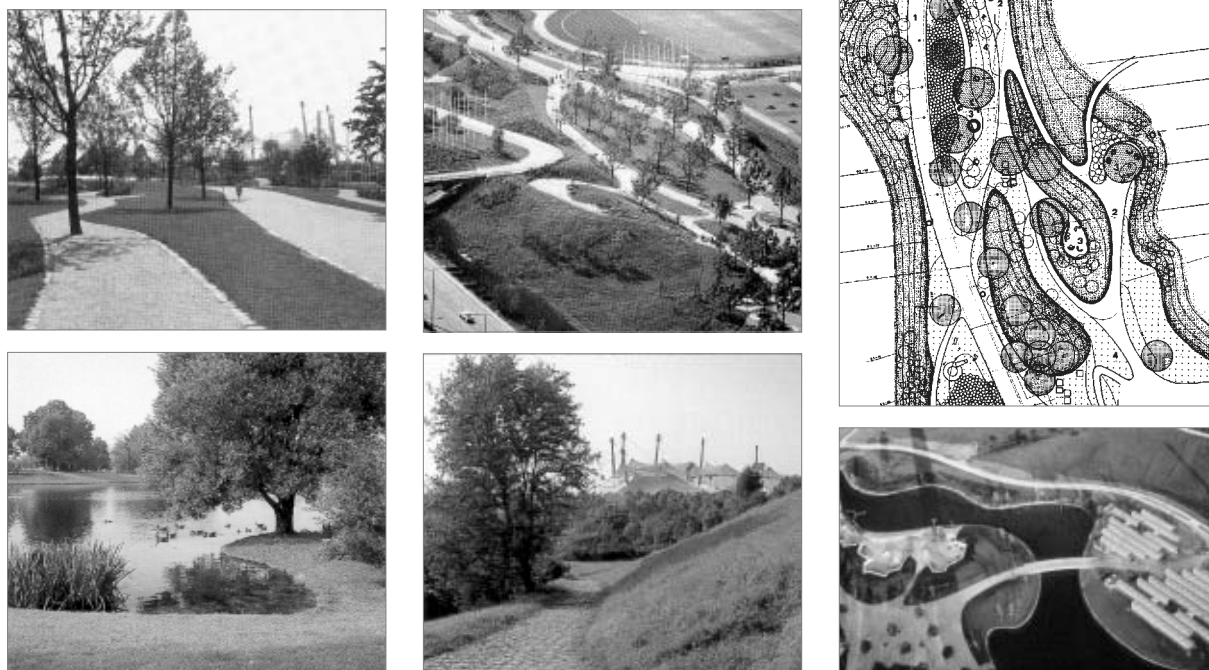
⁵⁸ S. dazu Günther Grzimek, in: Gollwitzer, Gerda (Hrsg.): Spiel und Sport in der Stadtlandschaft, München 1972

Dem „organischen Prinzip“ von Berg, See und Dämmen steht das „geometrische Prinzip“ von Fernsehturm, Gebäuden, Sportflächen und der nach einem Raster gepflanzten Lindenbäume des Wegeleitsystems gegenüber. Durch die sich durchdringenden Systeme und eine vielschichtige Differenzierung der landschaftlichen Situationen sind unterschiedliche Erlebnisqualitäten geschaffen, die immer an die örtliche Situation angepasst sind, die Stadtelemente einbeziehen und mit für München und das Alpenvorland typischen Bepflanzungen ausgestattet sind. Anstelle der für die großen Menschenmengen notwendigen breiten Wege sind gegliederte, erhöhte Wege mit Sichtverbindungen sowie mit schmalen Abzweigungen zu Ruheplätzen oder Erlebnisplätzen angelegt. Markante Teile des Geländes mit gleicher Funktion sind durch Leitbäume gekennzeichnet. Günther Grzimek wählte als Leitpflanze für das Wegesystem die für die Münchener Alleen typische Linde, die im Kontrast zu der sonst der natürlichen Bewegung des Geländes angepassten Bepflanzung in strengem Raster gepflanzt ist - zunächst entgegen den Vorstellungen von Behnisch und seinen beteiligten Partnern. Diese später als „Krafflinien“ bezeichnete Idee wurde auch in späteren Bauten von Behnisch aufgegriffen. An den Berghängen ist die Bergkiefer, im Bereich des Sees die Silberweide, für Verkehrsbereiche Esche und Spitzahorn gepflanzt. Die Sichtachsen der Lindenbepflanzung sind auf markante Punkte innerhalb und außerhalb des Geländes gerichtet. Der wesentliche Unterschied zu den anderen Münchener Parks ist die in allen Bereichen offene, am Benutzer und an der Nachnutzung orientierte Gestaltung. Das Betreten der Rasenflächen ist bewusst gestattet, was die Gestaltung des Geländes mit Trampelpfaden, offenen Spielbereichen, verschiedenen Wasserelementen u.a.m. unterstreicht. Auch das Beleuchtungskonzept für die Außenanlagen entspricht diesem Konzept der landschaftlichen Differenzierung: Wegebeleuchtung für Fußgängerwege, Effektausleuchtung mit festen Scheinwerfern für Gelände, Bauteile und Pflanzungen, sowie bewegliche Scheinwerfer und Lichtergirlanden für Feste sollen die unterschiedlichen Funktionen der landschaftlichen Situationen betonen.⁵⁹



26 Architektonisches Konzept der Landschaft: Überörtliche Grünverbindungen, Linde als Leitbaum, Auflösung der Fußgängerflächen in unterschiedliche Wegetypen, nördlicher Damm (Zeichnungen Carlo Weber)

27-32 Unterschiedliche Weggestaltung und Situationen der Landschaft



⁵⁹ S dazu Behnisch & Partner: Bauten für die Olympischen Spiele. Planung der Olympischen Landschaft (V), in: Bauwelt 23/1971, S. 978



33-43 Differenzierte Landschaftsgestaltung: Freizeit und Nachnutzung, Wassersituationen am See, Kontrast der technischen Elemente des Stadions, Übergänge und Verbindungen im Bodenbereich

Auch innerhalb der Sportbauten bleibt die Wirkung der Landschaft bestimmend, sind Elemente und Details dem Landschaftsthema untergeordnet. Hier verwendete Behnisch - wie später häufig in seinen Bauten - die Farben der umgebenden Landschaft in Elementen seiner Bauten, z.B. das Grün der Landschaft für die Sitzschalen des Stadions, um die fließenden Übergänge von der Landschaft zum Grün des Spielfeldes zu verstärken. Auch eine farbliche Anpassung von konstruktiven Teilen in den Bereichen, wo die Pflanzungen in die Halle hineingeführt sind und die Fassade nur als Klimagrenze fungiert, unterstützt diese Wirkung. Die Konstruktionsästhetik wirkt gemildert und lässt sie weniger als raumbegrenzendes Element wirken. Fließende, differenzierte Übergänge sind auch von Plätzen zu den Foyerbereichen geschaffen, so beim Nordfoyer und beim Übergang vom Freilichttheater zu den Stufen der Schwimmhallentribüne. Der Materialwechsel im Bodenbelag erfolgt nicht an den raumbegrenzenden Elementen, sondern unabhängig davon. Materialien von Außen- und Innenbereichen durchdringen sich und vermindern deutliche Übergänge zwischen außen und innen. Die seitlichen Fassadenbegrenzungen sind unabhängig vom Umriss der Arenen realisiert: Landschaftselemente reichen bis zum Rand der Arena, „Möblierung-

gen“ greifen in landschaftliche Bereiche hinein. Sämtlich Nebenräume, technische Installationen sowie Umkleiden befinden sich unterirdisch bzw. unterhalb der auskragenden Tribünenschalen.

Farbkonzept und Möblierungen

Ganz wesentlichen Anteil an diesem Farbkonzept hatte die Zusammenarbeit mit Otl Aicher, der an der Gestaltung des visuellen Erscheinungsbildes der Spiele schon seit 1966 beteiligt war. In dem Offiziellen Bericht des Organisationskomitees wurde ein Konzept der „Gleichheit durch Verwandtschaft“ angestrebt, ein einheitliches System mit variablen Elementen, welches „mehr Fülle, mehr Autoren und mehr Beweglichkeit“ erlaubte. Hier wurden neben den allgemeinen Charakteristika wie der „spielerisch ungezwungenen Atmosphäre“ auch zu dieser Stimmung passende Farben und Schriftzeichen vorgeschlagen: „als Primärfarbe ein lichtiges, mittleres Blau, als Stützungsfarbe ein mittleres Grün gleicher Helligkeit, dazu Weiß und Silber“ und eine „leichte Groteskschrift zur Unterstützung der Assoziation: unpathetisch, frisch, leicht und agil“.⁶⁰

Otl Aichers Ziel war die Entwicklung einer „neuen, allgemeinverständlichen Sprache, nämlich der Sprache von Zeichen, Formen und Farben. (...) Bei dieser Sprache handelt es sich indessen nicht nur um einen Ersatz. Manche Dinge kann diese Sprache besser ausdrücken als Worte. Gesten, ebenfalls wortlose Zeichen, verraten unter Umständen mehr als sprachliche Beteuerungen. (...) Wenn wir den Versuch machen, den Olympischen Spielen in München ein spezifisches Erscheinungsbild zu geben, so kann und darf es sich lediglich um eine Selbstdarstellung handeln, nicht um einen aufgesetzten Putz, um eine Sichtbarmachung dessen, wie man verstanden sein möchte und nicht um eine Attrappe, um eine Präsentation und nicht um eine Repräsentation.“⁶¹

Die Vorstellungen von Otl Aicher deckten sich mit dem von Behnisch & Partner vorgeschlagenen Konzept: Alle zu gestaltenden Objekte wurden nach einem umfassendem System mit einheitlichen Merkmalen und Prinzipien gestaltet. Das Prinzip der Gleichheit durch Verwandtschaft variierte unter bestimmten Gesichtspunkten, blieb aber immer der inhaltlichen Aussage der Gesamtanlage untergeordnet. Eine besondere Rolle spielte dabei die Auswahl der geeigneten Farben: „Die Farben des Erscheinungsbildes haben Ordnungs- und Wiedererkennungsfunktion. In Anlehnung an die dominierenden Farben Bayerns wurden ein lichtiges Blau zusammen mit Weiß als Hauptfarben ausgewählt. Das Blau ist die offizielle Farbe der Münchener Spiele und des Organisationskomitees. Dazu kommen Silber und ein strahlendes Grün; Silber findet im wesentlichen Verwendung bei repräsentativen und feierlichen Anlässen, Grün kennzeichnet hauptsächlich den Bereich der Kommunikationsmittel und der Presse. Als Auszeichnungsfarbe für technische Elemente wurde ein leuchtendes Orange gewählt. Als Ergänzungsfarben dienen drei Varianten der bunten Erscheinungsbildfarben Blau, Grün und Orange: Blauviolett, Dunkelgrün und Hellorange, die das Farbenspektrum in der vorgegebenen Richtung weiter auffächern und damit mehr Variabilität ermöglichen.“⁶²

Alle bereits mit Bedeutungen belegten Farbspektren wurden ausgeschlossen, u.a. Schwarz, Rot, Braun und Lila. Die Verwendung der dann übrig bleibenden, hellen, klaren und Pastellfarben wie Hellblau, Hellgrün, Gelb, Weiß und silbriger Töne sollte die Leichtigkeit der Architektur unterstreichen und - wie gesagt - vor allem farbliche Entsprechungen zu den Farben der Naturelemente wie Himmel, Wiesen, Sonne, Wolken und des sich spiegelnden Wassers darstellen. An bestimmten Stellen wurden die Farben der visuellen Leitelemente auch auf die Konstruktionsteile übertragen. Das in München durch Otl Aicher entwickelte Konzept wurde die Grundlage für die Farbgestaltung bei sehr vielen der folgenden Bauten und hat auch heute bei Behnisch & Partner noch Gültigkeit.

Aus der ähnlichen Auffassung und Denkweise entwickelte sich eine konstruktive und freundschaftliche Zusammenarbeit. Otl Aichers Einfluss und der Kontakt untereinander endete nicht mit dem Abschluss der Planungen. Für die Architekten waren seine Hinweise maßgeblich für die weitere farbliche Behandlung der Bauten. „Wir haben Otl Aicher sehr viel zu verdanken. (...) Aicher schlug vor, dass wir uns doch, sobald wir Farben in größerer Menge verwendeten, in der hellblauen, hellgrünen Sphäre bewegen sollten. Otl Aicher hat es immer verglichen mit dem Erlebnis des Fluges über die Alpen, wenn man das Allgäu oder Oberbayern unter sich liegen sieht, die Seen, den hellblauen Himmel und das Grün. So, in dieser Stimmung sollte die Farbskala der Olympiade sein. Es ging ja auch darum, dieser Olympiade vielleicht sogar etwas Süddeutsches mitzugeben.“⁶³



44 Farben auf der Konstruktion

Das Grundkonzept für die Möblierung der Landschaft unterschied sich von dem Prinzip der Einbindung. Eine zusätzliche „Schicht“ sollte sich deutlich von den Landschaftsformen abheben und wurde von verschiedenen Architekten als belebendes Element gestaltet, die u.a. durch Farben zur „Begleitung“ der Besucher und als leitendes Element dienen sollte. Das Gesamtwerk wurde an repräsentativen Orten durch künstlerische Mittel verschiedener Art ergänzt. Dazu entstand u.a. das Restaurant Nord in Zusammenarbeit mit Günther Domenig und Eilfried Huth. Der temporäre Pavillon in der Schwimmhalle wurde ebenfalls von Günther Domenig und Eilfried Huth

⁶⁰ Otl Aicher: Visuelles Erscheinungsbild, in: Über das Farbliche (Hrsg. Behnisch & Partner), Stuttgart 1993, S. 61

⁶¹ Otl Aicher, a.a.O., S. 61

⁶² Otl Aicher, a.a.O., S. 62

⁶³ Günter Behnisch, in: Heinrich Klotz: Architektur in der Bundesrepublik. Gespräche mit Günter Behnisch u.a., Frankfurt/Berlin/Wien 1977, S. 27

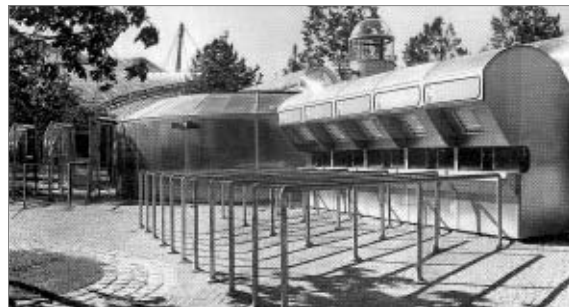
entworfen, der aus einer geschweißten Stahlkonstruktion mit gebogenen Röhren und Blechen und einer Verkleidung aus nichtrostendem Chromnickelstahlgewebe konstruiert war. Die temporären Bauten wurden in Material, Konstruktion und Erscheinungsform den übergeordneten Leitgedanken angepasst. Die Kassenboxen am Olympiastadion wurden von der Projektgruppe für Architektur und Städtebau (PAS), Jochem Jourdan, mit Studierenden der Universität Darmstadt gestaltet. Die leichten Gerüstsysteme, einheitliche leichte Kunststoffdächer und Folien konnten sich durch ihren improvisierten Charakter und ihre hell-silbrige Farbe besonders flexibel an die unterschiedlichen Funktionen und Situationen anpassen. Individuelle, davon unabhängige künstlerische Objekte wie die „Spielstraße“ von Werner Ruhnau mit experimentellen Veranstaltungen und die Wasserwolke von Heinz Mack ergänzten das Konzept. Das von Karla Kowalski konzipierte „Café am Berg“ als in den Hügel integrierter Bau wurde nicht realisiert.



45 Modell Restaurant Nord



46-49 Möblierungen als kontrastierende Elemente:
Restaurant in der Schwimmhalle (rechts), Kassenboxen am Stadion,
Spielstraße (unten, im Vordergrund) und Wasserwolke (ganz unten)
50 Entwurf Café am Berg (Zeichnung von Karla Kowalski)



Bürostruktur und Arbeitsweise

Zur Realisierung und Konkretisierung der umfangreichen Planungen und durch den großen zeitlichen Druck wurde ein zweites Büro im München aufgebaut und die Anzahl der Mitarbeiter musste erheblich vergrößert werden. So waren nach der Auftragsvergabe am 1.3.1968 zunächst 15 neue Mitarbeiter eingestellt worden, kurz danach zählte das Büro in München bereits 30, später sogar bis zu 80 Architekten. Die besondere Situation bei den Planungen für München erforderte einen besonderen Arbeitsablauf. Fritz Auer beschreibt die Folgen, die der ungeheure Zeitdruck nicht nur auf den Planungsprozess, sondern auch auf die Gestaltung hatte: „Den in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht zu umgehenden parallelen Ablauf von Entwurf, Ausführungsplanung und Ausführung und den daraus entstehenden Zugzwang für den Architekten versuchten wir durch ein

*additives Vorgehen beim Entwurf aufzufangen, dessen Schrittfolge sich wiederum aus der Rangordnung der Wertigkeiten bestimmte. Diese Methode ließ uns viel Spielraum für spätere Ergänzungen. Wir wollten so wenig Zwänge wie möglich von einem Teil auf das andere übertragen, mit dem Ziel einer vielfältigeren, lebendigen Interpretation einer Idee, anstelle einer formalen Architektur, aus einem Guss!'*⁶⁴

Aus dem aus der Zeitonten entstandenen Vorgehen entwickelte sich für die folgenden Bauten ein immer wieder angewendetes Mittel, um gestalterische Entscheidungen erst sehr spät festlegen zu müssen, in engem Zusammenhang mit der allgemeinen Tendenz zur Differenzierung und Aufgliederung. Bei der Organisation mit einer „elastischen Bürostruktur“ und einer Aufgliederung in kleinere Gruppen für die Aufgaben der Gesamtplanung sowie für die Einzelplanung von Dach, Stadion, Sporthalle, Schwimmhalle, Aufwärmhalle und Restaurants kam Günter Behnisch eher die Aufgabe des inhaltlichen Koordinators und Managers zu. Er pendelte in dieser Zeit zwischen Darmstadt, Stuttgart und München, wo er etwa 2 Tage pro Woche die Planungen auf der architektonischen Ebene koordinierte. Carlo Weber war für die Gesamtplanung und die Koordination mit den Planungsbeteiligten zuständig, so u.a. mit den weiteren Architekten, Ingenieuren, Künstlern und Günther Grzimek. Fritz Auer leitete die Gruppe für die Dachplanung, Winfried Büxel befasste sich mit den technischen Ebenen, insbesondere des Daches. Erhard Tränkner war zuständig für die geschäftliche und organisatorische Büroleitung und zusammen mit Behnisch für die Abstimmung mit der OBG. Auer und Weber waren mit ihren Familien nach München übersiedelt, während Büxel und Tränkner weiterhin in Stuttgart wohnten und pendelten. Die Koordination der Projektgruppen für die drei Hauptsportstätten übernahmen Frohmuth Kurz und Hermann Peltz.⁶⁵

Behnisch betonte in diesem Zusammenhang das für ihn wichtige Prinzip der Dezentralisierung, die es erst ermöglichte, wirkliche Führungskräfte zu entwickeln und damit den ständigen Mitarbeiterstab zu begrenzen. Für München sei es - wie auch für spätere Aufgaben - wichtig, Mitarbeiter zu finden, die „auf unserer Wellenlänge senden und empfangen“, die allen Ideen aufgeschlossen gegenüberstehen, unabhängig von der Bezeichnung der Position. „Die gedanklichen, architektonischen und technischen Ableitungen aus dem Gesamtkonzept werden in wöchentlichen Besprechungen in einem Kreis, dem mindestens 1 Vertreter jedes Projektes angehört, vorgenommen. Hier gibt es verschiedene Handlungsmittel - die Aufgabe bestimmt den Weg.“⁶⁶

Obwohl für die Realisierung der umfangreichen Aufgaben in München ein großes Team erforderlich war, distanzierte sich Behnisch Anfang der 70er Jahre deutlich von der noch Ende 1965 vertretenen Notwendigkeit großer Planungsbüros sowie der festen Zusammenarbeit mit Ingenieuren und mit der Bauindustrie. „Wir haben mit vielen Architekten zusammengearbeitet. Und wir haben viel gelernt. Z.B.: Dass die Unabhängigkeit eine unbedingte Voraussetzung unseres Berufes ist. (...) Es scheint so, dass große Büro-Organisationen und feste Architekten-Ingenieur-Planungsorganisationen diese Unabhängigkeit beeinträchtigen. In kleineren Einheiten haben wir diese Voraussetzung deutlicher gefunden. Ich kann auch heute nach Abschluss unserer Arbeit keinen Grund mehr für große Büroorganisationen erkennen.“⁶⁷ Nach der Fertigstellung der Münchener Anlagen musste die Bürogröße auf ein normales Maß geschrumpft werden, um es lebensfähig zu halten.



51 Detailuntersuchungen von Frei Otto mit Polyestergerewebe: „Minimallösung“, „Radial-seillösung“, „Sternwelle“, „Maximallösung“



52 Bau des Daches im Maßstab 1:200, ca. 1970

⁶⁴ Fritz Auer; Behnisch & Partner: Die Verwirklichung einer Idee. Anlagen und Bauten für die Olympischen Spiele 1972 in München, in: Bauen + Wohnen 7/1972, S. 330

⁶⁵ Fritz Auer, Carlo Weber im Gespräch mit der Verfasserin am 16.2.2004

⁶⁶ Günter Behnisch: Gesamtwerk Oberwiesenfeld, in: aw, 2. Sonderheft Bestandsaufnahme Olympiabauten in München, Dezember/1970, S. X

⁶⁷ Günter Behnisch: Manuskript zur Dank-Rede, Großer BDA-Preis 1972, AC

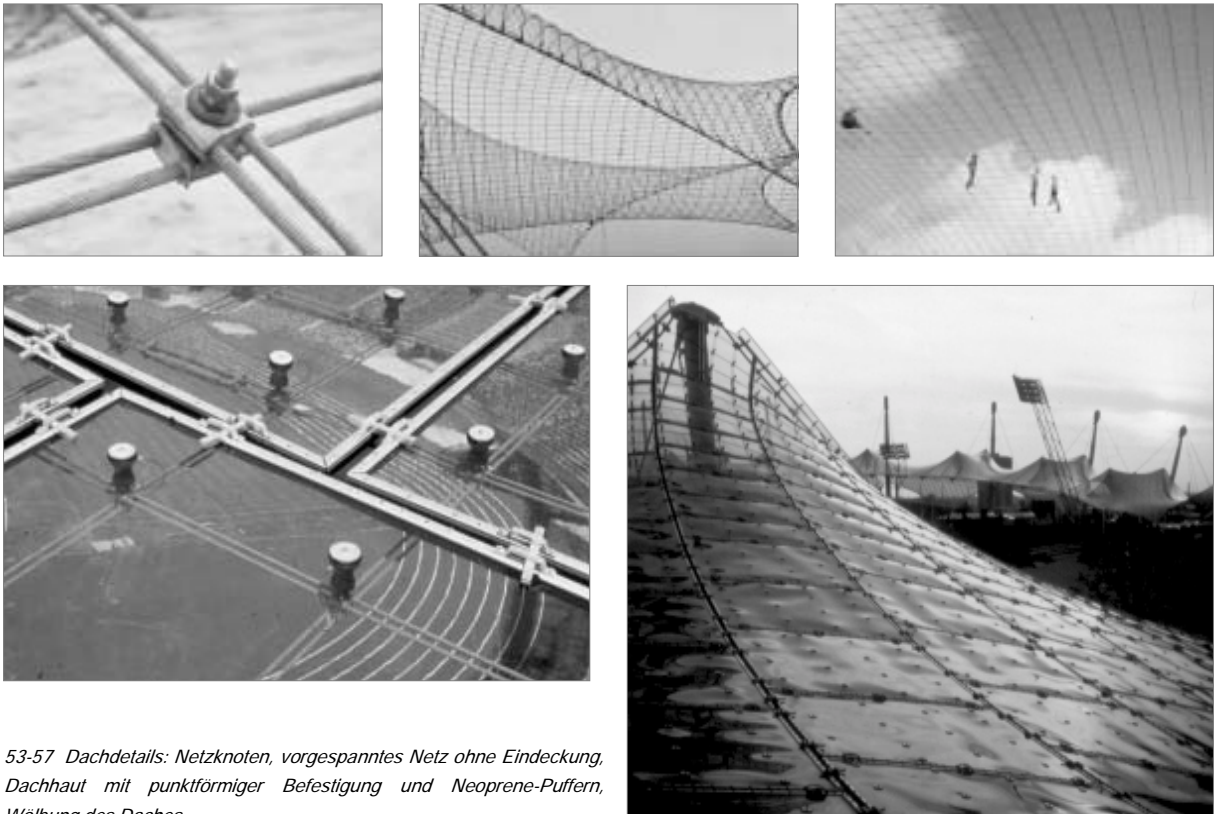
Technische Ausführung des Daches

Nach der Entscheidung für das punktgestützte, vorgespannte Hängedach waren weiterhin maßgeblich Frei Otto's Institut für leichte Flächentragwerke mit dem verantwortlichen Ingenieur Ewald Bubner bei der Formfindung, Entwicklungstechnik und der Entwicklung von Messmodellen, sowie für Konstruktion und Statik Leonhardt + Andrä mit dem leitenden Ingenieur Jörg Schlaich entscheidend an der Entwicklung der Dachkonstruktion beteiligt. Das Institut für leichte Flächentragwerke übernahm den Bau von Messmodellen für die Schwimmhalle, mit deren Hilfe der genaue Zuschnitt, die Länge der Seile und die Geometrie der Knoten ermittelt werden sollte. Für den Zuschnitt des Sporthallendaches wurde aufgrund der Ungenauigkeit der Messmodelle zum ersten mal eine computergestützte Berechnung mit Hilfe des Instituts für Statik und Dynamik der Luft- und Raumfahrtkonstruktionen unter Prof. J. Argyris durchgeführt.

Als Dachkonstruktion wurde ein primäres Konstruktionssystem bestehend aus Hauptmasten, Hängestützen, Randseilen und Luftseilen gewählt, das ein sekundäres Konstruktionssystem mit Seilnetzfeldern und Dachhaut trägt. Es wurde keine reine Hängekonstruktion, sondern ein vorgespanntes Seilnetz konzipiert, bei dem die Stabilisierung der hängenden Seile durch entgegengesetzt gekrümmte und vorgespannte Seile erfolgt. Seilnetzdächer hatten gegenüber reinen Hängedächern und biegesteifen Bauteilen wie Schalen keinen wirtschaftlichen Vorteil, sondern deren Vorteil bestand in der beliebigen Formbarkeit: Flächengeometrie und Vorspannungszustand bestimmen sich gegenseitig und damit die Form des Daches. Zudem ergaben sich geringere Spannweiten und Höhenentwicklungen, eine Verstärkung der Flächenkrümmungen und dadurch eine Stabilisierung des Systems sowie eine Verringerung des Luftvolumens unter dem Dach. Das Seilnetz war die einzige Möglichkeit, um eine durchsichtige Dachhaut aufzubringen, da durch Vorspannung keine Auflast für Windkräfte erforderlich war. Die Vorspannung konnte die einem reinen Hängedach zugehörigen Verformungen verringern, konnte bei ungleichmäßigen Nutzlasten die Kraftabtragung in zwei Richtungen ermöglichen und wie eine Vergrößerung des Eigengewichtes wirken. Das Netz war so in der Lage, mit nur geringem Eigengewicht große Lasten (u.a. Schneelast), aber auch Windkräfte mit nur geringen Verformungen abzutragen, da die Umlenkräfte im Gleichgewicht und schon im gewichtslosen Zustand unter Spannung waren. Durch die entgegengesetzt gekrümmten Seile entstanden sattelförmige, d.h. doppelt gekrümmte Flächen, deren Randseile über Hochpunkte, an denen die Seile aufgehängt wurden, und Tiefpunkte, als Widerlager verankert, gespannt wurden. Die Netzfläche aus insgesamt 137.000 Knoten (Stadiondach) wurde als ebenes Netz mit konstanten quadratischen Maschen von 75x75 cm Maschenweite - Frei Otto hatte ein Grundmodul von 50x50 cm bevorzugt - vorgefertigt, verbunden durch drehbare Knoten aus Klemmen und Bolzen, und konnte sich bei der Montage dann in rautenförmige Abschnitte zur Sattelform verformen. Die Maschenweite musste eine Begehbarkeit bei der gerüstfreien Montage ermöglichen und sollte gleichzeitig die Anzahl der Knotenpunkte und Klemmen gering halten. Es ergab sich eine Folge unabhängiger Dachflächen von je bis zu 400 qm, die insgesamt ca. 75.000 qm Fläche überspannen, an Stahlholmasten aufgehängt sind, die zu den Enden hin schmal zulaufen und von eingehängten Litzenbündeln gehalten sind.

Das Dach sollte - wie schon in der konzeptionellen Begründung erläutert - ein System aus möglichst wenigen Sonderelementen, mit vielen gleichartigen und damit auch rationell in Serie zu fertigenden Teilen sowie einer ästhetischen Einheit sein. So wurden die Rand-, Grat- und Kehlseile aus einer einheitlichen Seilstärke von 80mm hergestellt, die je nach Anforderungen addiert werden konnten. Alle dazu gehörigen Klemmen und Umlenkpunkte in den Sätteln aus Guss konnten ebenso vereinheitlicht werden. Ein Beispiel für die Dimensionierung: Das Hauptrandseil besteht aus zehn dieser Bündel mit je 55 Litzen mit wiederum jeweils sieben Drähten je 5 mm Durchmesser, die im Spannblock des Wiederlagers verankert sind. Für die Netzkabel wurden Seile aus 19-drähtigen Litzen verwendet. Insgesamt wurden 436 km Seile unterschiedlichster Stärke verwendet.

Im Wettbewerbsprojekt war ursprünglich eine Dachhaut aus PVC-beschichtetem, durchscheinendem Polyester-gewebe vorgesehen. Die von den Architekten in den Vorprojekten vorgeschlagene Holzschalung mit PVC-beschichtetem Polyester-gewebe oder alternativ einer dünne Betonschale mit aufgespritztem Flüssigkunststoff wurden verworfen. Die negativen Auswirkungen einer starken Verschattung auf die Farbfotografie aufnahmen bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko City führte zu der Forderung, in München eine zumindest transluzente oder transparente Eindeckung zu wählen: Klardurchsichtigkeit und weitgehende Schattenfreiheit, aber u.a. auch Begehbarkeit, Unempfindlichkeit gegen atmosphärische Einflüsse, Feuersicherheit und Beständigkeit, waren neben den konzeptionellen Anforderungen an die Leichtigkeit der Erscheinung die ausschlaggebenden Kriterien für die Entscheidung am 7.7.1970 für Acrylglas gegenüber den anderen lichtdurchlässigen Varianten. Die neu entwickelten, zunächst zu einer 2x2 m großen Platte gegossenen, und dann auf eine Größe von 3x3 m vorge-reckten Acrylglaspaneelen (Plexiglas 150) wurden auf das Seilnetz aufgeständert. Durch den „Reckvorgang“ wurde eine günstiges Brandschutzverhalten erreicht, da das molekular veränderte und zudem schwer entflammbare Material bei hohen Temperaturen schrumpft bzw. reißt und den Rauchabzug gewährleistet. Das Acrylglas wurde auf Wunsch des Bauherrn leicht bräunlich getönt, um starke Sonneneinstrahlung abzumindern. Die Befestigung der Platten erfolgte punktförmig im Bereich der Seilnetz-knoten. Die Fugen wurden mit aufgeklebten, breiten Neoprene-Profilen geschlossen, um auch Längsbewegungen des Seilnetzes aufnehmen zu können. Die breiten Profile ergaben das charakteristische Muster des Daches, weniger die feinen, 11 und 15 mm starken Seile. Ebenfalls wurden Neoprene-Puffer zwischen Dachhaut und Seilnetz-knoten angeordnet, um vertikale Bewegungen des Seilnetzes aufnehmen zu können (Punktunterstützung im Raster von 75x75 cm).



53-57 Dachdetails: Netzknoten, vorgespanntes Netz ohne Eindeckung, Dachhaut mit punktförmiger Befestigung und Neoprene-Puffern, Wölbung des Daches

Viele unterschiedliche Details mussten die Kraftumformung und -umlenkung gewährleisten. Es wurden viele verschiedene Formteile aus Stahlguss für die Knotenpunkte und Eckbeschläge verwendet, die Umlenkungen oder Stoßpunkte der Zugglieder darstellten, so z.B. Umlenkköpfe auf Masten und Spannglieder. Dabei mussten besondere Materialanforderungen berücksichtigt und angewendet werden, u.a. eine einwandfreie Verzinkung und neue HV-Schraubverbindungen.

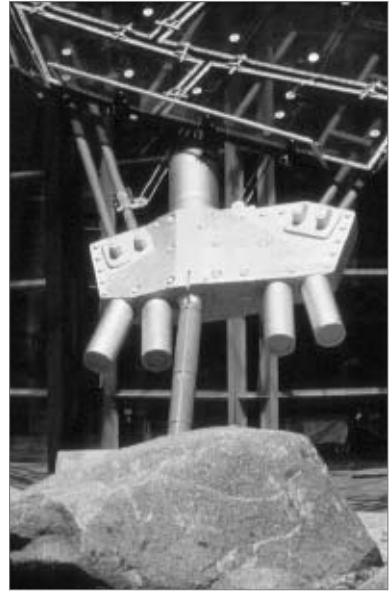
Zur Erprobung von Eindeckung und Entwässerungsproblemen wurde am 7.12.1969 ein Probeabschnitt von ca. 200qm im Maßstab 1:1 gebaut. Im August 1970 konnten dann die Pylone aufgestellt, im Mai 1971 mit dem Heben und Vorspannen des Seilnetzes begonnen und bis November 1971 die Stahlbauarbeiten für das Dach abgeschlossen werden. Die Netzmontage erfolgte auf der Baustelle, am Boden oder auf Gerüsten; das Randseil im Stadioninnenraum war auf einer Rüstung montiert. Das Spannkonzepnt entsprach dem von Montreal, jedoch mit sehr viel höherer Vorspannung. Die Acrylglasplatten wurden anschließend vom 16.8.1971 bis 21.4.1972 eingedeckt.

Zusätzlich zu der übergreifenden Dachfläche musste für die Bereiche der Sport- und Schwimmhalle, eine Klimahülle geschaffen werden, welche Aufgaben des Kälte- und Wärmeschutzes sowie des Licht- und Schallschutz zu erfüllen hatte. Dazu wurde ein transluzentes, kunststoffbeschichtetes Gewebe aus Trevira als Tragschicht mit einem blätterteigähnlichen, glasklaren Isolierelement punktwise verbunden und ähnlich wie in Montreal unter das Seilnetz gehängt. Die abgehängten Decken in diesen Bereichen wirkten zusammen mit der raumabschließenden Glasfassade wie eine Raumhülle.

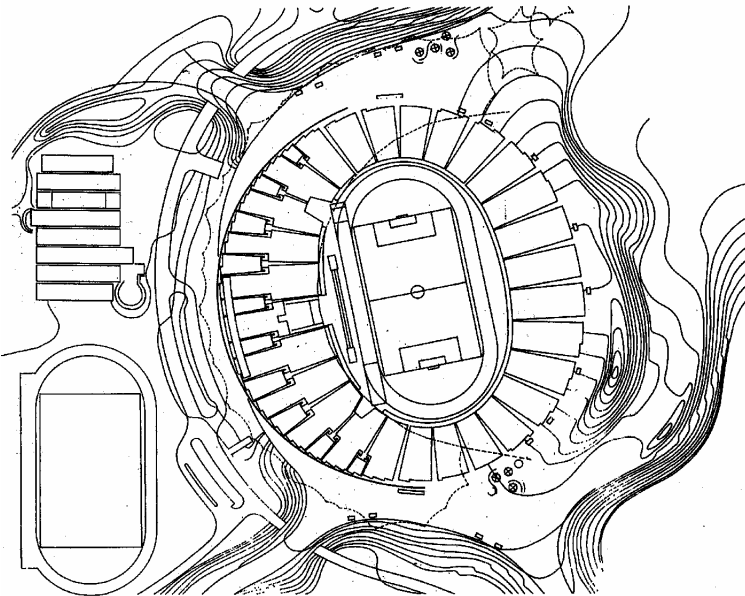
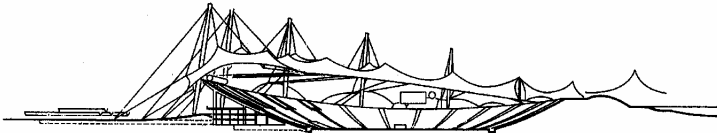
Ursprünglich sollte ein großer Teil der Fundamente als Erdanker hergestellt werden, konnte dann aber nur für formgebende Abspannungen verwendet werden, da die o.g. Methode in Bayern bautechnisch nicht zugelassen war und es Schwierigkeiten mit der Zulassung gab. Der größte Teil musste als Schwergewichtsfundamente, insbesondere für die Widerlager des Stadionrandkabels mit großen Zugkräften, sowie als T-förmige Schlitzwandfundamente ausgeführt werden.



58-60 Hochziehen des Gewebes der Schwimmhalle, Untersicht der temporären Tribüne (Kunststoffmembran), Halle innen im ursprünglichen Zustand mit transluzenter Wärmedämmung

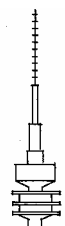
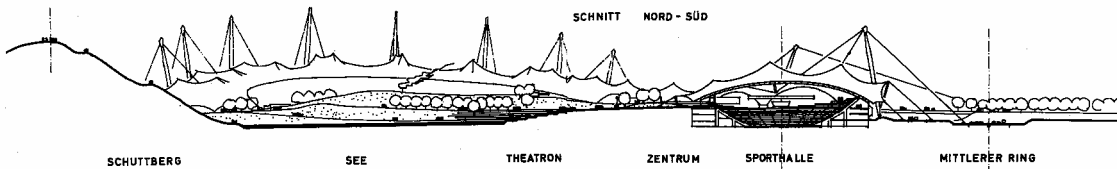
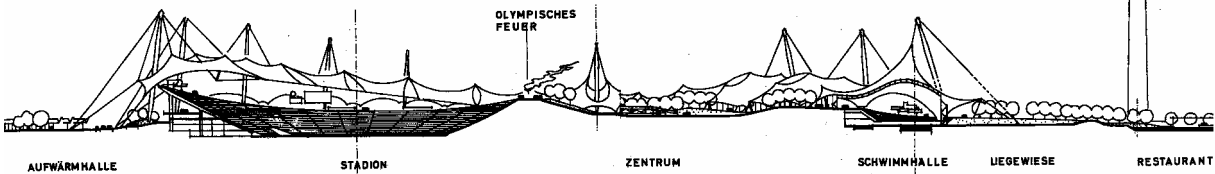


61-63 Fundamente und Verankerungen (ganz oben): Schwergewichtsfundament als Widerlager für das Stadionrandkabel; Litzenbündel des Hauptrandkabels, noch nicht im Spannblock verankert; Fundament mit vorgespannten Injektionsankern
 64-66 Gussteile: Sattel zur Umlenkung von Randseilen; Knotenpunkt am hinteren Rand des Stadionsdaches; Abspannpunkt vor der Schwimmhalle



67 Olympiastadion:
 Querschnitt
 Aufsicht ohne Dach

68 Olympisches Zentrum:
 Schnitt West-Ost
 Schnitt Nord-Süd



Die Realisierung des Daches bedurfte großer Anstrengungen, um die wichtige termingerechte Fertigstellung zu erreichen mit einer dem damaligen Stand der Technik entsprechenden, technisch machbaren aber doch fortschrittlichen Lösung. Die erreichte Lösung war eine Mischung aus dem in der kurzen Zeit technisch Möglichen, und aus den Forderungen nach den übergeordneten gestalterischen Vorgaben. Die Kritik richtete sich vor allem gegen die Kosten des Daches. Es wurde von der OBG erklärt, dass die große Summe sich auch und vor allem durch großen Anteil an Forschungs- und Entwicklungsarbeit für technisch neu zu entwickelnde Lösungen von vielen Firmen ergeben habe. Die ursprünglich geplante Überdachung der Osttribüne für die Fußballweltmeisterschaft 1974 sowie die Fortführung der Überdachung über den mittleren Ring wurden deshalb aus Kostengründen nicht realisiert.

Die Entwicklung des Daches hatte, obwohl keine revolutionär neue Konstruktion, sondern eine Weiterentwicklung verschiedener schon bestehender Lösungen verwendet wurde, große und positive Auswirkungen auf die wissenschaftliche Forschung und auf den zukünftigen Einsatz von Leichtbaukonstruktionen. Die neue vorgespannte, sattelförmig gekrümmte Seilnetzkonstruktion - in dieser Ausführung bisher neu und einzigartig - konnte mit den bisherigen Verfahren nicht realisiert werden. Im Institut von Frei Otto mussten empirische Methoden des Modellbaus, sehr genaue wissenschaftlich-technische Modellversuche mit Messmodellen für die Realisierung zugrunde gelegt werden. So konnte die Dimensionierung der Seile sowie die auftretenden Kräfte und Verformungen ermittelt werden. Wegen des sehr hohen Genauigkeitsanspruches musste mit Hilfe von neuen elektronischen Rechenverfahren die Geometrie des Daches, die Lage der Knotenpunkte und die Länge der Seile exakt bestimmt werden. Ebenso waren die Erfahrungen bei der Verwendung der Erdanker und die Weiterentwicklung des Stahlgusses für zukünftige Anwendungen von Bedeutung. Sie gehören in die Reihe der „technischen Abfallprodukte“ (Carl Mertz), die im Zuge der Olympia-Planungen entstanden, von der OBG gefördert und finanziert wurden und für viele zukünftige Entwicklungen und Anwendungen neue Impulse gaben.

Position und Kritik von Frei Otto

In Zuge der Planungen hatte Frei Otto sich immer mehr zurückgezogen und übte nach der Fertigstellung trotz seiner maßgeblichen Beteiligung heftige Kritik. Er betonte die Bedeutung der Gesamtkonzeption als einzigartig, die technische Lösung des Daches jedoch widerspreche seiner Auffassung. In seiner ersten, 1972 veröffentlichten Stellungnahme zum Zelt Dach kurz nach der Fertigstellung bemerkte er: „Ich möchte aber dennoch die Feststellung wagen: die Bedeutung des Daches liegt weniger in der technischen Lösung als in der ganzheitlichen architektonischen Problemstellung. (...) Es ist kein gewöhnliches Dach. Schon vor seiner endgültigen Geburt war es weltbekannt. Es ist gar kein richtiges Dach. Einzelne Teile schützen nicht einmal gegen Regen. Es ist ein Zeichen und mehr mit einer Fahne zu vergleichen. Es ist Symbol. Es ist Orientierungshilfe. Es prägt die Stadtlandschaft des Münchener Nordens. Es ist außergewöhnlich. Es ist attraktiv. Es ist Anziehungspunkt. Es ist Weltwunder. Es wurde von vielen gemacht und wurde in kritischen Stunden vom Volk verlangt und sogar vom Volk bezahlt.“⁶⁸ Der große technische Aufwand und die Kosten schmälerten die Entfaltung der Idee des ‚Daches über der Landschaft‘, die erst durch eine unwichtig gewordene Konstruktion wirksam werden könne. Der Entwurf stehe in einigen Punkten im Widerspruch zu seiner Auffassung: es habe keinen ephemeren Charakter, sei nicht temporär, sondern dauerhaft gedacht. Ausgangspunkt der ‚gewollten Form‘ seien nicht die technischen Eigenschaften der Zeltstrukturen, sondern eine rein ästhetische Vorstellung mit gewissermaßen monumentalem Symbolstatus.⁶⁹ Die Forderungen von Fritz Leonhardt nach einer Ausführung des Daches in Beton stand Ottos Auffassung völlig entgegen. Die konkrete Kritik am Entwurf betraf die hochschwingenden Bogenränder mit in der Folge sehr hohen raumabschließenden Glaswänden, aber auch die ungleichmäßige Spannungsverteilung. Frei Otto weiter: „Die Frage Gutbrods bei der Planung für Montreal: ‚Wie ist das Zelt richtig?‘ gab es nicht. Die Frage von München lautete: ‚Können wir das machen?‘ Es wurde also nicht das Unbekannte gesucht, sondern das Erdachte sollte realisiert werden. (...) Im Zeltbau gibt es nun aber nicht die freie Gestaltbarkeit der Form, wie man vielleicht aus der Vielfältigkeit der in den letzten Jahren bekannt gewordenen Möglichkeiten ableiten könnte. Zelte lassen sich nicht ‚formen‘. Ihre Gestalt folgt bestimmten Gesetzen, die nicht einfach abzuleiten sind, die aber mit Hilfe naturwissenschaftlicher Methoden gefunden werden. Wir nennen dies ‚Formfindungsprozesse‘.“⁷⁰

Die von Frei Otto bisher verfolgte Ableitung von idealen Formen aus rein naturwissenschaftlichen Prinzipien mit dem Ziel, eine Konstruktion mit minimalem Aufwand zu erreichen, konnte nicht mit den realen Bedingungen der Aufgabe in Übereinstimmung gebracht werden. Die Vision der Überdeckung einer Naturlandschaft aus Mulden und Vertiefungen mit einem leichten, quasi unsichtbaren „Regenschirm“ als Schutz wurde nicht infrage gestellt, jedoch die Vorgehensweise und die Bedingungen bei der Suche nach der optimalen Form: „Eine Manipulation kann durchaus sinnvoll sein. In diesem Sinne möchte ich das Dach von München als den ersten Versuch einer künstlerischen und technischen Manipulation des Zeltes ansprechen. Hier wurde in starkem Maße versucht, eine höhere baukünstlerische und zugleich konstruktive Effektivität zu erreichen. Der Wille zur betonten Gestaltung steht im Gegensatz mit der Suche nach der noch unbekannt, aber den Naturgesetzen unterliegenden Form. Das Olympiadach spiegelt diese Gegensätze. Es ist erfahrungsgemäß beinahe unmöglich, ein vorgegebenes primär künstlerisches Konzept nachträglich mit der Suche nach der unbekannt Form zu verquicken. Wenn ich persönlich dem naturwissenschaftlichen Formfindungsprozess stets das Primat eingeräumt und darin die Voraussetzung zur Ableitung der Gestalt sah, so kann diese Methode aber nicht als allgemeingültig angesehen

⁶⁸ Frei Otto: Das Zelt Dach, a.a.O., S. 98-99

⁶⁹ Frei Otto, a.a.O., S. 98-99

⁷⁰ Frei Otto, a.a.O., S. 98-99

werden.⁷¹ Frei Otto unterstellte den Planungen für München im Gegensatz zu Montreal einen anderen Anspruch an das ästhetische Konzept. Die „gewollte Form“ sollte einen ideellen Inhalt verkörpern, sollte durch eine formale Anknüpfung an das Zeltdach von Montreal in sehr viel größerer Dimension auch die Symbole der nationalen Darstellung verstärken. Insofern war München beispielhaft, jedoch nicht in Bezug auf die Entwicklung von Frei Ottos Arbeit.

Behnisch erklärte 1976 in einem Gespräch mit Heinrich Klotz die Kritik Ottos mit seiner grundsätzlich anderen Auffassung einer Architektur, die bei Otto als reine Form aus natürlichen, bio-physikalischen Grundsätzen abgeleitet war, und auch funktionale Nachteile in Kauf nahm: *„Natürlich war die reine Strukturform, so wie Otto sie als Form seiner leichten Flächentragwerke versteht, nicht verwendbar, weil sich ganz unsinnige Raumhöhen ergeben hätten. Otto arbeitet nicht als Architekt, und er vergisst bei seiner Kritik, dass diese Raumhöhen Heizungsprobleme und alle möglichen anderen Schwierigkeiten nach sich ziehen, auch Fassadenprobleme. Ein Dach, das in 30m Höhe seinen Idealen Kraftlinien entsprechend verlaufen sollte, erzeugt Fassaden, die ein Vielfaches kosten würden. Insofern musste die reine Strukturform hin und wieder verändert werden, was auch Geld gekostet hat.“*⁷²

Ein weiterer Kommentar aus einem Vortrag 1979 zu den unterschiedlichen Auffassungen zwischen Frei Otto und Behnisch & Partner bezeichnete den Zwiespalt und die verschiedenen Zielsetzungen: *„Frei Otto wollte um jeden Preis eine Strukturform realisieren, also bei einem Hängernetz eine Form, die sich quasi von selber einstellt. Wir hätten das auch gerne gehabt, mussten jedoch darauf achten, dass das Dach mit dem, was darunter liegt und für was es einem Schutz darstellen soll, einigermaßen überein geht. (...) Und wir wollten unter gar keinen Umständen ein dunkles Dach haben, eigentlich gar kein Dach, eher einen Regenschirm, der die in Mulden liegenden Sportstätten schützt.“*⁷³ Und weiter betonte Behnisch sowohl die wichtigen Grundlagen Frei Ottos, die aber wesentlich mit Hilfe neuer Verfahren erweitert werden mussten, um die Größe zu bewältigen, aber auch die Grenzen einer solchen Lösung: *„Obwohl Frei Otto prinzipielle Untersuchungen und Entwicklungen schon seit Jahren betrieb, auf denen wir glücklicherweise aufbauen konnten, musste das meiste neu entwickelt werden: elektronische Berechnungen, Planungsmethoden, Fertigungsmethoden, Montagethoden, Eindeckung, Sonnen- und Wärmeschutz in den Hallen und all die sonstigen Details. Bei diesem Dach sind wir an Leistungsgrenzen geraten, an die des Materials, an die der Konstruktion und auch an die Leistungsgrenze der Planer. So hatten wir wenig Möglichkeiten - ähnlich der Situation bei einer weitgespannten Hängebrücke - Sonderwünsche zu realisieren.“*⁷⁴

Die Schwierigkeit und die Dimension der Aufgabe machte die Hinzuziehung von Ingenieuren und Mathematikern erforderlich, die Frei Otto vieles bei der Durcharbeitung und Berechnung des Daches abnahmen, was aber seiner Arbeitsweise entgegenstand. Nur die Schwimmhalle war nach der Methode der Messmodelle von Frei Otto entwickelt worden. Ebenso führte die Beteiligung der vielen Ingenieure mit jeweils eigenen Vorstellungen notwendigerweise zu Konflikten, die aber zum Gelingen der großen Gemeinschaftsarbeit zurückgestellt werden mussten. Die wichtige Schlussfolgerung daraus ist die schon zuvor betonte Konsequenz der Trennung und Differenzierung von struktureller, konstruktiver Dachlösung und der räumlichen, landschaftlichen Komponente: *„Auch hier haben wir uns geholfen, dass wir das Dach von sich aus in seiner technischen Konsequenz entstehen ließen und indem wir andererseits den architektonischen Raum, die Landschaft, die Sportstätten, die Wege, Zugänge usw. weitgehend unabhängig von diesem Dach, befreit von dessen großen Zwängen und nur aus den eigenen Konditionen heraus zur Gestalt kommen ließen.“*⁷⁵

Noch im Jahr 2000 bleibt Frei Otto bei seiner konsequent wissenschaftlich orientierten Auffassung der Formfindung von Zelten, indem er das Dach als ein „Abfallprodukt der Forschung“⁷⁶ bezeichnete.

Ästhetisierung der Technik

Den Forderungen nach einem Dach mit provisorischem Charakter, sich einordnend, die Landschaft nur überdeckend, *„ein Regenschirm“* war zunächst die Zielsetzung der Architekten, wie dies schon die für Montreal realisierte technisch-konstruktive Konzeption leistete. Die ursprünglichen Grundsätze von Material- und Ökonomie-minimierung sollten diese Aussage unterstreichen, konnten aber wegen der technischen Schwierigkeiten nicht beibehalten werden. Während der Planung veränderte sich der Ausdruck des Daches in Bezug auf Dauerhaftigkeit und inhaltlicher Aussage: Aus dem untergeordneten strukturellen Funktionselement entwickelte sich ein dem Landschaftselement gleichwertiges, charakteristisches Symbol für die Verwendung der Technik im Sinne von Fortschritt und Modernität des demokratischen Deutschlands. Diese Veränderung räumte auch Behnisch ein: *„Die sich im Laufe der Realisierung der Überdachung aufgrund der großen Spannweiten und der Geforderten langfristigen Haltbarkeit ergebenden technischen Probleme und sicher auch die wegen der relativen Neuartigkeit der Konstruktion geforderten Sicherheiten haben die Ausbildung des Daches mitbestimmt. (...) Aus dem leichten, immateriellen Regenschirm des Wettbewerbs ist ein handfestes technisches Gebilde geworden, das mit seinen präzisen Konturen und schillernden Flächen in spannungsvollem Gegensatz zur Landschaft steht.“*⁷⁷

⁷¹ Frei Otto, a.a.O., S. 101

⁷² Günter Behnisch, in: Heinrich Klotz: Architektur in der Bundesrepublik, a.a.O., S. 50

⁷³ Günter Behnisch, a.a.O., S. 50

⁷⁴ Günter Behnisch, a.a.O., S. 50

⁷⁵ Günter Behnisch: Ohne Titel. Vortrag in Griechenland am 2.5.1979, AC

⁷⁶ Frei Otto zitiert nach: Ludwig Laibacher: Frei Otto. Der Architekt will Grundlagenforscher sein. Ansprache aus Anlass der Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Leonberg, in: StZ vom 3.7.2000

⁷⁷ Fritz Auer; Behnisch & Partner: Die Verwirklichung einer Idee. Anlagen und Bauten für die Olympischen Spiele 1972 in München, in: Bauen + Wohnen 7/1972, S. 324

Obwohl die Symbolkraft des Daches zunächst so nicht gewollt und kein ästhetisch betontes, architektonisches Ausdruckselement beabsichtigt war, zeigt die Entwicklung des Daches in München doch Behnischs gesteigerte Bereitschaft der Öffnung für neue Konstruktionen und Technologien. Zunächst wurde in den 50er Jahren die Konstruktion als selbstverständliche Grundlage eines traditionell-handwerklich bestimmten Bauens betrachtet. Dann wurde früh die Nutzbarmachung industrieller Herstellungsprozesse auf das Bauen übertragen, und in München innovativ-industrielle Elemente wie auch individuelle Sonderteile zu technischen Entwicklungen vermischt, die zu einer Ästhetisierung der Technik führten. Die individuell nach statisch-konstruktiver Notwendigkeit ausgeformten Gussgelenke zeigen dies besonders. Jürgen Joedicke bezeichnete München als den Bau, mit dem erst durch die Konstruktion Frei Ottos die „Sprachfähigkeit der konstruktionsbetonten Architektur“ gelungen sei. Günter Behnisch begründete die Betonung der technischen Elemente, der Dachkonstruktion mit Pfeilern und mächtigen Seilen sowie der fast schon ornamentalen Verbindungselemente - sonst aus finanziellen Gründen oder aus „den Eigengesetzlichkeiten irgendwelcher Apparate“ nicht zu vertreten - als unter bestimmten Bedingungen gerechtfertigt: „Unüberwindbar wird dieser Anspruch der Technik auf Vorherrschaft dort, wo neue Techniken entwickelt und ausprobiert werden, dort, wo an der Leistungsgrenze von Techniken operiert wird, wie bei weitgespannten Hängebrücken oder hier beim Randseil des Stadionsdaches in München oder dort, wo wirtschaftliche oder andere Gründe keine Alternative zulassen.“⁷⁸

In der Entwicklung des Daches zu einer gigantischen, technikbetonten Konstruktion liegt auch ein Hinweis auf die zeittypischen konstruktiven Utopien der 60er Jahre. Der neue Ansatz von Architektur als einer Landschaft - als einer Gesamtheit verschiedener Funktionen und Elemente -, überdeckt durch eine einheitliche, gemeinsame Strukturform mit raumfassender und -abschließender Wirkung, ist in München realisiert worden. Die Möglichkeiten der Technik erscheinen als Metapher für den Wunschzustand eines demokratisch sich entwickelnden Landes, wie die Technik schon in den utopisch-konstruktiven Entwürfen der 60er Jahre als Lösungsmittel für die Probleme der Gesellschaft fungierte, jedoch anders als die meisten von ihnen mit dem Grundsatz der Realisierbarkeit entworfen.

Heinrich Klotz beschrieb München als eine Überschneidung von den Utopien der 60er und funktionalistischen und zweckrationalistischen Maßstäben - als eine verwirklichte Utopie. Die weitgespannten Flächentragwerke von Frei Otto, seien „nicht abgehobene Phantasmagorien, sondern wohlbegründete Zukunftsentwürfe, die ihre Rechtfertigung aus ihrer tatsächlichen Konstruierbarkeit beziehen“. Die Anlage zeige, „wie weit die Utopie in die Realität vorstoßen und die gängigen Maßstäbe rein zweckrationalistischen Bauens übersteigen kann“⁷⁹.



69 Behnisch & Partner während der Bauarbeiten, ca. 1972



70 Zentraler Sportstättenbereich

Interpretation des Gesellschaftlichen

Die Einstellung Behnischs zum Verhältnis von Architektur zur Technik erfuhr nun eine eindeutige Richtung: die Betrachtung der Technik und des Materials als Mittel zur Befreiung von Bindungen, welche die Bauten bis dato geprägt hatten sowie die Verpflichtung, sich nicht auf schon bekannte Möglichkeiten der Vergangenheit zu beschränken, sondern mit den neuen Möglichkeiten die anstehenden vielfältigen Probleme differenziert zu lösen. Die Loslösung der konstruktiven (und technischen) Elemente des Entwurfes von seinen übrigen Bestandteilen ermöglichte deren Nutzung als kontrastierende Elemente, zur Strukturierung, Raumbegrenzung und Ästhetisierung. Wichtiger Bestandteil dieser Auffassung war die Betrachtung der Zusammenhänge von Konstruktion und Gestalt, Inhalt und Form unter dem Aspekt der Versöhnung des Menschen mit der Technik und den Notwendigkeiten des Alltags - als eine Aufgabe des Architekten unter der Voraussetzung seines gestalterischen Könnens wie auch seiner menschlichen Qualitäten.

Behnisch wies 1972 in der Dank-Rede für die Auszeichnung mit dem Großen BDA-Preis auf die Anerkennung hin, sowohl von der Seite von Politikern wie Willy Brandt als auch von den Architekten: „Beide Vorgänge bezeichnen

⁷⁸ Günter Behnisch, Vortrag in Griechenland am 2.5.1979, AC

⁷⁹ Heinrich Klotz: Vision der Moderne. Das Prinzip Konstruktion, München 1986, S. 116, 265

Aspekte unserer Arbeit, die wir mit besonderer Sorgfalt beachtet und besorgt haben. Zum einen waren wir bemüht, unserer politischen Verantwortung gerecht zu werden. Wir wollten also direkt und ohne Ausflüchte mit unserer Arbeit unserer politischen Situation, in der das souveräne Volk Bauherr ist, entsprechen; sowohl mit dem fertigen Produkt, der Architektur, wie auch in unserem Handeln, also auf dem Wege zur Architektur. Zum anderen: die Möglichkeit, die Fähigkeit, geistigen Konzeptionen mit Räumen, Farben, Materialien, Formen, Kurz: mit Architektur mit Maß zu entsprechen; also: das speziell Architektonische.⁸⁰

Die zwei wichtigen Aspekte der Arbeit - die architektonischen wie menschlichen Fähigkeiten der Person des Architekten wie auch dessen Interpretation des Gesellschaftlichen - stellte Behnisch in engen Zusammenhang mit der poetischen Dimension der Architektur, wie dies auch schon viele andere Architekten taten. Ganz im Gegensatz zu den Aussagen wenige Jahre zuvor betonte er die moralische und menschliche Qualifikation des Architekten als die wichtigste Voraussetzung vor der Technik für das Gelingen eines Bauwerkes: *„Julius Posener schrieb mir kürzlich, dass der Architekt der Mann sei, der ‚das Ganze‘ sähe, und Adolf Arndt weist darauf hin, dass die Frage nach dem Bauen eine Frage nach dem Menschen sei. (...) Paul Schmitthenner schreibt über Räume, dass die ‚Leere darin das Wesen wirke‘. (...) Schinkel hat sehr klar seinen Misserfolg beschrieben, als er zunächst versuchte, die ganze Konzeption für ein bestimmtes Werk der Baukunst aus seinem trivialen Zweck allein und aus der Konstruktion zu entwickeln: (...) Und endlich Vitruv, der Verfasser der ältesten uns bekannten Schrift über Architektur, beginnt seine Schrift mit der Darstellung der Qualifikation der Person des Architekten, behandelt dann die ästhetischen Grundbegriffe und architektonischen Regeln und kommt erst im 2. Buch zur Technik. Ich schließe mich heute dieser Auffassung an, wobei ich im Zeitalter der Technik die menschliche, die moralische Qualität des Architekten an die erste Stelle setzen möchte.“⁸¹*

Bedeutung im Werk

Die Anlage für die Olympiade in München gilt bis heute als Hauptwerk von Behnisch & Partner. Die große Bedeutung und der Erfolg der Olympiaanlagen waren für Behnisch Hypothek und Wegweiser zugleich. In einer Nachbetrachtung von 1989 meinte Behnisch: *„Es war schwierig, nach diesem großen Einsatz und Erfolg, sich wieder auf den Alltag einzulassen und unser Büro lebensfähig zu halten. Andererseits war ich an Ruhm nach außen persönlich nie interessiert. Kleine Projekte haben mich sicher genauso befriedigt wie große.“⁸²* Neben der Verpflichtung und dem Ehrgeiz zu neuen, außergewöhnlichen Ideen habe München der weiteren Arbeit im Bewusstsein der großen Leistung mehr Gelassenheit und vor allem mehr Kraft und Hintergrund gegeben, so Behnisch.

Die Bedeutung liegt vor allem im „Gesamtwerk Oberwiesenfeld“, in der Zusammenfügung der zwei architektonischen Grundkomponenten Landschaft und Dachkonstruktion mit der inhaltlichen Aussage zu einem einheitlichen Gebilde. Die zwei sich zunächst gegenüberstehenden bzw. widersprechenden Aspekte sind in zeitlich-inhaltlichem Zusammenhang zu einer Gesamtaussage verschmolzen. Nicht das viel diskutierte Dach als ästhetisiertes Symbol und auch als Ausdruck des technischen Fortschrittsbewusstseins der Zeit macht die Bedeutung der Anlage aus. Die Gegenüberstellung und Überlagerung von technisch-konstruktivem, intellektuell durchdrungenem Prinzip, auf geometrischer Ordnung basierend, und der sich selbst ausformenden Landschaft mit organisch-sozialen Komponenten sei ein *„schöner Ansatz, weil die beiden Dinge sich gegenüberstehen und sich stärken in ihrer Andersartigkeit“⁸³*. Mehr das Unpräzise, Spielerische und Offene sei dem Büro Behnisch nahe - wie schon Schiller es mit dem ‚Spiel als einem Kind der Freiheit‘ ausdrückte -, weniger das Dach,⁸⁴ so bemerkte Günter Behnisch später. Im Widerspruch dazu steht die Tatsache, dass die Dachgestalt durch viel größere technisch-ökonomische Aufwendungen zustande kam und die Dimensionen der Konstruktion in jenen den Boden berührenden Teilen deutlich größer wurden als ursprünglich geplant, obwohl die Gesamtaussage dadurch nicht wesentlich verändert wurde. Das räumte auch Behnisch ein: *„Es wäre besser gewesen, wenn die Entwicklung schon weiter gewesen wäre, dann hätten wir diese schweren Konstruktionen nicht benötigt. Der leichte Regenschirm war das Ideal. Aber es war das Leichteste, was damals bei diesen Dimensionen machbar war.“⁸⁵*

Behnisch hat durch die Arbeit für München in Zusammenhang mit den Beteiligten, seinen Partnern Fritz Auer, Winfried Büxel, Erhard Tränkner, Carlo Weber sowie Frei Otto (Ewald Bubner), Günther Grzimek, Otl Aicher, Jürgen Joedicke und den Ingenieuren, u.a. Leonhardt + Andrä (Jörg Schlaich), wesentliche Bestandteile für sein späteres Schaffen entwickelt, hat „seine Seele geöffnet“ (Werner Durth) für die bis dato unausgereiften Anteile des Spielerischen und Poetischen neben dem Funktionalen und der Konstruktion.

Neben den äußeren Vorgaben der Aufgabe lassen sich wichtige Hauptaspekte in der folgenden Arbeit mit unterschiedlicher Gewichtung immer wieder finden. Die Überlagerung und Beziehung der Elemente aus den Bereichen findet untereinander statt und wird zum entscheidenden Entwurfsmerkmal und Bestandteil der Bauten. Daraus entwickelt sich in den folgenden Jahren eine vielschichtige *„Situationsarchitektur“*, die neben den praktischen Funktionen der speziellen Aufgabe und konstruktiven Elementen auch symbolischen Funktionen mit unterschiedlicher Gewichtung ihren speziellen Ausdruck gestattet. Der Umgang mit den organischen Formen der Landschaft

⁸⁰ Günter Behnisch: Manuskript zur Dank-Rede, Großer BDA-Preis 1972, AC

⁸¹ Günter Behnisch, a.a.O.

⁸² Günter Behnisch, in: Otto Riewoldt: Günter Behnisch. Interview, in: Ambiente 2/1989, S. 91

⁸³ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 5.9.2001

⁸⁴ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 5.9.2001

⁸⁵ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 5.9.2001

hatte zu der für alle Bauten grundlegenden Erkenntnis geführt, dass freie Formen deutlich weniger Zwänge beinhalten als geometrisch festgelegte Vorgaben, und dass sich konstruktive Bestandteile und Änderungen wesentlich leichter in ein „organisches“ System einfügen lassen.

Die *Bedeutung der Landschaft* und die vielfältigen Bedingungen des Ortes haben, wie schon in der Tradition der Lehre und den Bauten der 50er Jahre zu finden, in den zukünftigen Bauten immer eine zentrale Bedeutung. Die Erde sowie das Horizontale wird praktisch genutzt, um große Baumassen durch Absenken in das Erdreich zu reduzieren, um mächtig wirkende Bauteile verschwinden zu lassen oder um Niveauunterschiede innerhalb und außerhalb der Bauten zu schaffen, um Bereiche für Öffentlichkeit und Privatheit abzugrenzen. Besonders die Aufwärmhalle gilt als Vorbild für die weiteren Sporthallen mit den Kennzeichen der starken Gliederung im Grundriss, halb in das Gelände eingegraben, durch Mulden mit den Außenbereichen verbunden und voll verglast. Die Nutzung der raumbildenden Möglichkeiten und die Einbeziehung der Umgebungselemente ist charakteristisch. Auch die Prinzipien der *Minimierung der Gebäudemassen und des Materials* sowie die *Differenzierung der Konstruktion* sind schon angewendet. Daneben finden auch historische Bedeutungen und *Beziehungen des Ortes zur Aufgabe* Beachtung.

Die Konstruktion erhält eine neue Bedeutung: Nicht nur die Möglichkeiten der Ästhetisierung der Konstruktion werden eingesetzt, sondern sie wird als Mittel der Raumbegrenzung sowie als zusammenfassendes und ordnendes Strukturelement genutzt. Später werden die Anlagen sogar als Beginn der High-Tech-Ära bezeichnet.⁸⁶ Die Konstruktion wird zu einem der Ansatzpunkte der architektonischen Weiterentwicklung: Aus dem konstruktiv-analytischen Denken von den Einzelementen entwickelt sie sich zunehmend differenzierter und komplexer, wird aufgelöst und in ihre Einzelteile zerlegt. Nicht zuletzt durch die Offenheit der Konstruktion wird das Dach zum gesellschaftlichen Symbol der ausgehenden 60er und beginnenden 70er Jahre.

Die zeitbezogene Aufnahme und *Interpretation von gesellschaftlichen Idealen*, von gesellschaftspolitischen Inhalten und Zukunftsvorstellungen in die Arbeit, beinhaltet die individuellen Spielräume mit visionären Vorstellungen. Behnisch 1976 in einem Gespräch mit Heinrich Klotz: *„Mit den Olympischen Spielen wollte doch Deutschland sich vorstellen. Das war die allgemeine Stimmung, nicht nur derjenigen, die dort das Sagen hatten. Da wollte sich Deutschland vorstellen als das neue freie Deutschland, das nicht ausschließlich den materiellen und organisatorischen Prinzipien nachläuft. Also man wollte tatsächlich das heitere, lockere, gelöste Deutschland präsentieren, das auch in der Lage ist, sich unrentierliche Dinge zu leisten.“*⁸⁷

Das später 1969 von Willy Brandt als für die Zeitstimmung treffend formulierte „Wir wollen mehr Demokratie wagen!“ wurde schon im Entwurf von 1967 umgesetzt. In einem Interview 2001 bemerkte Behnisch, die Olympischen Spiele und Anlagen von 1972 sollten als einen Appell an die Welt begriffen werden, Deutschland wieder in den Kreis der zivilisierten Nationen aufzunehmen.⁸⁸ Dieser Anspruch wurde eingebracht zum einen durch die weiterhin intensive Beschäftigung mit dem Schulbau als soziale Repräsentanz des Einzelnen, der „kleinsten Einheit“ des Demokratischen, und ausgeweitet auf die nach außen bedeutendere Ebene der Bauten, die als Repräsentationssymbol für die demokratisch orientierte Gesellschaft als Ganzes wirken konnten. Die Architektur für die „schwachen Individuen“ war ein schon in den Bauten der 50er Jahre angelegter Bereich. Der Anspruch, die Bauten mit ideellen Inhalten zu füllen, entstand aus dem Bewusstsein der Verantwortlichkeit des Architekten, verbunden mit dessen von Behnisch verlangter architektonischer und menschlicher Qualität. Darüber hinaus wurde das Bedürfnis spürbar, im Zusammenhang mit diesem gesellschaftlichen Anspruch das Bauen zu öffnen für Bereiche, die romantische und poetische Vorstellungen als Gegenpol zu der technisch und materiell geprägten Realität zulassen.

Obwohl nicht aus den Ideen der „organischen“ Vertreter Häring, Scharoun und Gutbrod direkt abgeleitet, lassen sich Parallelen zu deren Gedankengut feststellen. Ebenso hatte aber schon Louis Kahn darauf hingewiesen, dass bei den Architekten „eine gedankliche Vorstellung von dem, was eigentlich werden soll“, vorhanden sein muss, „bevor sie den Entwurf als konkrete Lösung der Aufgabe zu entwickeln beginnen“⁸⁹. Die im Zusammenhang mit der erweiterten Funktion entwickelte Gestalt sollte ihrerseits wieder Auswirkungen auf die Verhaltensweisen der Benutzer haben. Der Begriff der Funktion wird auch bei Behnisch über das Praktische und rationell Erfassbare hinaus erweitert. In diesen Bereich gehören auch die immer deutlicher werdenden subjektiven Einflüsse auf den Entwurfsprozess, die Einbeziehung aller am Bau Beteiligten und deren Vorstellungen: Die Personen des Bauherrn, des Nutzers und die Institutionen, sowie auch die an der gestalterischen Leistung beteiligten Architekten und die Dynamik des Entwurfsprozesses als solcher werden mit eingeschlossen.

Auch diese Bestandteile fließen ein in den Begriff der „Situationsarchitektur“. Der situative und integrative Charakter einer jeden Arbeit fasst die genannten subjektiven und funktionalen Aspekte in der Baugestalt zusammen. Der situative Charakter wird nun zu einem der Schlüsselbegriffe für das Verständnis von Behnischs Werk. 1977 verdeutlichte Behnisch die umfassende Bedeutung des Begriffes: *„Situationsarchitektur - das sollte heißen: die architektonische Lösung liegt in der Situation und entsteht aus der Situation, durch die in der Situation wirksamen*

⁸⁶ S. dazu einführenden Beitrag von Nikolaus Kuhnert und Philipp Oswald: Berlinmodell Industriekultur zur Diskussion zum Thema „Rhetorik des Machens“, in: Arch+ 102/1990, S. 24-25

⁸⁷ Günter Behnisch, in: Heinrich Klotz: Architektur in der Bundesrepublik, a.a.O., S. 16

⁸⁸ Sendung des SWR am 15.10.2001; Film von Stefan Bub

⁸⁹ Louis Kahn: Rede zum Abschluss des Otterlo-Kongresses 1959. Zitiert nach: Jürgen Joedicke: Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts, a.a.O., S. 119

*Kräfte. (...) Situation: das ist zunächst die örtliche und funktionale Situation; muss dann natürlich erweitert werden um die zeitbedingten, gesellschaftlichen, technischen Aspekte und schließlich um die aus der Konstellation der beteiligten und betroffenen Personen sich bildenden Kräfte. Nicht der Planende macht die Gestalt; architektonische Gestalten werden.*⁹⁰

Umbauplanungen

Die Bedeutung der Olympiaanlagen für die Stadt München und darüber hinaus wird besonders deutlich, wenn man die Positionen gegenüberstellt, die sich während der Diskussion des Umbaus zu einer Fußballarena in der zweiten Hälfte der 90er Jahre gegenüberstanden: Auf der einen Seite die Betrachtung als Symbol einer bestimmten geistigen und gesellschaftlichen Situation und als ein großes Denkmal in der Geschichte der Stadt München sowie Deutschlands, auf der anderen Seite die Betrachtung der Anlage ohne Selbstzweck in ihrer Funktion als überwiegend kommerziell genutztes, funktionierendes Fußballstadion, das sich den Bedürfnissen und Anforderungen einer neuen Zeit anpassen muss.

In einem Vortrag im Dezember 1995 vor dem Aufsichtsrat der MOG in München äußerte Behnisch sich zum geplanten Umbau des Stadions: *„Ende der sechziger Jahre war der materielle Wiederaufbau der Bundesrepublik praktisch abgeschlossen. Und in der Bundesrepublik dominierte das Gefühl, man sollte in Ergänzung zu dem robusten materiellen Aufbau auch die andere Seite der Bundesrepublik zeigen, das Weltoffene, Jugendliche, Sportliche, Musische. Man wollte klarstellen, dass die Bundesrepublik nicht allein am Materiellen und an Geld orientiert sei. (...) Man hat festgestellt, dass die Münchener Olympiaanlagen die einzigen in der Welt sind, die noch nach dem Spiel für lange Zeit gut funktionieren. Das ist sicher ein Erfolg der Arbeit der MOG, aber auch ein Erfolg der Architektur und der nicht ausschließlich am sogenannten Praktischen orientierten Funktionen der Anlagen. Nun soll auch das Stadion verändert werden. Und der Charakter dieser gewünschten Veränderungen wird Richtung Kommerzialisierung weisen, damit weg vom offenen, nicht in erster Linie am Profit orientierten Stadion. Damit verändert sich auch dieses der Stadt München anvertraute Zeugnis ihrer Nachkriegsgeschichte. Der Olympiapark ist das einzige international anerkannte Architekturmonument Münchens und der Olympischen Bewegung nach dem Kriege, welches über Jahrzehnte Bestand hatte. (...) Der Olympiapark hat für München und das Ansehen dieser Stadt in der Welt größere Bedeutung als die Feldherrenhalle. (...) Olympiastadion und Olympiaanlagen werden nach den geplanten Veränderungen nicht mehr das sein, was sie 23 Jahre waren. Und ein Zeugnis der Geschichte der Stadt München wird ‚umgestimmt‘. Zumindest im Bereich des Symbolischen.“*⁹¹

Zunächst konnte Behnisch sich den Bemühungen um eine Veränderung des Stadions zu einer kommerzialisierten Fußballarena nicht anschließen. Er wurde von vielen Seiten aufgefordert, den Umbau wenn nötig mit Berufung auf das Urheberrecht zu verhindern. Unter der Kritik von vielen Seiten - u.a. von Fritz Auer, Frei Otto und Hans-Jochen Vogel - wagte sich das Büro Behnisch & Partner dann doch an die Entwürfe für einen im Dezember 1998 vom Stadtrat beschlossenen Umbau der unter Denkmalschutz stehenden Anlage: Die Erweiterung und Überdachung der Osttribüne, zusätzliche Logen und Zusatzgebäude an der Westseite und die Spielfeldabsenkung um 2,5 m zusammen mit einer Verlängerung der Tribünen nach unten wurden als vertretbare Maßnahmen angesehen. In einer Stellungnahme 1999 verwies er die Zuständigkeiten für die Entscheidung an die Stadt München: *„Die Entscheidung, ob umgebaut werden soll, ist im Bereich des Politischen zu fällen; im Stadtrat - dort gehört die Entscheidung hin. Die Stadt muss entscheiden, ob der Fußball im Olympiastadion bleiben soll - wenn dieser Sport heute andere Sportstätten braucht als 1972 - und ob in Zukunft Sportgroßveranstaltungen im Stadion noch möglich sein sollen, auch in seiner heute sicher starken Kommerzialisierung; oder ob eben das ‚Denkmal‘ unverändert erhalten werden soll. Die Stadt meint, vieles spräche für das erstere. (...) Keinesfalls ist es die Aufgabe des Architekten, der seinerzeit mit seinen Kollegen die Anlage geschaffen hatte, diese Entscheidung zu fällen.“*⁹² Und er verdeutlichte seinen eigenen Zwiespalt zwischen seiner Haltung einer „offenen Architektur“, in der das Formale für Änderungen bereit sein müsse, und dem anerkannten ästhetischen Wert der Anlage, der eigentlich nicht verändert werden sollte. *„Wenn man nicht die gesamte Anlage umstimmen wollte, müsste das, was verändert oder hinzugefügt werden sollte, nach dem Eingriff die der ursprünglichen Olympiaanlage innewohnende Toleranz widerspiegeln. Hier wird ein Problem liegen, da ‚der Fußball‘ eine Anlage anstreben könnte, die nur auf sich bezogen ist, auf die Gesetze des Fußballbetriebes (...) Es ist nicht belanglos, wenn anstelle eines Volks-Leichtathletikstadions in der Art von 1972 ein Profi-Fußballstadion für das Jahr 2000 (wenigstens halbwegs) geschaffen werden sollte. Der ästhetische Wert der Anlage würde sich verschieben. Das mag zu Lasten des Denkmals für 1972 gehen, muss aber nicht notwendigerweise der Qualität im Architektonischen schaden.“*⁹³

Trotz der Hoffnung, eine für alle Beteiligten und alle Zwecke gute Lösung zu schaffen, erwies sich die Diskrepanz zwischen den Möglichkeiten und den immer weiter aufgestockten Forderungen der Fußballvereine als zu groß. Zunächst verhinderte ein mit 40.000 Unterschriften erzwungener Bürgerentscheid am 5. Dezember 2000 die Umbaupläne, der auch vom ehemaligen Münchener Oberbürgermeister Vogel unterstützt wurde. Dann sprachen sich am 6. Dezember Behnisch und die weiteren am Urheberrecht beteiligten Architekten Auer + Weber selbst für den Rückzug der bisher vorgelegten Umbaupläne aus. *„Das Unternehmen war in der Öffentlichkeit nicht genügend vorbereitet. Ich bin froh, dass uns das erspart geblieben ist.“*⁹⁴ Endgültig besiegelt wurde diese Entscheidung durch den Bürgerentscheid vom 21.10.2001, der zum Beschluss für eine neue Fußballarena führte.

⁹⁰ Günter Behnisch: Vom Werden architektonischer Gestalten, in: Bauen + Wohnen 11/1977, S. 408-409

⁹¹ Günter Behnisch: Ohne Titel. Vortrag vor dem Aufsichtsrat der MOG in München am 4.12.1995, AB

⁹² Günter Behnisch: Vortrag zum Umbau Olympiastadion am 5.1.1999, AB

⁹³ Günter Behnisch, a.a.O.

⁹⁴ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 5.9.2001

Entwicklung der architektonischen Grundhaltung aus dem Verhältnis Natur-Mensch-Technik

Günter Behnisch hatte sich ab Anfang der 70er Jahre in Vorträgen und Schriften mit seiner gerade vollzogenen Entwicklung und mit der allgemein stattfindenden Orientierung an konstruktiven und produktionsorientierten Prozessen auseinandergesetzt. Das bedeutete auch eine Aufarbeitung seiner von der Stuttgarter Schule vermittelten Überzeugung von werk- und materialgerechtem Konstruieren. Er hatte diese Haltung als eine Folge der überkommenen Auffassung einer Einheit von Konstruktion und Gestalt begriffen, deren höheres Ziel eine Orientierung an Natur und Handwerk gewesen sei - als ein „*letzter Versuch*“, diese in den Bereich der Natur zurückzuführen, deren Zwängen und Beschränkungen unterstellt. Diese Auffassung und die damit verbundenen Begriffe materialgerecht und werkgerecht waren zu Beginn seines Studiums von Schmitthenner vertreten und gelehrt worden und zunächst auch grundlegendes Orientierungsmerkmal für die eigene Arbeit. Mit der Anwendung neuer, künstlicher Materialien und neuer Produktionsverfahren nach den gleichen Prinzipien sah er diese Grundhaltung unkritisch übertragen auf die neue Entwicklung und betrachtete sie als eine Ablösung vom Verantwortungsbereich einer einheitlichen Ordnung von Gott, Mensch, Natur und Kultur.

In einem Manuskript zum Thema „Technik und Architektur“ Mitte der 70er Jahre begründete er seine Kritik in einer mangelnden Fähigkeit zur Unterscheidung zwischen seiner Meinung nach „*vorverantworteten Ordnungen*“, von an der Natur orientiertem Material und „*selbst zu verantwortenden Ordnungen*“, von durch die Maschine geschaffenen Produkten: „*Man hat also die Orientierung am natürlichen Material, am Handwerk, die ja eine Orientierung an der Natur war, übertragen auf die industriell gefertigte Produktion und stellte diese wieder als ‚reine Konstruktion‘ in den Mittelpunkt der Arbeit des Architekten, nicht beachtend, dass die Ehrlichkeit zwar blieb, dass das eine jedoch die Möglichkeit schien, sich in die von Gott verantwortete Natur einzufügen, das andere das Anpassen an die vom Menschen zwar geschaffene, jedoch nicht verantwortete, bisher weder in die natürliche Welt, noch in die vom Menschen geschaffene Welt, sinnvoll eingefügte, verselbstständigte Technik ist.*“⁹⁵

Behnisch stellte in seinen Vorträgen und Aufsätzen abhängig vom Entwicklungsstand der Bautechnik und der architektonischen Mittel verschiedene Beispiele für das unterschiedliche Verhältnis der Architektur zur „Natur“ und zur „höheren Welt“ gegenüber, die gleichzeitig auch Ende bzw. Anfang ihrer Epoche markierten: Neben dem zweckgebundenen, an der Ordnung der Natur orientierten Bauen zog er häufig die hervortretende, repräsentative, „akademische“ Architektur des Spätbarocks mit den Wallfahrtskirchen Vierzehnheiligen von Balthasar Neumann (1743-1772) und der Wieskirche von Dominikus Zimmermann (1745-1754) als Beispiele heran und schilderte den dagegen „*fast unbemerkten*“ Einzug der Technik in die Architektur.⁹⁶

Vierzehnheiligen gilt als eines der Hauptwerke des süddeutschen Spätbarock, in der durch den Ausdruck in ihren räumlichen, imaginären Mitteln die komplizierten, sich überschneidenden und durchdringenden Raumformen im Zusammenwirken mit Licht, Malerei und Bildhauerei zu einem bewegten, einheitlichen Raum geformt sind. Auch bei der Wieskirche wird durch das Zusammenwirken von architektonischen, malerischen und plastischen Mitteln ein einheitlicher, illusionärer Raumcharakter erreicht. Die Hallenkirche mit ovalem Grundriss und eingestellten Zwillingsspeilern kennzeichnet ein zweischaliger Aufbau mit einem flachen, am Dachstuhl aufgehängten Scheingewölbe, das u.a. durch perspektivische Malerei eine räumliche Tiefenwirkung besitzt. Kritische architektonische Übergangsstellen sind mit ornamentalen Rocailles besetzt, so im Übergang von den Stützen zur Wölbung. Die Tektonik scheint aufgehoben und die obere Raumbegrenzung wirkt immateriell aufgelöst. Das Ornament ist als architektonisches Mittel zur Entmaterialisierung des Raumes eingesetzt.



71 Rocailles und Fresken in der Wieskirche 1745-54, Dominikus Zimmermann

Behnisch betrachtete die Wallfahrtskirchen als charakteristisch für die der Bautechnik vorausseilende architektonisch-räumliche Entwicklung, die versucht habe, die fehlenden bautechnischen Möglichkeiten durch illusionäre Mittel zu überdecken, sich in „*schönem Schein*“ (Schiller) von den Zwängen der Natur zu befreien: Die Architektur des Spätbarock verkörpere durch ihre besondere Aufgabe die Bindung an Höheres, an die „*höhere Welt*“ der Religion. Daneben schilderte Behnisch den Einzug der Technik in die Architektur, der über das Material Eisen fast unmerklich erfolgt sei. Als Beispiel dafür benannte er den in die Zukunft weisenden Bau der gusseisernen Brücke über den Severn - auch Coalbrookdalebridge - von Abraham Darby (1779), die er in Anlehnung an Sigfried Giedion⁹⁷ der fast zeitgleich entstandenen Kirche Vierzehnheiligen gegenüberstellte.⁹⁸ Die Coalbrookdalebridge gilt als die erste Brücke aus gegossenem Eisen (Eisenerz mit Kohle als Brennstoff geschmolzen), als Ergebnis des industriell nutzbar gemachten Entwicklungsfortschritts dieses Werkstoffs, der bis zu diesem Zeitpunkt vor allem zur verbesserten Waffenherstellung genutzt worden war.

Behnisch bemerkte, die zunächst parallel verlaufenden Entwicklungen seien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammengetroffen, heute jedoch überwiege die Orientierung an der Technik, welche die Architektur als

⁹⁵ Günter Behnisch: Technik und Architektur, Manuskript zu Vortrag ca. um 1976, AC

⁹⁶ Günter Behnisch: Technik und Architektur, a.a.O.

⁹⁷ Sigfried Giedion: Raum, Zeit, Architektur, Zürich 2000, S. 131f

⁹⁸ Günter Behnisch: Technik und Architektur, a.a.O.

Werkzeug betrachte und selbstbezogene Einzelaspekte in den Mittelpunkt stelle: „Diese Auseinandersetzung ist noch nicht abgeschlossen. Wollten wir heute eine Zwischenbilanz ziehen, so würden wir feststellen müssen, dass unsere Hochhäuser, Schulen, selbst Wohnhäuser an und in sich mehr haben von der Brücke über den Severn als von Vierzehnheiligen oder der Wies. (...) Es könnte aber auch heißen, dass die Ingenieurtechnik ihren revolutionären Eifer, ihren Vorsprung verloren hat, bürgerlich geworden ist. Dass sie sich an Ästhetischem orientiert, von einer Lehre beherrscht wird. Die Ingenieurtechnik - eingebaut in unsere Welt, angepasst, akzeptiert, zum Gewohnten geworden.“⁹⁹

In diesem Zusammenhang nahm Behnisch Gedanken des katholischen Theologen und Philosophen Romano Guardini auf, die für sein Denken und Arbeiten grundlegend werden sollten. U.a. über sein auf „Kirche und Offenbarung“ beruhendes Denken war Guardini zu einer engen Verbindung von Philosophie und Religion gelangt. Er lehrte zunächst in Berlin (1923-1939), dann in Tübingen (ab 1945) und bis 1962 in München. Behnischs Zitate bezogen sich vor allem auf die 1947-1949 in Tübingen und München gehaltenen kulturkritischen Vorlesungen, die 1950 in der Schrift „Das Ende der Neuzeit - Ein Versuch zur Orientierung“¹⁰⁰ erschienen waren.

Guardini erläuterte darin den Wandel des Menschen- und Weltbildes vom hierarchisch und religiös bestimmten *Mittelalter* zur autonomen *Neuzeit*: Das Naturverständnis des Mittelalters sah er als „Gesamtheit der Dinge in ihrer Ordnung und Einheit (...) als Schöpfung des souveränen Gottes“, während in der Neuzeit die verschiedenen Daseinsbereiche aus der als Schöpfung verstandenen Natur herausgelöst und die Neuzeit in einem „Kommenden“ aufgelöst sei. Drei Grundelemente innerhalb des neuzeitlichen Daseinsbildes würden sich durch die Ablösung des *Subjekts* und der *Kultur* von der *Natur* bilden, die damit „etwas Letztes“ ausdrücke, „hinter das zurückgreifen nicht möglich ist. Was aus ihr abgeleitet werden kann, ist endgültig verstanden. Was als natürlich begründet werden kann, ist gerechtfertigt.“¹⁰¹ Das von der „ersten Natur“ abgelöste, autonome Subjekt entfalte eine Persönlichkeit, eine „als aus eigener Anlage und Initiative sich entfaltende menschliche Gestalt. Ebenso wie die Natur, ist auch sie ein Erstes, das nicht infrage gezogen wird.“¹⁰² Den Begriff der Kultur als der werttragenden „zweiten Natur“ verstand Guardini als einen aus der Beziehung von Natur und Mensch hervorgehenden Wert, nun nicht mehr „als Dienst an Gottes Schöpfung verstanden“¹⁰³, sondern - im Zusammenhang mit der Entstehung von Wissenschaft und Technik - als „eigenständiges Menschenwerk“¹⁰⁴. Das Gefüge der drei Bestandteile als letztgültige Norm „bedarf keiner Begründung von anderswoher“¹⁰⁵.

Guardini sah jedoch das neuzeitliche Weltbild durch den Einfluss von Wissenschaft und Technik in der Auflösung befindlich, und einen *Wandel im Verhältnis des Menschen zu den drei Grundelementen der Neuzeit*. Die Natur empfinde er deshalb nicht mehr als „bergenden Inbegriff“, sondern in dem Bewusstsein, „dass es in der Technik letztlich (...) um Herrschaft“¹⁰⁶ gehe. Die Entfremdung des Menschen von der Natur sei vor allem durch dessen erwachtes intellektuell-wissenschaftliches Bewusstsein entstanden, das auch das Verhältnis zu seinem Werk verändere, da er es inhaltlich nicht mehr erleben und somit seiner Verantwortung nicht mehr nachkommen könne. Der Mensch selbst bestimme, ob er diese Herrschaft zum Bauen oder zum Zerstören nutze. Die Gefahr aus der Kultur selbst zeige sich besonders in Gefahr der ansteigenden Macht und darin, diese falsch zu gebrauchen. Das führe zur Dämonisierung der Macht: Sofern das Seiende „Natur ist (...), gehört es Gott (...). Sofern es im Freiheitsbereich des Menschen erscheint, muss es einem Menschen gehören und von ihm verantwortet werden. Geschieht das nicht, dann wird es nicht wieder zu ‚Natur‘ (...). Von der Macht des Menschen, die nicht durch sein Gewissen verantwortet wird, ergreifen die Dämonen Besitz (...); geistige Wesen, die von Gott geschaffen sind, aber von ihm abgefallen.“¹⁰⁷ Und weiter, mit konkretem Bezug auf die Strukturen des Materials der Natur: „Sobald eine Energie, ein Material, eine Struktur, was es auch sei, in den Bereich des Menschen gelangt, bekommt es einen neuen Charakter. Es ist nicht mehr einfach Natur, sondern wird zu einem Element der menschlichen Umwelt. Es gewinnt Anteil an der Freiheit, aber auch an der Ungeschützttheit des Menschen, und wird dadurch selbst vieldeutig, Träger von Möglichkeiten positiver wie negativer Art.“¹⁰⁸ In diesem Sinne betrachtete Guardini die Gefahr aus der Macht als wichtigsten Wesenszug der Zukunft: Der Mensch habe aufgrund fehlender ethischer Grundlagen „Macht über die Dinge“, aber „noch nicht Macht über seine Macht“¹⁰⁹, deren richtigen Gebrauch er erst durch die tragenden Elemente des Kommenden erlernen müsse: Durch den „Ernst, der die Wahrheit will“, durch „personale Tapferkeit, welche sich dem heraufdrohenden Chaos entgegenstellt“ und durch „die innere Freiheit, vom Bann der Gewalt in all ihren Formen (...)“¹¹⁰.

Behnisch griff diese Darstellung Guardinis - eines Weltbildes, nach dem die durch Wissenschaft und Technik entstandene Macht zur Bedrohung für den Menschen werden kann, wenn die von ihm geschaffenen Kulturgüter nicht verantwortet werden - in mehreren Aufsätzen und Vorträgen wiederholt auf. Er erläuterte, dass durch die Begründung ausschließlich aus der erfahrbaren Welt Dinge aus dem Kulturbereich des Menschen, und damit auch der Architektur, abgelöst werden vom „Göttlichen“. Seine Macht, die nicht von seinem Gewissen verant-

⁹⁹ Günter Behnisch: Technik und Architektur, a.a.O.

¹⁰⁰ Romano Guardini: Das Ende der Neuzeit, Basel 1950, hier: ²1950

¹⁰¹ Romano Guardini, a.a.O., S. 48

¹⁰² Romano Guardini, a.a.O., S. 52

¹⁰³ Romano Guardini, a.a.O., S. 54

¹⁰⁴ Romano Guardini, a.a.O., S. 55

¹⁰⁵ Romano Guardini, a.a.O., S. 55

¹⁰⁶ Romano Guardini, a.a.O., S. 69f

¹⁰⁷ Romano Guardini, a.a.O., S. 96f

¹⁰⁸ Romano Guardini, a.a.O., S. 97

¹⁰⁹ Romano Guardini, a.a.O., S. 102

¹¹⁰ Romano Guardini, a.a.O., S. 104f

wortet sei, werde von Dämonen in Besitz genommen. Behnisch folgerte, dass der Mensch selbst durch seine Haltung die Chance und Aufgabe habe, dem „Abfallen“ entgegenzuwirken: *„Guardini schilderte, dass die Natur, die ohne uns ist, in Gottes Verantwortung sei, dass der Mensch die von ihm geschaffenen Dinge selbst zu verantworten habe, dass diese, vom Menschen geschaffenen Dinge sich nun aber der schwachen menschlichen Verantwortung leicht entzögen und damit unverantwortet, quasi von Dämonen beherrscht würden. Wir sagen in unserer scheinbar sachlichen Sprache: sie verselbstständigen sich. Nun meine ich, gehört es zu unserer Aufgabe, die verselbstständigten Dinge wieder einzufangen, sie zu bearbeiten, sie darzustellen, so dass diese Vorgänge erkannt, wieder eingebunden und nicht zuletzt im vorliegenden Falle personalverantwortet werden können.“*¹¹¹

Mit diesen Schlussfolgerungen formulierte Behnisch die Wirkung von Guardini auf sein Denken. Sein an die „Auflösung der Neuzeit“ angelehntes Weltbild wurde wesentlich für das Verständnis seines Werkes. Behnisch unterschied eine von Gott geschaffene Ordnung der Natur, in welche für das Bauen wichtige Elemente der natürlichen Materialien eingeschlossen sind, sowie eine vom Menschen geschaffene Ordnung der Kultur, welche u.a. aus „künstlich“ und mit Hilfe der Maschine hergestellten Techniken und Materialien besteht. Seine Kritik richtete sich - entsprechend der Darstellung Guardinis - nicht auf den Einfluss von Wissenschaft und Technik selbst, sondern auf die unreflektierte Übertragung der Begriffe Materialgerechtigkeit und Werkgerechtigkeit - ursprünglich der *„Ordnung der ersten Natur“* zugeordnet - auf neue Techniken, Materialien und Produktionsverfahren: Alle aus der „natürlichen“ Ordnung („erste Natur“) stammenden Elemente und deren Anwendung - das wurde später etwas relativiert - seien schon durch ihre Herkunft *„vorverantwortet“*; alle vom Menschen geschaffenen Produkte aus der „künstlichen“ Ordnung („zweite Natur“) - später auch als *„Ordnung von Götzer“* bezeichnet und von Produktion auf Administrationen und *„Apparate“* übertragen¹¹² - seien vom Menschen durch die Art ihrer Anwendung noch zu verantworten. Damit implizierte Behnisch auch den von Guardini als wichtigsten Wesenszug der Zukunft bezeichneten Machtfaktor, dem er sich durch Maßnahmen *„v o r Architektur“* entgegenstellen wollte. Behnisch betrachtete dieses Ziel einer Wiederanbindung der vom Menschen hergestellten und zu verantwortenden Elemente an eine „höhere Welt“ bzw. an eine höhere Ordnung der Natur als eines der wichtigsten Anliegen seiner Arbeit und als eine Verpflichtung des Architekten, verbunden mit den nach Guardini zukunftsstragenden Tugenden.

Auch im Zusammenhang mit der Entstehung der großen Freizeitanlagen Anfang der 70er Jahre führte Behnisch die auf Guardini beruhende Ordnung von Mensch und Natur an. Als Leiter der UIA-Arbeitsgruppe Sport und Freizeit kritisierte er 1974 das mangelnde Zusammenspiel von Freizeit und Landschaft gerade bei den neuen Anlagen im Ruhrgebiet: Die Projekte seien weniger entstanden aus übergeordneten landschaftlichen Gesichtspunkten, sondern konzipiert als Fremdkörper: *„Offensichtlich ist es so, dass die natürliche Kultur nur ein gewisses Maß an Nutzung verträgt. Geht die Nutzung darüber hinaus, so wird sie heruntergerissen, abgenutzt, ihres Wertes beraubt. Frei nach Guardini gibt es Dinge, die nicht vom Menschen geschaffen wurden und die der Mensch daher auch nicht zu verantworten hat. Für die Dinge jedoch, die von uns geschaffen werden, tragen wir die volle Verantwortung. Das soll heißen, man kann nichts in die Welt setzen, ohne sich darum zu kümmern, dass etwas Vertretbares daraus wird.“*

Mit dieser These wurde auch ökologisches Denken angesprochen: Der Schutz der Natur vor dem Menschen rechtfertige sogar einen künstlichen Eingriff durch den Menschen selbst. Die Maßnahmen in der natürlichen Kulturlandschaft - auch solche, die sich deutlich von der Natur unterscheiden - seien nur dann gerechtfertigt, wenn sie von ihm selbst verantwortet werden und mit entsprechend „ästhetisch“ haltbaren Mitteln erfolgten. Der Architekt trage für alle Veränderungen außerhalb der „ersten Natur“ die Verantwortung: *„Die natürliche Kultur verträgt nicht, wenn sich auf einem Hektar Land zu viele Menschen bewegen. Ist letzteres der Fall, dann geht es nicht, ein Gleichgewicht in einer natürlichen Ordnung zu suchen; man muss vielmehr das verlorene Gleichgewicht zwischen Regeneration (d.h. Pflege) und Abnutzung auf einer künstlichen Ebene herstellen. Beispielhaft ist doch der barocke Garten, wo in geometrischen Formen kontrolliert gegen die Natur ein Zustand geschaffen ist, der - wenn auch mit großen Mitteln - ästhetisch haltbar ist. Anders lässt sich das Ziel nicht erreichen, es sei denn, die Regenerationskraft der Landschaft ist größer als die Abnutzungserscheinungen, wie z.B. in den schwäbischen Walderholungsgebieten.“*¹¹³

Die Möglichkeiten, die entstandene Lücke zur „höheren Welt“ zu füllen, sah Behnisch in der Besetzung der Aufgabe mit Inhalten vor der Entstehung der eigentlichen Architektur, *„v o r Architektur“*: Dazu zählte er mit dem speziellen Ort und der speziellen Aufgabe verbundene Funktionen und festzulegende Inhalte, aber auch die zurückzuweisenden Zwänge und Einflüsse der durch Macht bestimmten Bereiche des Bauens im Sinne Guardinis. Diese wurden zur Grundlage und Voraussetzung für die Anwendung von architektonischen Mitteln in der Architektur.

Behnisch betonte in einem Vortrag 1979 ebenfalls die gesellschaftliche Aufgabe des Architekten als Erschaffer von Kulturgütern, der er nur gerecht werden könne, indem er sein Werk für Dinge öffne, die nicht Bestandteile der erfahrbaren Wirklichkeit, der praktischen und Nutzungsfunktionen und der vordergründigen Erfüllung der Bauaufgabe seien. Diese Haltung richte sich nicht gegen die Anwendung der Technik oder sei losgelöst von ihr, sondern solle mit deren Hilfe erfolgen. Behnisch bezog sich dabei auch auf Adornos Ästhetische Theorie¹¹⁴: *„Vielleicht hat der Architekt auch heute die Aufgabe, die sich verselbstständigenden Techniken einzufangen, einzubinden in die Welt des Menschen, sie benutzbar, akzeptabel zu machen. Das ist eines der großen Themen, an denen wir im*

¹¹¹ Günter Behnisch: Technik und Architektur, a.a.O.

¹¹² Z.B. in: Günter Behnisch: Dekonstruktivismus, Aufsatz 28.3.1989

¹¹³ Günter Behnisch: Einführung (zum Thema Freizeit, Sport, Erholung, Natur), in: aw 78/1974, S. II-III

¹¹⁴ Theodor W. Adorno: Ästhetische Theorie, Frankfurt 1970; Behnisch weist häufiger auf Adornos letztes Werk hin

*Büro arbeiten. (...) Vielleicht weist uns Adornos Ästhetik einen Weg, in der ausgeführt wird, dass es die Aufgabe der Kunst sei, Menschen und Dingen auch das zurückzugeben, was ihnen in der empirischen Realität (erfahrbare Wirklichkeit) verweigert wird.*¹¹⁵

Die Versöhnung des Menschen mit der Technik als eine seiner Hauptanliegen verband er mit dem antizipatorischen Element als ein weiteres wichtiges Kennzeichen seiner Arbeit: Den Benutzern sollte ein Ausblick auf eine bessere und zwangfreiere Welt eröffnet werden, die Möglichkeit einer anderen Lebensweise und ein gesellschaftliches Ideal vor Augen gehalten werden, fern von den Machtstrukturen und Zwängen der empirischen Realität, wie sie Adorno in seiner ästhetischen Theorie von 1970 beschrieben hatte. Er bezog sich auch - ohne es zu benennen - auf Adornos und Horkheimers Dialektik der Aufklärung: Sie hatten die Aufklärung im Sinne einer Beherrschung der Natur beschrieben und die Apparate der Macht für die Entfremdung des Menschen sowohl mit sich selbst als auch mit der äußeren Welt verantwortlich gemacht. Im Bereich der Kunst liegende Dinge und deren Freiheit sollten dieser Entfremdung entgegen wirken. Behnisch ergänzte: *„Dies ist ein Ansatz, der uns davor bewahrt, auszuweichen in Kunst, illusionär zu arbeiten, so wie die Kunst früherer Epochen dies tun musste. Das ist ein Ansatz, der uns anhält, uns in der Realität gegen Anmaßung, Gewalt, Übergriffe zu stellen. Vor Architektur - mit dem Ziele, dieselbe und damit die erfahrbare Welt und die Menschen von Bedrängungen zu befreien. Dabei steht uns doppelter Erfolg ins Haus: Zum einen der, dass das, was wir bauen, besser sein kann als die Realität - als die auf uns zukommenden Sachzwänge - zum anderen darin, dass ‚Erfahrungen, die durch den vom Kunstwerk ausgehenden Impuls in Bewegung geraten, ihren Lauf auch auf das gesamte Bild der Wirklichkeit im Gedanken des Betrachters übertragen‘, dass die Welt also dadurch tatsächlich etwas freier und offener werden könnte.*“¹¹⁶

Neben der Wiederanbindung der Architektur an die „höhere Welt“ bzw. eine höhere Ordnung der Natur verstand Behnisch nun die „Zurückweisung“ der empirischen Realität als eine Voraussetzung für den utopischen Aspekt seiner Architektur, einen Ausblick auf eine zukünftige und hoffnungsvolle Welt im Gebauten zu schaffen. Er betrachtete das Bauwerk als dem Bereich der Kunst zugehörig, mit der Fähigkeit, in die entstandene Öffnung eingeflossene situative Bedingungen, Erfahrungen und aufgabenspezifische Inhalte als Impuls an Betrachter und Benutzer weiterzugeben. Damit war auch seine Wandlung von architektonischen Lösungen des Allgemeingültigen zu Lösungen des Speziellen endgültig vollzogen. Die situativen Aspekte der speziellen Aufgabe und des Ortes hatte er zuerst in München als „Situationsarchitektur“ bezeichnet. Sie umfassten nun sowohl die zeitbezogenen Aspekte von Gesellschaft, Politik, Architekturentwicklung, eigener Biografie und immer stärker auch die beteiligten Personen (Bauherr, Bearbeiter, Benutzer), als auch die aufgezeigten gedanklichen Grundlagen. Die an Guardini angelehnte Weltordnung und der an Adorno angelehnte Ansatz des „Zurückweisens der Zwänge der empirischen Realität vor Architektur“ mit dem Ziel, „Freiraum/Spielraum in der Architektur zu schaffen“, wurden zu wesentlichen Kernsätzen in vielen Aufsätzen und Vorträgen der 70er Jahre und grundlegende Ansätze für das Bauen bis in die 90er Jahre hinein.

Die hier vorangestellten gedanklichen Grundlagen zum Verständnis des Werkes sind nicht als zugrunde liegendes Theoriegebäude zu verstehen, sondern wurden von Behnisch parallel zu den Bauten bzw. nachfolgend entwickelt, um wechselseitig sowohl das Gebaute zu reflektieren als auch Impulse für neue Ansätze zu gewinnen. Die in den folgenden Kapiteln aufgezeigten Beispiele sollen zum einen eine mögliche Auflösung der Zwänge „vor Architektur“ dokumentieren, zum anderen die in der Architektur angewendeten Mittel zur Reduzierung, Überdeckung oder Ästhetisierung der „Zwänge“ aufzeigen. Das während der 70er Jahre weiterentwickelte Repertoire an architektonischen Mitteln orientierte sich zunächst hauptsächlich an der Differenzierung von Funktionen und Konstruktionen, um die in ihrer technischen Struktur zwar gezeigt, aber nicht im Mittelpunkt stehenden Konstruktionen zu „vermenschlichen“ und eine verträgliche Einfügung in die Natur zu erreichen.

Mittelpunktschule „In den Berglen“ in Oppelsbohm (1966-1969)

Bedeutung der „Mitte“

Das Thema der Mitte erhielt nun einen bedeutenden Stellenwert in der Arbeit von Behnisch. Nicht nur als wichtiges und häufig verwendetes Organisationssystem erschien das Thema, sondern auch als Konstruktionsstruktur, die zunächst daran gebunden war. Bei der Durchführung der häufig öffentlichen und sozialen Bauaufgaben wie Schulen, Kindergärten, Altenheime konnte nicht ein konkretes Individuum als Ausgangspunkt für die Planungen zugrunde gelegt werden, sondern ein „gedachter Mensch“. Das kam in einem Zitat von Martin Buber zum Ausdruck, welches Behnisch 1984 im Zusammenhang mit dem Gebäude für das Diakonische Werk in Stuttgart (1979-1984) - das einen vorläufigen Endpunkt dieser Entwicklung darstellte - verwendete, um diese auch in seine Arbeit übertragenen Inhalte und Zusammenhänge zu verdeutlichen: *„Martin Buber sagte: ‚Wohl ist das eigentliche Wesen der Gemeinschaft in dem - offenkundig oder verborgenem - Faktum zu finden, dass sie eine Mitte hat. Wohl ist die eigentliche Entstehung der Gemeinschaft nur daraus zu begreifen, dass ihre Glieder eine gemeinsame und allen anderen Relationen überlegene Beziehung zur Mitte haben. (...) Und wohl ist die Ursprünglichkeit der Mitte nicht zu erkennen, wenn sie nicht durchsichtig in das Göttliche erkannt wird. Aber je irdischer, kreatürlicher, verhafteter sich die Mitte darstellt, um so wahrer, um so durchsichtiger ist sie. Das Soziale gehört dazu (...)‘*

¹¹⁵ Günter Behnisch, Vortrag in Griechenland am 2.5.1979, AC

¹¹⁶ Günter Behnisch, Vortrag in Griechenland, a.a.O.

*Das lässt sich gut in Architektur übertragen; und dann steht die Ordnung der Architektur für die Ordnung einer sozialen Gesellschaft, die noch nicht ist, die aber möglich wäre; ein Wunsch, eine Hoffnung, eine Utopie.*¹¹⁷

Der Mensch sollte sich in ihr als deren Bestandteil erkennen und wiederfinden. Die Organisationsform der Mitte sollte als zentrales Element des situativen Kontextes durch seine symbolischen wie räumlichen Aspekte als Bestandteil der Vermittlerebene von Gebäude und Benutzer verstanden werden, und auch als Metapher für Behnischs Vision und Ideal einer sozial orientierten Gesellschaft dienen.

Zunächst waren die Mitte-Konzepte aus der systematischen Zusammenfügung der fünfeckigen Klassenformen wie in Oppelsbohm 1967 entstanden. Dann entwickelten sie sich aus der Übereinstimmung von Form, Organisation, Konstruktion und den inhaltlichen sozial-gesellschaftlichen Wertevorstellungen immer stärker zu differenzierten, in Einzelbestandteile zerlegten und wieder zusammengesetzten Formen und Konstruktionen - zu einer Architektur der „*Vielfalt in der Einheit - des Individuums in der Gesellschaft*“ (Behnisch).

Vor allem die kleineren Schulbauten, aber auch größere Anlagen Behnischs wurden nun deutlich als Zentrumsbauten konzipiert. Viele Entwürfe folgten einem ähnlichen Grundkonzept: polygonale, runde, später auch freiere Klassengrundrissformen orientierten sich um eine oder auch dezentralisiert um mehrere Zentren bzw. Hallen. Bei größeren Bauten wurden sie als Schulstraßen angelegt. Die in das Gebäude einbezogenen, teilweise von oben belichteten Hallen oder auch offenen Höfe waren in ihrer optimalen Gesamtform jeweils dem Kreise angenähert, mit günstigen Erschließungsmöglichkeiten und minimierten Verkehrsflächen.

Die Mittelpunktschule in Oppelsbohm wurde zum entscheidenden Schritt auf dem Weg von den produktionsorientierten Anlagen hin zu den stärker funktions- und nutzerorientierten und differenzierten Bauten. Insbesondere der von 1970-1973 entstandene Bau für das Progymnasium und die Realschule in Lorch sollten neben den o.g. Merkmalen wichtige Aspekte aufzeigen, die zuvor in München entwickelt wurden. Auch bei öffentlichen Bauten wie u.a. bei den Wettbewerben für das Patentamt München und die Bundesbauten in Bonn wurden die großen Anlagen in mehrere Unterzentren gegliedert, die zu einem gemeinsamen Zentrum verbunden sind.

Aufgabe und Vorbedingungen

Vor dem Hintergrund der Planung der großen Gesamtschulanlagen und der Gebietsreform in Baden-Württemberg entstanden auch im ländlichen Raum „Schulzentren“, welche die Bildungsversorgung in diesen Gebieten verbessern sollten. Bis Anfang der 60er Jahre gab es in den ländlichen Gebieten zahlreiche Zwerg- und Kleinstschulen in den einzelnen Dörfern, die im Zuge der Schulreformen zu Mittelpunktschulen oder Nachbarschaftsschulen zusammengelegt wurden (s. Werkphase 2). Verschiedene Schulstufen und -zweige der öffentlichen Schule, zunächst nur Grund- und Hauptschulen, später auch Realschulen und gymnasiale Zweige, wurden in einer Gesamtgruppe für ein großes Einzugsgebiet, das zwischen 1000 bis zu 10000 Einwohner umfasste, zentral zusammengelegt. Ein bekanntes Beispiel in Hessen war das „Schuldorf Bergstraße“. Die Errichtung von Nachbarschaftsschulen war Bestandteil des Schulentwicklungsplanes des Landes Baden-Württemberg von 1965, mit dem die Reform des Bildungswesens auf dem Lande realisiert werden sollte. Den Schulbauprogrammen des Landes Baden-Württemberg - im Gegensatz zu den anderen Bundesländern und dem Ausland - fehlte auch zu diesem Zeitpunkt noch ein Gemeinschaftsraum für Veranstaltungen, so dass über den „Umweg“ der zentrumsorientierten Form ein gemeinsamer Bereich geschaffen werden konnte.

Wettbewerb

Für die Nachbarschaftsschule „In den Berglen“ sollten die Schüler von neun kleineren Gemeinden mit einem Einzugsgebiet von etwa 10 km in einem Schulhaus mit vier Grundschul- und zehn Hauptschulklassen zusammengefasst werden. Die Schule sollte auch als Versammlungs- und Begegnungsort für außerschulische Zwecke sowie für die Vereine der angeschlossenen Gemeinden genutzt werden können. Die Lage der Schule etwas außerhalb der kleinen Gemeinde Oppelsbohm ermöglichte die Konzentration auf die neuen pädagogischen Erkenntnisse und Anforderungen, da keine stadträumlichen Bezüge zu berücksichtigen waren.

Schon in dem von Carlo Weber bearbeiteten Wettbewerb wurden ausdrücklich Klassenräume für eine variable pädagogische Nutzung vorgeschrieben. Entsprechend den Forderungen nach Differenzierung des Unterrichts sollte auch die Bauplanung diese Anforderungen berücksichtigen. Dazu waren eine konzentrierte Gruppierung der Unterrichtsbereiche für spätere Veränderungen der Klassenräume, flexible Raumgrößen sowie eine flexible Nutzung der allgemeinen Bereiche wie Musikraum und Aufenthaltsraum für Gemeinschaftsveranstaltungen zu berücksichtigen. Beim Entwurf mussten deshalb nichttragende, versetzbare Trenn- und Faltwänden, Kunstlicht ergänzend zum Tageslicht sowie eine mechanische Be- und Entlüftungsanlage eingeplant werden.

Im Erläuterungsbericht vom November 1966 wurden die Grundprinzipien des Entwurfes beschrieben, die stark an den Anregungen des Auslobers orientiert und deutlich zugunsten der funktionalen gegenüber der differenzierten und in das Gelände eingepassten Lösung ausgerichtet waren: „*Es wäre sicher möglich gewesen, auf dem gegebenen Gelände eine sich weich in die Geländebewegung einpassende, differenzierte und terrassierte Schulanlage zu planen. Diese Anlage könnte jedoch nicht die funktionellen Vorteile der vorgelegten Lösung besitzen.*“¹¹⁸ Ausgangspunkt der Überlegungen war die Normalklasse, die aber für Veränderungen der pädagogischen Methoden anpassbar sein müsse. Deshalb wurden veränderbare und austauschbare Raumeinheiten eingeplant.

¹¹⁷ Günter Behnisch, in: db 5/1984, S. 12

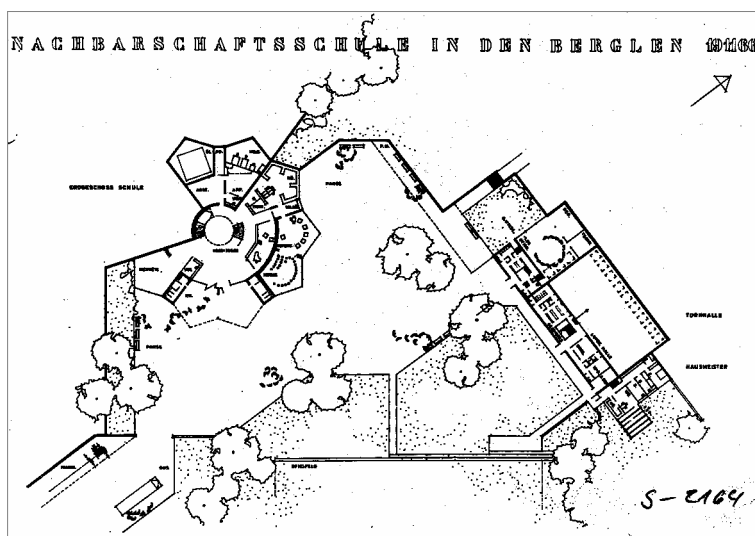
¹¹⁸ Aus dem Erläuterungsbericht zur Nachbarschaftsschule „In den Berglen“ in Oppelsbohm, AB

Behnisch orientierte sich an den Untersuchungen von Roland Gross¹¹⁹, die in den 5-eckigen Klassen große Vorteile für die neuen Unterrichtsformen sahen. „Eine hierfür optimale Lösung stellt die 5-eckige Klasse dar (s. Untersuchungen von Roland Gross). Diese Einheit ist unterteilbar, 1 ½, 2 und mehrere Klassen können - evtl. nach Einbeziehung des Hallenteils - zu größeren Unterrichtseinheiten zusammengefasst werden. Es entstehen hierbei immer wieder in sich ruhende, ausgewogene, gut proportionierte Räume. (...) Innerhalb der Geschosse sind die Räume - radial - entsprechend ihrer Wertigkeit angeordnet; die ‚Klassenräume‘ liegen also außen (Belichtung), während die dem Gruppenunterricht oder der Einzelarbeit dienenden Räume in der zweiten Linie liegen. Sie sind im Obergeschoss mittels Oberlichtern, im Hauptgeschoss mittels zusätzlichem Kunstlicht beleuchtet.“¹²⁰

Schon Günter Wilhelm und auch Hans Scharoun hatten die gute Brauchbarkeit der fünfeckigen Klassenräume betont - und nicht wie in den 60er Jahren üblich die weniger brauchbaren, sechseckigen Räume. In der Preisgerichtsbeurteilung zum 1. Preis von Günter Behnisch wurden dann auch neben der Kritik an der nicht optimalen Einfügung in das Gelände besonders die organisatorischen und funktionalen Vorteile hervorgehoben: „Die konzentrierte Hauptmasse vereinigt alle Räume des Schulbetriebs in einer gut und zweckmäßig gegliederten dreigeschossigen Anlage. Der sternförmige Bau lässt alle Möglichkeiten vom Erleben der gesamten Schulgemeinschaft über sinnvoll zusammenhängende größere Bereiche bis zur Ausgliederung kleinerer Unterrichtsräume zu. Zwischen dem zentralen Erschließungskern und dem überwiegend von den normalen Unterrichtsräumen genutzten äußeren Ring bietet sich eine vielfältig pädagogisch nutzbare Zone an. Besonders erfreulich ist die Kombination von Fünfeckklassen mit rechteckigen Gruppenarbeitsräumen.“¹²¹

Die Schule hob sich deutlich ab, war ein Gegenstück zu den technokratischen, planungs- sowie erschließungsbetonnen, großflächigen Schulkomplexen der Zeit. Entsprechend dem Geist der Zeit, der „anpassbaren Gesellschaft“, musste die wesentliche Forderung der Flexibilität der Klassenräume auch in dieser Schule erfüllt werden. Behnisch betonte, dass er damals nicht nur die besonders gute Teilbarkeit und Zusammenfügung von fünfeckigen bzw. polygonalen Formen festgestellt habe. Die ringförmige Anordnung ergäbe außerdem eine besonders schöne Halle in der Mitte.¹²²

72 Wettbewerbsplan des Erdgeschosses



Das Projekt wurde von Manfred Sabatke und Arnd Friedemann weiterbearbeitet. Die aus vorgefertigten Teilen mit relativ schematischen Grundrissen entstandenen Klassengrundrisse sind nicht mehr im neutralen Rechteckraster, sondern mit der besonderen fünfeckigen Klassenform und mit einer räumlichen Mitte in Form der zweigeschossigen Halle organisiert. Sie hat nicht nur die Aufgabe als Versammlungs-, Begegnungs- und Informationszentrum, sondern ist auch in wirtschaftlicher und organisatorischer Hinsicht von Vorteil: optimierte Verkehrsflächen, keine Flure, eine vielseitig verwendbare Halle, wo allgemeine Nutzungen wie eine ursprünglich nicht im Programm vorhandene Schülerbibliothek Platz finden. Am äußeren Rand liegen die Unterrichtsräume. Die dazwischen liegende Zone kann wahlweise dem Normalklassenbereich oder den zentralen Funktionen zugeordnet werden. Abweichend davon ist nur das Untergeschoss, das teilweise in das Gelände eingegraben, und im vorderen Bereich auf Stützen aufgeständert wurde. Der Eingang in das Gebäude erfolgt von unten, über den gedeckten Pausenplatz im Untergeschoss.

Funktionalität war der Schwerpunkt der Aufgabe: Die großen Stützweiten der Konstruktion sowie leicht veränderbare und faltbare Trennwände ermöglichten flexible Raumgrößen sowie auch für die Klassen eine vielseitige Nutzung. Durch die innenliegenden Nutzungen musste zwangsläufig eine Zusatzbelichtung mit Kunstlicht vorgesehen werden, die Halle wurde von oben durch Lichtkuppeln belichtet. Alle Klassenzimmer erhielten eine mechanische Belüftung. Der sich aus den Klassengrundrissen ergebende, sternförmige Baukörper wurde bewusst ohne Rücksicht auf das leicht ansteigende Gelände gewählt. Nur die Untergeschossbereiche mussten an das Gelände angepasst werden. Auch hier standen die funktionalen Aspekte, nicht die der Landschaft im Vordergrund. Wie Behnisch später feststellte, passte das Gebäude trotz der starken Selbstbezogenheit aber gut in die Landschaft.¹²³

¹¹⁹ S. dazu u.a.: Roland Gross: Unterrichtsreform und Klassenraum, in: aw 36/1963

¹²⁰ Aus dem Erläuterungsbericht zur Nachbarschaftsschule „In den Berglen“ in Oppelsbohm, AB

¹²¹ Aus der Preisgerichtsbeurteilung zur Nachbarschaftsschule „In den Berglen“ in Oppelsbohm, AB

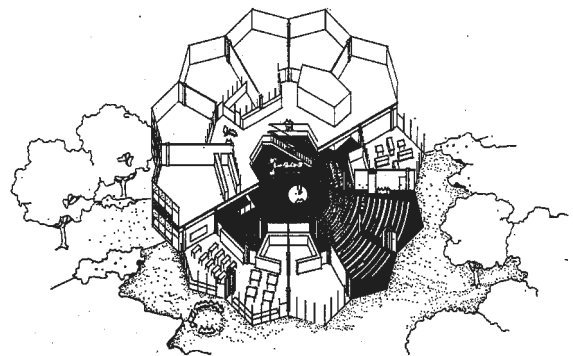
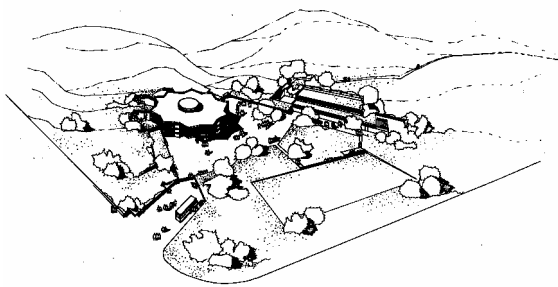
¹²² Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 23.10.2000

¹²³ Günter Behnisch, 23.10.2000, a.a.O.

Konstruktion

Die aus den fünfeckigen Klassenräumen sich ergebende, einheitliche Geometrie des Tragwerks ist die bestimmende, konzentrische Grundordnung des Gebäudes. Als Konstruktion wurde ein in konzentrischen Ringen angeordnetes, feuerverkleidetes Stahlskelett gewählt, die Decken in Stahlbeton, das Dach als Holzkonstruktion ausgeführt. Die Fassade mit innenliegender Stahl-Tragkonstruktion aus Pfosten und Riegeln und Anpressleisten aus Aluminium ist am Dachrand aufgehängt sowie gleitend gelagert. Die leichte Verbundkonstruktion mit Leichtmetall-Schiebefenstern hat im unteren Fensterbereich eine Isolierverglasung, im oberen Bereich ein lichtstreuendes Glas zur besseren Lichtverteilung in den innenliegenden Raumteilen sowie zur Beschattung Jalousien. Der untere Fassadenabschnitt ist mit Alu-Profilblechen verkleidet.

Die nichttragende Vorhangfassade und die zurückgenommenen Stützen wurden nicht bewusst als gestalterisches oder als technisch-betontes Element eingesetzt, sondern als für diesen Zweck funktional richtige Lösung betrachtet. Sie bot den bauphysikalischen Vorteil, die Konstruktion zu schützen und hatte sich mit diesem Entwurf durchgesetzt. Das Material selbst spielte aber für die Gestalt des Baus keine Rolle. Als Gegensatz zu der industriell gefertigten Stahlkonstruktion wurden in den Innenbereichen vorwiegend natürliche Materialien wie Naturholzwände, aber auch Teppiche und klare Farben gewählt, um das Verhältnis der Kinder zu ihrer Schule fördern. Obwohl die Konstruktion weiterhin die Grundordnung des Gebäudes bestimmte, betonte Behnisch die nun stattgefunden Abkehr von den rein konstruktions- und produktionsbestimmten Prinzipien: „Zu diesem Zeitpunkt stand die Konstruktion nicht mehr im Mittelpunkt unserer Arbeit.“¹²⁴



73-76 Lageplanskizze, Isometrie, Ansicht von Süden, Halle



Vorbilder

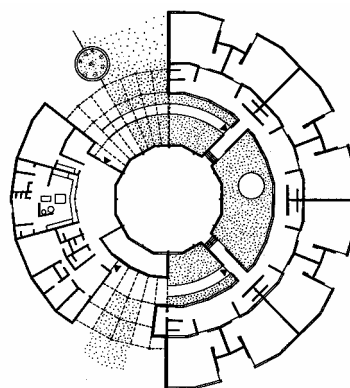
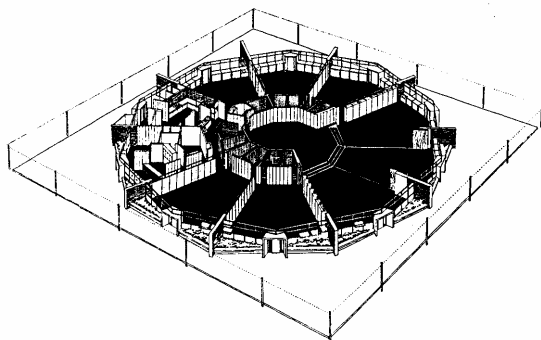
Es finden sich eine ganze Reihe von zentrumsorientierten Schulen in den 50er und 60er Jahren, die u.a. von Alfred Roth und Walter Meyer-Bohe als vorbildhafte Bauten in ihren Veröffentlichungen aufgeführt wurden und die Günter Behnisch möglicherweise auch kannte. Eines der frühen Beispiele für diesen neuen Schultyp war die Belair Primary School 1955 in San Angelo in Texas von Caudill, Rowlett, Scott and Donald R. Goss¹²⁵: Der eingeschossige Baukörper mit weit auskragendem, quadratischem Dach hat trapezförmige Klassen, die um die gemeinsame Mitte gruppiert sind. Als Vorteile werden die äußerste Raumkonzentration, kurze Wege, wenig Verkehrsfläche, sowie vollständig künstliche Belüftung und teilweise künstliche Belichtung aufgeführt.

Auch die 1962-1963 entstandene Glenmere County Junior School in Wigston, Leicestershire von Famer and Dark¹²⁶ ist eine kreisförmig um ein Zentrum orientierte Anlage mit zentraler Halle, an die durch zwei verglaste Gänge die südlich gelegenen, ebenfalls trapezförmigen Klassenzimmer angeschlossen sind. Der Verwaltungsbereich im Norden ist räumlich davon abgesetzt.

¹²⁴ Günter Behnisch, 23.10.2000, a.a.O.

¹²⁵ Veröffentlicht in: Alfred Roth: Das neue Schulhaus. Zürich ²1957

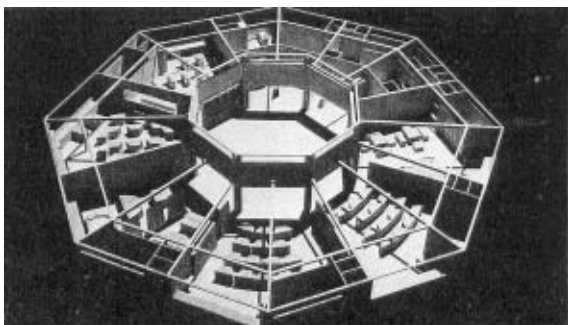
¹²⁶ Veröffentlicht in: Alfred Roth: Das neue Schulhaus. Zürich ⁴1966



77 Belair Primary School 1955 in San Angelo

78 Glenmere County Junior School 1962-1963 in Wigston, Leicestershire

Besonders die 1968 fertiggestellte Primarschule auf Vesteroy, Norwegen¹²⁷ für ca. 120 Schüler, die auch Behnisch kannte, weist deutliche Ähnlichkeiten zu Oppelsbohm auf. Sie besteht aus einem achteckigen, pavillonartigen Bau mit umlaufendem Gang. Im äußeren Kranz befinden sich vier Normal- und zwei Fachklassenbereiche, sowie Lehrerbereiche, Umkleiden und Duschen. Die Klassenraumeinheiten haben einen separaten Zugang von außen. Im Zentrum liegt der Aktivitätenbereich, ein Mehrzweckraum, der durch Hubwände mit den Normalklasseneinheiten verbunden werden kann. Die Trennung der Klassen untereinander ist durch bewegliche Schränke und Tafeln gelöst und soll die verschiedenen Unterrichtsformen, sowohl in den Stammgruppen, als auch in verschiedenen großen Fachgruppen ermöglichen. Ebenfalls in Konstruktion und Ausstattung bestehen Ähnlichkeiten: Künstliche Belichtung mit Tageslichtergänzung, eine Stahlskelett-Konstruktion, ein Fassade aus Stahlblech sowie eine Innenausstattung mit Türen, Wänden, Schränken und Fenstern aus Holz.



79-80 Schule auf Vesteroy/Norwegen 1968, Ole Arnt Arntzen und Nils Peter Solheim

Bedeutung im Werk, Stellungnahme des Architekten, Kritiken

Günter Behnisch resümierte über seine Erfahrungen mit flexiblen Klassenräumen in Oppelsbohm in einer Veröffentlichung 1997: „Man meinte, man müsse ein Gebäude schaffen, welches allen möglichen Ansprüchen entsprechen könnte, auch solchen, die bis dahin noch nicht bekannt waren. Auch seinerzeit waren solche Forderungen vor allem durch die Angst derjenigen geprägt, die behaupteten, verantwortlich zu sein, ohne Verantwortung übernehmen zu wollen. Diesen und anderen Forderungen haben wir dann in gerade noch vertretbarem und geringst möglichem Maß entsprochen. Der ‚normale Verstand‘ der am Ort Zuständigen half uns bei diesen Bemühungen. Wie zu erwarten war, wurde der Grundriss der Anlage in den vergangenen zweiundzwanzig Jahren nicht verändert.“

Und gerade in Bezug auf die Orientierung der Klassen um die zentrale Halle fügt er hinzu: „Wir meinten, es würde der Schulgemeinschaft helfen, wenn jeder Schüler und jeder Lehrer die gesamte Schule überschauen und erleben könnte, wenn er seinen Raum verlässt.“¹²⁸

Klaus Dieter Weiß interpretierte den Bau 1992: „Die im Innenraum aufgebrochene Geometrie der Mittelpunktschule ‚In den Berglen‘ von 1969 zeigt das Ausbrechen aus einer Norm, die in ihrem Verhältnis zum Menschen als willkürlich erkannt wurde.“¹²⁹

Nach den zuvor realisierten Schulen mit einer zentralen Halle bzw. mit einer Betonung des Zentrums ist die Besonderheit dieses Baus die strenge, kreisähnliche, polygonale Form, welche durch den funktional begründeten Grundriss der Klassenzimmer entsteht. Obwohl hier schon konstruktive Veränderungen gegenüber den vorangegangenen Bauten erkennbar sind, ist die Geometrie der Konstruktion noch entscheidend für die Gestalt des

¹²⁷ Veröffentlicht in: Olinde und Walter Meyer-Bohe: Neue Schulen, Tübingen 1974; Kroner, Walter: Schule im Wandel - Wandel im Schulbau, Stuttgart 1975

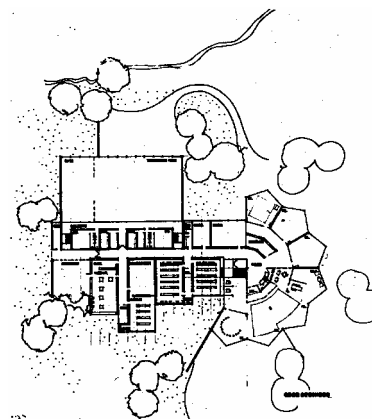
¹²⁸ Günter Behnisch; Manfred Sabatke: Schulpflicht, in: AIT 5/1997, S. 80f

¹²⁹ Klaus-Dieter Weiß: Disziplin Schulbau. Schulen im Vergleich, in: Leonardo 1/1992, S. 24

Baus. Weite Teile der Schule unterliegen der strengen Kreisgeometrie. Nur im Pausengeschoss mit der teilweisen Anpassung an das Gelände sowie im Innenraum mit der asymmetrischen Anordnung der Treppen deutet sich eine besondere Behandlung gewisser funktioneller Teilbereiche an. Das „Aufbrechen“ ist hier entstanden aus der funktionalen Notwendigkeit und dem Bedürfnis, sich mit dem sehr eigenständigen, selbstbezogenen Gebäude zumindest in jenen den Boden berührenden Teilen den landschaftlichen Gegebenheiten anzupassen. Die Schule ist in den leicht ansteigenden Hang eingefügt, um die fast hart wirkende, eigenständige Sternform des Körpers abzumildern. Eine bewusste Abkehr von der Norm hatte mit diesem Bau noch nicht stattgefunden, jedoch ein eindeutiges Bekenntnis zu den funktionalen Schwerpunkten - ohne Betonung der Komponenten der technischen Herstellung und Konstruktion. Nach den Anlagen für die Olympischen Spiele in München wurde nun auch in einem kleineren öffentlichen Schulgebäude die architektonische Form wieder als Bedeutungsträger für die Inhalte der Aufgabe wirksam.

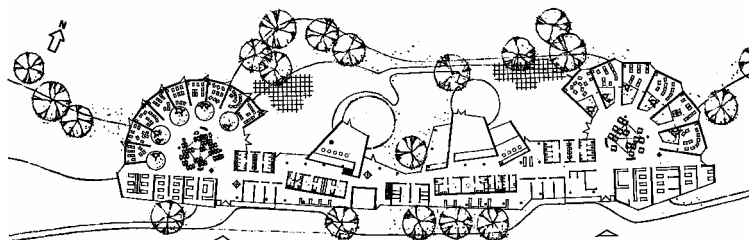
Weiterentwicklung in den Wettbewerben

Die Fortführung der Entwicklung der fünfeckigen Klassenform erfolgte in dem Entwurf für die *Realschule in Hechingen* im Oktober 1967. Hier wurde versucht, die funktional unterschiedlichen Bereiche von Sonder- und Stammbereichen auch gestalterisch zu verdeutlichen: Während die Sonderklassen mit der Turnhalle an der „Sonderklassenschiene“ aufgereiht wurden, erhielten die Stammklassen wieder die fünfeckige Form, gruppiert um eine zentrale Halle. Wie schon in Oppelsbohm wurde das Konzept mit der vielseitigen Nutzbarkeit begründet. Anders als in Oppelsbohm war jedoch die Einfügung in die Landschaft ein wichtiges, auch im Erläuterungsbericht formuliertes Ziel: „Der Entwurf der Schule wurde von innen her entwickelt. Es wurde jedoch darauf geachtet, dass die entstehenden Gebäudemassen sich durch Höhe und Gliederung in die idyllische Landschaft einfügen.“¹³⁰



81 Realschule in Hechingen 1967: Grundriss Obergeschoss

Ebenso unterschied sich der Wettbewerb für die *Sonderschulen für Bildungsschwache und Körperbehinderte in Sindelfingen* im Dezember 1969 (Entwurfsbearbeitung von Hannes Hübner, Hans-Jürgen Kröpsch) von den anderen Wettbewerben. Für die besondere Aufgabe sollte eine besondere Anlage den vorwiegend sozialen Aufgaben und Funktionen entsprechen. Dazu im Erläuterungsbericht „Die Arbeit der Sonderschulen zielt darauf hin, die Isolation, in der sich ihre Schüler befinden, aufzuheben. Es geht also nicht in erster Linie um Wissensvermittlung, sondern darum, eine Eingliederung in die Gesellschaft zu erleichtern. Für diese Aufgabe brauchen Lehrer und Schüler eine entsprechende Arbeitsatmosphäre. In beiden Schulen wurden die Klassen konzentrisch um eine schulische Mitte angeordnet. An diesem Gemeinschaftsbereich sind linear Sonderräume, Verwaltungsräume und der Gymnastikbereich angeschlossen.“¹³¹ Nicht nur die formale Anordnung der Bereiche entlang einer Schulstraße, mit den Normalklassen an den Endpunkten („geheime Bezirke“) sowie Sonderklassenbereiche in deren Zentrum („offene Bezirke als Mitterräume“), auch die beabsichtigte „räumliche Wechselbeziehung zwischen dem Intimbereich (Klasse) und dem Kollektivbereich über die Lichthöfe“¹³² war eine Anlehnung an die Konzeption der Darmstädter Volksschule von Hans Scharoun. Hier wurden ganz besonders deutlich die Übergänge der Rückzugsbereiche des Einzelnen verwoben mit den öffentlichen Bereichen für die Schulgemeinschaft.



82 Sonderschulen in Sindelfingen 1969: Grundriss Erdgeschoss

Ein ähnliches Konzept wurde auch im Wettbewerb für das *Schulzentrum in Neustadt/Aisch* im Januar 1970 gewählt. Der Bauteil für die Fachbereiche erhielt einen rechteckigem Grundriss, um die Veränderbarkeit, Zusammenlegung und Erweiterbarkeit einzelner Bereiche zu gewährleisten. Die Normalklassenbereiche wurden jeweils für die Realschule und das Gymnasium in zwei getrennten, wiederum kreisförmigen Baukörpern angeordnet - wie in Oppelsbohm mit fünfeckigen Klassenräumen, um eine zentrale Halle gruppiert. „Der vorliegende Entwurf soll nun einerseits den Forderungen nach Wirtschaftlichkeit, Variabilität, Flexibilität, etc. entsprechen - andererseits die für eine erfolgreiche Schulzeit erforderliche Atmosphäre schaffen. Zu diesem Zwecke wurde die wirtschaftlich geplante Gesamtanlage so gestaltet, dass Einzelbereiche verschiedenen Charakters entstehen, die in vertrauten Größen gehalten, überschaubar gegliedert und miteinander abwechslungsreich verbunden werden können.“¹³³

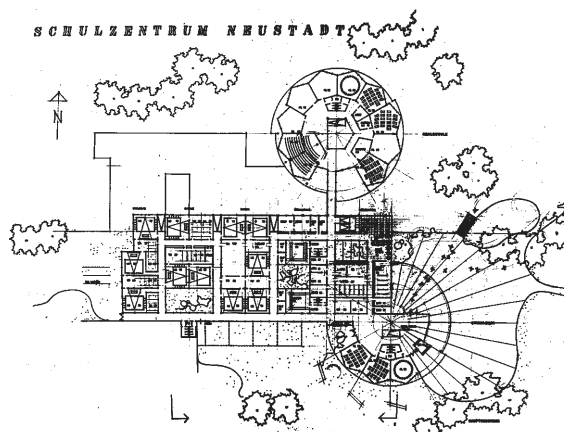
¹³⁰ Aus dem Erläuterungsbericht zur Realschule in Hechingen, Oktober 1967, AB

¹³¹ Aus dem Erläuterungsbericht zu den Sonderschulen in Sindelfingen, Dezember 1969, AB

A. a. O.

¹³³ Aus dem Erläuterungsbericht zum Schulzentrum in Neustadt/Aisch, Januar 1970, AB

Deutlich wurde in diesen Entwürfen die Absicht herausgestellt, funktional unterschiedliche Bereiche auch gestalterisch und atmosphärisch unterschiedlich zu behandeln und nicht mehr einer einheitlichen konstruktiven Symmetrie zu unterwerfen.



83 Schulzentrum in Neustadt/Aisch 1970, Grundriss Hauptgeschoss

Progymnasium und Realschule „Auf dem Schäfersfeld“ in Lorch (1970-1973)

Beim Progymnasium in Lorch konnten die Erfahrungen mit den fünfeckigen Klassenräumen entscheidend fortgeführt und präzisiert werden. Die entscheidende Neuerung gegenüber der Schule in Oppelsbohm war jedoch eine teilweise Auslagerung von Funktionsbereichen aus dem organisatorisch übergeordneten, polygonalen Grundsystem: Es wurden sowohl konstruktiv, wie auch formal und organisatorisch eigenständige Bauteile und Bereiche gebildet. Die Begründung für diese baukörperliche Differenzierung lag aber nicht nur in der funktionalen Nutzung, sondern die Integration und Verflechtung mit den landschaftlichen Elementen war gleichermaßen ein Anlass dafür.

Aufgabe und Vorbedingungen

Auf dem nördlich von Lorch gelegenen Bergrücken sollte wegen seiner guten Lage mit Südwesthängen und fern ab von der Hauptverkehrsverbindung in Längsrichtung des Remstales das Wohngebiet „Hollenhof“ mit dem Schul- und Sportzentrum „Auf dem Schäfersfeld“ entstehen. Nach der 1961 im Tal der Stadt fertiggestellten Grundschule erhielt das Büro im Oktober 1970 zunächst den Auftrag für ein städtebauliches Gutachten, welches sowohl das Schul- und Sportzentrum „Auf dem Schäfersfeld“ als auch das Wohngebiet „Hollenhof“ umfasste. 1971 folgte der Planungsauftrag für den ersten Bau des geplanten Schulzentrums, das Progymnasium.

Das als Schulversuch deklarierte und im Februar 1971 genehmigte pädagogische Programm wurde vom baden-württembergischen Kultusministerium finanziell unterstützt. Die Klassen 5 und 6 bestanden aus einer teilweise integrierten Orientierungsstufe, wo die Schüler auch während des Schuljahres der Klasse 6 zwischen verschiedenen Leistungsstufen wechseln konnten. Bis zur Mittleren Reife (Klasse 7-10) wurden dann je ein Real- und Gymnasialschulzug parallel zueinander geführt. In der Zeit von April 1972 bis August 1973 wurden die Bauarbeiten durchgeführt.



84 Gesamtplanung Hollenhof in Lorch, Planungsstand 1973



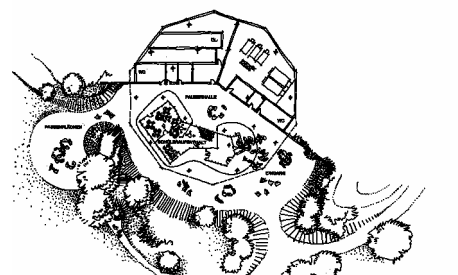
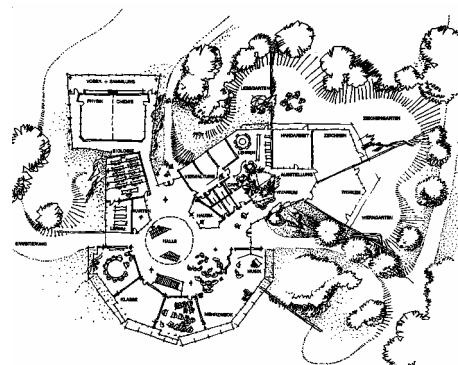
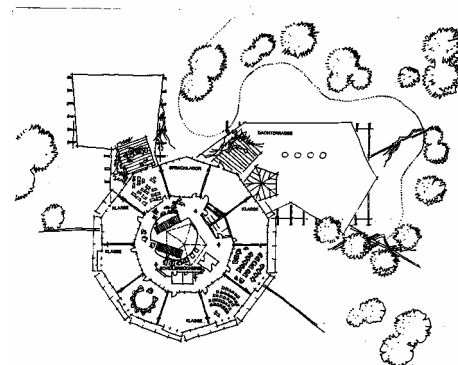
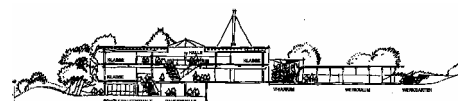
Der Bau des Progymnasiums sollte im südlichen Teil des Schäfersfeldes, auf dem Hügel gegenüber der romanischen Klosteranlage und am Rande des Remstales erfolgen. Der Entwurf von Hannes Hübner war als optischer Gegenpol zum Kloster gedacht, jedoch ohne eine Beziehung aufzunehmen. Beide sollten unabhängig voneinander als eigenständige Anlagen bestehen können. Um diese Ausgewogenheit zu gewährleisten und nicht zu

groß gegenüber dem Wahrzeichen Lorchs zu wirken, wurden Teile des Raumprogramms als in die Landschaft eingepasste bzw. abgesenkte Raumbereiche geplant. Außerdem wurde dem weithin sichtbaren, auf der Bergkuppe platzierten Baukörper durch die großflächige Verglasung und die Auflösung der Fassade mit dem gestalterisch markanten Sonnenschutz die dominante Schwere genommen.

Konzept

Die geometrische Grundform besteht aus einem regelmäßigen Zehneck, mit kreisförmig um eine zentrale Halle angeordneten, polygonalen Klassenräumen. Wie schon in Oppelsbohm sind auch hier die fünfeckigen Klassenräume flexibel teilbar und zusammenlegbar und können sich zur gemeinsamen Halle, nach außen und zueinander öffnen. Die Klassenbereiche in der oberen Ebene unterliegen vollständig dieser geometrischen Ordnung, die sowohl die Tragwerksgeometrie wie auch deutlich die Gestalt des Gebäudes nach außen bestimmt. Die Halle ist auch hier mehr als nur Mittelpunkt und Optimierung der Verkehrswege: Eingangsbereich, Pausenhalle sowie Begegnungs- und Versammlungsort für schulische Veranstaltungen.

Die Kontinuität dieser Organisationsform in den Schulentwürfen von Günter Behnisch ist auch im Progymnasium in Lorch weitergeführt, hier von Oppelsbohm direkt abgeleitet. Ein wichtiges Bestreben und ein wesentlicher Schritt in der Weiterentwicklung besteht darin, die sich aus der geometrischen Kreisordnung ergebenden Bindungen und Schwierigkeiten abzuschwächen oder zu beseitigen. Sowohl in der Fassade als auch im Innenbereich weisen zahlreiche Elemente und Bereiche auf eine bewusste Störung der Geometrie hin, die sowohl in Addition zu der Grundform als auch als im Widerspruch dazu stehend eingesetzt sind. Die Bereiche im Hauptgeschoss sind differenzierter und individueller ausgebildet, ordnen sich jedoch immer noch deutlich um die räumliche Mitte. Im Untergeschoss ist der nordwestliche Teil des Gebäudes ähnlich wie in Oppelsbohm in den Hang eingeschoben, die aufgeständerte südliche Hälfte folgt jedoch mit dem frei um die Stützen angeordneten Schüleraufenthaltsbereich anders als in Oppelsbohm nicht der primären geometrischen Vorgabe. Das Bemühen, von der geometrischen Grundpolygonform abweichende unregelmäßige Elemente zu schaffen, kommt auch dem funktional-räumlichen Bedürfnis nach der Integration des Gebäudes in die Landschaft und landschaftlicher Elemente in das Schulgebäude entgegen. Die Thematik des integrativ-landschaftlichen ist zum einen durch die Transparenz und Durchlässigkeit und der Verwendung entsprechender Materialien umgesetzt, zum andern durch Formen, die sich mit der Landschaft verbinden können. Das Gelände ist bewusst als architektonisches Gestaltungsmittel eingesetzt. Der Grundriss ist im Hauptgeschoss in die geometrische Primärform des Polygons sowie in zwei nach Nord-West und Nord ausgreifende Arme gegliedert. Im Untergeschoss greift der Baukörper in den Berghang und mildert die Baumasse in der exponierten Lage auf der Bergkuppe. Durch die Verankerung des Körpers mit der Landschaft werden Beziehungen zur Landschaft im Norden aufgenommen.



85 Schnitt Nord-Süd, Grundrisse OG, EG und UG

Die asymmetrisch in die Landschaft greifenden Ausleger sind aber nicht zufällig entstanden, sondern ihre vom Polygon unabhängige, eigenständige Form und Konstruktion hat sich aus der Funktion ergeben: Die Konstruktion dieser Bereiche wurde thematisiert. Der kleinere Ausleger mit den Fachklassen für die Naturwissenschaften und dem dazugehörigen Versuchsgarten ist nach Nordwesten ausgerichtet, der größere Ausleger mit der Verwaltung nach Nordosten. Er nimmt die Lehrerbereiche mit Lesegarten, den musischen Bereich - Räumen für Werken mit Werkgarten und Zeichnen mit Zeichengarten - sowie den Eingangsbereich auf. Die Bezeichnungen „Gartenhof“, „Lesegarten“, „Gartenterrassen“ verdeutlichen die neue Wertigkeit des Ortes und der Natur in diesem Entwurf. Diese Bereiche des Hauptgeschosses sind um ein als Nebenzentrum fungierendes, von oben belichtetes Vivarium mit Tieren und Pflanzen geordnet, das zusammen mit dem Eingangsbereich und den eigenen Schwellen- und Übergangsbereichen in räumlicher Verbindung zur Halle steht. Diese Teile sind ebenfalls nicht der Kreisform angepasst, sondern haben durch ihre besondere Funktion eine davon unabhängige, differenzierte und im Kontrast dazu stehende Grundrissform. Sie sind damit als besondere Orte erkennbar. Auch das Treppenloch der Halle hat seinen Mittelpunkt nicht in dem geometrischen Mittelpunkt des Polygons, sondern ist nach Westen verschoben. Die sich daraus ergebenden ungleich breiten Galeriefächen im Obergeschoss nehmen die zentral gele-

gene Schülerbibliothek auf. Durch das große fünfeckige Oberlicht - wieder der geometrischen Struktur des Primärkörpers untergeordnet - ist Tageslicht in die Halle geführt. An der talseitigen Stelle ist sie nach außen geöffnet, Mehrzweck- und Musikraum können mit der Halle verbunden werden, Außenbereiche bilden „Innenräume“, werden räumlich in das Innere einbezogen, werden somit auch als Teile des Ganzen betrachtet.

Über drei Zugänge kann das Gebäude betreten werden: ein Zugang von unten, ähnlich wie in Oppelsbohm, und zwei Zugänge je für Lehrer und Schüler führen von den Parkplätzen aus in das Hauptgeschoss. Auch die unterschiedlichen Möglichkeiten, das Gebäude zu betreten und zu erschließen, entsprechen der von der geometrischen Vorgabe abweichenden Konzeption, mit der die Schwierigkeiten einer festgelegten Kreisgeometrie gelöst werden konnten.

Behnisch erläuterte 1977 die Gründe für die Durchbrechung der geometrischen Ordnung: „Hier konnten wir unsere Vorstellungen von der Art und vom Werden architektonischer Gestalten weiterentwickeln. (...) Wir sehen, wie frei von nur scheinbar in Kauf zu nehmenden Zwängen ein Gebäude sein kann. Die Dinge lösen sich auseinander, sie lösen sich aus dominierenden, sie bevormundenden Scheinordnungen, kommen zu sich selbst und als Individuum zu Ganzen. Hier steht der Schüler nicht großen Architekturpaketen, Herrschaft ausübenden Ordnungsprinzipien gegenüber, wie denen einer Maßordnung, eines Systems, oder was sonst alles verordnet wird, sondern kleineren, in ihrem Wesen, in ihrer Aufgabe erkennbaren, wiedererkennbaren Dingen, Gestalten und Gestaltfamilien.“¹³⁴ Und er beschrieb in einer Nachbetrachtung 1991 die Lösung von den Bindungen der Kreisgeometrie als eine Befreiung: „Im gesamten Gebäude und an seinen Teilen ist das Bemühen erkennbar, einerseits die Qualität der sich um einen Mittelpunkt gruppierenden Anlage herauszuarbeiten, andererseits diejenigen Elemente und Aspekte, die in dieser Situation nicht gewinnen würden, sondern eher verlieren, so weit wie möglich von den Bindungen an die Kreisgeometrie zu befreien; erkennbar zum Beispiel daran, dass der Zuschnitt der Galerie einen anderen, eigenen Mittelpunkt hat, dass die Treppen ausweichen, dass der Bodenbelag in der Halle andere, aus speziellen Bedingungen sich ergebende Schwerpunkte hat, dass Fassaden und Sonnenschutz sich ‚ausstellen‘, besonders eben im Erdgeschoss, wo Raumbereiche den Kreisgrundriss verlassen haben und sich freier ausformen. Die Dinge lösen sich voneinander; sie lösen sich aus äußerlichen, geometrischen Bindungen.“

135



86 Ansicht von Süd-Westen



87 Bodengestaltung mit von der Kreisgeometrie abweichenden Elementen

88 Obergeschossebene/Galerie mit versetztem Oberlicht



¹³⁴ Günter Behnisch: Vom Werden architektonischer Gestalten, in: Bauen + Wohnen 11/1977, S. 408-409

¹³⁵ Behnisch & Partner (Hrsg.): Behnisch & Partner. Bauten und Projekte 1987-1997, Stuttgart: Hatje 1996, S. 198

Nicht nur der funktionelle Sinn der Lösung aus den Bindungen der Kreisgeometrie wird deutlich, sondern es zeigt sich auch Behnischs Unbehagen gegenüber dem Absoluten, gegenüber geometrisch geordneten Formen, die seinen Gestaltungs- und Deutungsspielraum einschränken. Das bewusste Auseinandernehmen der Formen, ihre Differenzierung voneinander durch Gestalt, Material, Farbe, Konstruktion bedeuten einerseits die Sichtbarmachung ihrer funktionalen Unterschiedlichkeit oder auch Ungereimtheiten, die sich auch in der Fügung der Teile ausdrückt. Daneben aber zeigen die eine Primärform konterkarierenden Elemente das gestalterische Freiheitsbedürfnis des Architekten.

Durch die Herauslösung und Neuzusammensetzung durch Überlagerung von Funktionsbereichen und Konstruktion ergibt sich auch eine räumliche Durchdringung der Bereiche und schafft neue räumliche Situationen. So wie schon Hans Scharoun eine Mitte nicht als eine eindeutige geometrische Mitte mit nur einem „räumlichen“ Mittelpunkt definiert hatte, ermöglicht auch hier die verschobene bzw. überlagerte Struktur, einen größeren Bereich als Mitte zu bezeichnen: der Mensch steht so in allen Punkten dieses Zentrums in der Mitte.¹³⁶

Konstruktion, Material und Farben

Die Gesamtgestalt mit der geometrischen Grundform des Polygons und der in diesen Bereichen auch radial angeordneten, weitgespannten Stützen der Stahlbetonkonstruktion und einer Dachkonstruktion aus Holz ist trotz der Auflösung der Funktionsbereiche im Hauptgeschoss in der äußeren Erscheinung übergeordnet. Die Einheit der Gesamtgestalt ist durch die geometrische Grundform hergestellt, die als äußeres Mittel für den Zusammenhalt dient. Die Konstruktion der in das Gelände greifenden Ableger hat eine engmaschige, lineare Struktur, die aber durch ihre eingeschossige Höhe weniger in Erscheinung tritt. Das Konzept der „Vielfalt in der Einheit“ wurde verstanden als Vielfalt innerhalb eines übergeordneten und somit auch bestimmenden Systems.

In einer Nachbetrachtung beschrieb Behnisch 1997 die ordnende und übergeordnete Funktion des Tragwerks: *„Die Geometrie des Tragwerks gibt dem Ganzen eine Grundordnung, die - sofern sie übersichtlich geordnet ist - auch leicht zu handhaben sein wird. Nachfolgende Systeme, Elemente, Konstruktionen jedoch müssen nicht unbedingt diesen strengen Ordnungen folgen. Sie können sich freier bewegen, können andere Wünsche befriedigen und können zum Teil auch spielerischer gehandhabt werden. Die aus ihren eigenen Gesetzen heraus entwickelten und nicht zu eng an stringente Systeme gebundenen Elemente können dann auch diejenigen Materialien und diejenigen Formen annehmen, die ihnen am ehesten entsprechen.“*¹³⁷

Die aus der Funktion entwickelte „Individualität“ einzelner Bereiche mit bestimmten Aufgaben, vor allem die Bereiche, die in direktem Kontakt zum Benutzer stehen, sind durch unterschiedliche Materialien, Farben und sorgfältige Detaillierung hervorgehoben, „ästhetisiert“: Geländer, Treppen, konzentrische Ringe im Bodenbelag, also Dinge, die gesehen und angefasst werden. Auch in Bereichen, wo Übergänge unstimmig oder ungelöst sind, zeigt sich eine Ästhetisierung durch Überlagerung mit einem weiteren Element. Nicht betonte Details sind dagegen teilweise grob belassen und weniger sorgfältig bearbeitet, so z.B. Elemente mit konstruktiven und statischen Aufgaben.

Die Thematisierung von Konstruktion und Technik durch Offenlegung und Zerlegung von technischen Funktionen, Konstruktion und Materialtextur innen wie außen ist ein wichtiger Hinweis auf Behnischs Absicht, deren Herstellung und Funktionsweisen für die Benutzer sichtbar zu machen. Das konstruktive, von den Einzelementen her gedachte Entwerfen hat nicht den Hintergrund einer Zurschaustellung der technisch-konstruktiven Teile. Die Details und besonders bearbeiteten Bereiche bleiben hierarchisch untergeordnet. Farben und Materialien sind ein eigenes, von der übergeordneten Konstruktion unabhängiges Gestaltungsmittel, das auf einer anderen Ebene der Bearbeitung die Aufgabe hat, an ganz bestimmten Stellen den Kontakt des Bauwerks mit den Benutzern herzustellen und das Bauwerk mit der Umgebung zu verbinden. Die Konstruktionsdetails wurden im Außenbereich wie im Innenbereich mit Farben behandelt und aus Materialien gestaltet, die sie aus dem technischen Bereich heraus in einen „natürlichen“ Bereich bringen bzw. einer anderen „Ebene“ zuordnen sollen.

Das an München anknüpfende, von Otl Aicher geschaffene Farbkonzept bestimmt sowohl hier als auch bei den folgenden Bauten die Farbwahl mit der Verwendung von „leichten Farben“ wie hellgrün, hellgrau, zitronengelb, hellorange als die „Farben der schwachen Kräfte“ entscheidend mit. *„Farben wurden nicht gewählt um der Farbigkeit willen; sie wurden abgeleitet von und zusammengefügt mit den vorhandenen Tönen der Landschaft und der ‚Farbigkeit‘ dieses Ortes der Jugend.“*¹³⁸

Schon hier wird deutlich, dass Material und Farben als Verbindungsebene zu den symbolischen und gedachten Funktionen der Aufgabe eingesetzt wurden, um einen nicht definierbaren Raumcharakter zu schaffen, über die Zweckfunktionen bzw. den definierten Raumzweck hinausgehend - eine Anlehnung an Härings Leistungsform.

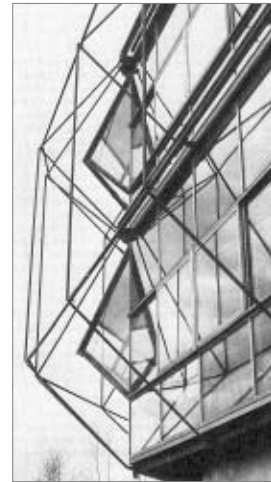
Die Fassade folgt den Prinzipien der Vielfalt und der Hervorhebung bestimmter Funktionen, der Schichtung der Außenhaut in ihre verschiedenen Bestandteile. Die Fassadenprimärkonstruktion ist aus farbig gestrichenen Stahlprofilen, die außenliegende Zweischeiben-Isolierverglasung mit Neoprene-Anpressleisten aus Aluminium gewählt. Im Obergeschoss sind die schrägliegenden Oberlichter der erkerähnlichen Blumenfenster mit einer Thermolux-Sonnenschutzverglasung ausgestattet. Die Oberlichter im Hauptgeschoss bestehen aus einem in der

¹³⁶ S. zu Bedeutung der Mitte bei Scharoun, insbesondere in Ausführungen zur Philharmonie Eckehard Janofski, in: Institut für Umweltgestaltung (Hrsg.): Beiträge zu einer organischen Architektur im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1995, S. 23ff; und: ders.: Die Architekturauffassung Hans Scharouns. Ihr gedanklicher Ansatz und dessen praktische Umsetzung, Dissertation TH Darmstadt 1982

¹³⁷ Behnisch; Sabatke: Schulpflicht, a.a.O., S. 82

¹³⁸ Behnisch & Partner: Eine Schule ist keine Fabrik, in: db 3/1974, S. 236

Zweischeiben-Isolierverglasung liegenden Aluraster, das als Blendschutz bzw. durch Reflexion an der Decke zur Raumaufhellung der inneren Raumbereiche dient. Deshalb konnte die Tageslicht-Ergänzungsbeleuchtung entfallen. Die zusätzlich erforderlichen Sonnenschutz-Stoffmarkisen sind in einer weiteren Ebene auf einer außen auf die Fassadenkonstruktion fest geschraubten räumlichen Metallstab-Konstruktion befestigt. In der Regel wurden Serienprodukte der Industrie verwendet.



89-90 Fassade mit steuerbaren Markisen, Fassadenausschnitt mit Stangensystem zur Führung des Sonnenschutzes

Bedeutung im Werk und Stellungnahme des Architekten

Eine besondere Bedeutung kommt diesem Gebäude im Zusammenhang mit seiner zeitlichen Entwicklung zu. Mitten in der Gesamtschuldiskussion - die Planung der großen Bildungsfabriken hatte ihren Höhepunkt noch nicht erreicht - kündigte der Entwurf von Lorch 1970 eine neue Vorstellung von einem Schulbau an, die im krassen Gegensatz zu den zeitgemäßen Tendenzen stand. Die ungewöhnliche Verwendung der Zentralform für den Schulbau war ein Gegensatz zu den meistens orthogonalen, additiv aus gleichartigen Teilen gereihten und aus den Gegebenheiten der Industrieproduktion entwickelten Gebäuden. Die Inhalte waren weniger durch Variabilität, Flexibilität und Allgemeingültigkeit bestimmt, sollten nicht Freiheit durch Neutralität schaffen. Freiheit sollte durch Ausbrechen aus dem übergeordneten Raster entstehen, durch Schaffung besonderer Orte für eine spezielle, charakteristische Nutzung mit einer eindeutigen Sprache: Die Schule sollte nur Schule sein, Individualität wieder zugelassen werden, sogar einzelner Bereiche und Elemente innerhalb des Ganzen, aber nicht auf Kosten der Funktionalität, sondern weitgehend funktional begründet. In seinem Beitrag zur Einweihung erklärte Behnisch: „Jedem Bereich der Schule wurde dabei im Rahmen des Ganzen eine seiner Individualität entsprechende Gestalt zugemessen. (...) Sinnvolle Materialien, sinnvolle Gestalt, Vielfältigkeit in der Einheit - das waren unsere Themen.“¹³⁹

Die organisatorische Kontinuität des Zentrumsbaus, der zentralen Halle als Begegnungsort, wo die verschiedenen unterschiedlich ausgeformten Funktionsbereiche zusammentreffen und auch gestalterisch zusammenfinden, wurde Sinnbild dieser Auffassung - mit der Qualität des Raums im Mittelpunkt und der Halle als „Marktplatz“ mit bewusst öffentlichen Funktionen. Die Klassenräume und besonders die Halle wurden in Verbindung mit der Landschaft betrachtet und gestaltet, die von der Primärstruktur des Polygons gelösten Bereiche wurden in das Gelände integriert: Die Besonderheit des Standortes spielte wieder eine wichtige Rolle im Entwurf.

Damit nahm Behnisch eine deutliche Gegenposition zu den Anfang der 70er Jahre noch gültigen Schulbauvorstellungen ein, gestand ihr im Klotz-Gespräch 1976 künstlerische Aspekte und philosophische Begründungen zu, akzeptierte jedoch die Technik als unverzichtbar: „Wenn Architektur künstlerische Aspekte beinhaltet, und sie soll sie beinhalten, so stellt der Systembau keine akzeptable Antwort auf unsere Probleme dar. Unsere Probleme sind heutzutage nicht technischer Art, zumindest nicht dergestalt, dass Technik perfektioniert werden müsste; das Gegenteil ist eigentlich der Fall. Die Frage ist, wie wir die Technik assimilieren können, wie wir mit Anstand mit der Technik leben können, denn sie hat sich ja verselbstständigt, auch die Bautechnik. Wir arbeiten heute daran, wie wir die Produkte des Maschinenzeitalters zur Architektur zusammensetzen können. Es ist nicht so, dass ich gegen die Maschine wäre, wir können nicht ohne die Maschine sein. Aber wir müssen bedenken, dass die Maschine das Original ist. Die Form, in die der Beton gegossen wird, ist das Original. (...) Wo früher Architektur ein Ganzes war, ist heute jedes Bauteil für sich da. Man löst das Tragende vom Raumbildenden, den Sonnenschutz von der Wand; (...) Jedes Ding wird vom anderen gelöst und ist dadurch sehr gut in Serie zu fertigen; (...) Das ist losgelöst von unserer Welt, und das müssen wir wieder zusammenbringen. Aber darin liegt natürlich eine phantastische Chance, dass wir die seriell entstandenen Dinge, die immer nur einen Aspekt unseres Lebens vertreten, wieder zu ganzen Leben zusammenfügen. Das heißt aber doch, dass wir uns beschäftigt haben sollten mit unserem Leben. Deshalb meine ich, dass unsere Architektur heute weitgehend philosophisch und nicht technisch begründet sein muss.“¹⁴⁰

¹³⁹ Günter Behnisch: Beitrag zur Einweihung des Progymnasiums, in: Broschüre zur Einweihung des Progymnasiums in Lorch, Lorch 1973, AB

¹⁴⁰ Günter Behnisch, in: Heinrich Klotz: Architektur in der Bundesrepublik, a.a.O., S. 35

Behnisch thematisierte zu diesem Zeitpunkt bereits die Auswirkungen der Bautechnik auf den Menschen in seinen Bauten und sah in den additiven und differenzierbaren Eigenschaften des Skelettsystems eine Möglichkeit, diese in die Welt des Menschen verträglich einzubinden: Die „verselbstständigten“, d.h. von der menschlichen Welt sich entfernten Elemente des Bauens sollten durch die Art der Fügung und Behandlung für den Menschen nicht nur verständlicher werden, sondern auf viele Aspekte des Lebens hinweisen und einen von Alltagswelt abgehobenen Impuls enthalten. *„Viel wichtiger ist, wie ich Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Elementen herstelle, wie sich die Sprosse zur Glasscheibe, die Glasscheibe zum Sonnenschutz, der Sonnenschutz zum Balkonvorsprung und dieser sich wieder zum Gebäude verhält. Das Verbinden ist das Wichtige - es geht darum, wie ich das alles kombiniere, um zum Ganzen zu kommen.“*¹⁴¹

In dem mit Heinrich Klotz 1976 geführten Gespräch verdeutlichte Behnisch auch die Bedeutung der Landschaft und die Übertragung der landschaftlichen Grundstrukturen auf seine Bauten, hier insbesondere auf das Lorcher Progymnasium: *„Eine Landschaft ist eine Gesamtgestalt, die aus vielen Hierarchien von weiteren Gestalten besteht. Das müssen Sie bei einem Gebäude genauso halten. Sie müssen eine Gesamtgestalt finden und sie hierarchisch in Einzelgestalten auflösen. Dann passt das dem Wesen nach in die Landschaft, denn das Gebäude geht mit der Gesamtgestalt Landschaft überein. Der Schnitt geht vielleicht mit dem Hang und die Metallteile der Fassade gehen mit dem Himmel zusammen oder mit dem Grün, und das Gestänge geht vielleicht mit dem Astwerk der Bäume, die kleinen Knoten gehen mit den Blättern zusammen.“*¹⁴²

Diese Erkenntnisse wurden schon im Progymnasium umgesetzt. Es konnte einer Entwicklung vorgreifen, die zusammen mit den Tendenzen der 70er Jahre in der Hauptschule 1978-1982 am gleichen Ort einen neuen Entwicklungsschub erfahren sollte. Die Mittel zur Vereinbarkeit von Technik und Mensch wurden immer weiter „perfektioniert“. Die Forderung an seine Architektur, die Eigenständigkeit und Fügung einzelner Elemente als einen wichtigen Bestandteil zu betrachten, wichtiger als ein einheitliches - auch technisches - System einzuhalten, entsprach im übertragenen Sinne einer von Behnisch immer wieder betonten Vorstellung von der Unabhängigkeit des Individuums in der demokratischen Gesellschaft. Die elementaren Bedürfnisse des Nutzers als Mensch sollten nicht mehr negiert werden, sollten wichtigste Grundlage der Architektur mit pädagogischer Wirkung sein. Er reagierte damit auch auf die sich schon andeutende Kritik an den entstehenden Gesamtschulen.

Auch von der öffentlichen Kritik wurde das Lorcher Progymnasium sehr beachtet. Heinrich Klotz schrieb 1976: „Es sind ungewöhnlich ereignisreiche, heiter stimmende Räume, die eine Gelassenheit und Unbeschwertheit nahe legen, obwohl der Leistungsdruck sicherlich auch dort herrscht. Doch die Architektur fordert ständig dazu auf, sich nicht dem bloßen Leistungsstreben zu unterwerfen. Die Form kann Gegenkräfte hervorrufen, kann zumindest Anstoß geben, sich nicht völlig mit einem grauen Ordnungssystem zu identifizieren.“¹⁴³

Erweiterungsbauten

1994 wurde ein Erweiterungsbau des Progymnasiums mit einem Raumprogramm für sechs Normalklassen und eine Ergänzung des Werkraumbereichs fertiggestellt: Südwestlich des Polygons ist ein weiterer „Gebäudearm“ in den Hangbereich eingefügt, mit vier Klassen im Hanggeschoss auf der Ebene des unteren Schulhofes, mit Ausgang und zwei Klassen im Erdgeschoss auf dem Niveau der bestehenden Halle. Wie schon der nördliche Arm mit Lehrer- und naturwissenschaftlichen Bereichen hat auch der neue Gebäudeteil eine eigene kleine Halle, die durch eine nach Norden orientierte Schrägverglasung belichtet ist und die Klassenräume über einen schmalen Verbindungsweg mit der großen Halle des Polygons verbindet. Der Werkraumbereich befindet sich an der östlichen Seite in einem Holzanbau.

Aufgrund der ständig wachsenden Schülerzahlen musste jedoch schon 1999 über neue Erweiterungsmöglichkeiten nachgedacht werden. Aus den Überlegungen, zunächst weitere fünf Klassen anfügen zu müssen, entstand der Entschluss, ein separates Gebäude für das neu gegründete Gymnasium zu schaffen. Als Ort wurde ein Gelände einschnitt nördlich und oberhalb der Realschule gewählt: Angelehnt an die Form der Realschule dient ein Kreis als Gebäudegrundform, ebenfalls eine bewusst gewählte, formale Vorgabe. Auch die Organisation ist an der Realschule orientiert. Der kreisrunde Körper des Obergeschosses ist die bestimmende formale Komponente; Eingangs- und Hanggeschoss haben eigenständige Formen, die den Funktionen und dem vorhandenen Gelände entsprechend ausgebildet sind: Die annähernd rechteckigen, strahlenförmig um eine Mitte angeordneten Sonderklassenbereiche im Hanggeschoss ragen über die Hangkante hinaus (Biologie) oder sind in das Gelände eingebettet. Die Räume im Eingangsgeschoss folgen diesen Vorgaben oder sind als eigenständige, z.T. spitz- und schiefwinklige Körper um die freie Mitte geordnet. Die unterschiedlichen landschaftlichen Vorzüge (Ausblicke, Terrassen, Austritte) sind geschickt in des Gebäude einbezogen. Der äußere Ring des Obergeschosses enthält zwölf gleichartige Klassen in der Form des Kreissegments, die in alle Himmelsrichtungen orientiert sind. Durch die unregelmäßige Anordnung der verschiedenen Gebäudekörper entsteht auch die asymmetrische Form der alle Geschosse verbindenden, von oben belichteten Halle.

Das zentrale Thema der Mitte wurde damit über die 90er Jahre hinaus fortgesetzt: Die Bedeutung der asymmetrisch ausgebildeten Mitte als kommunikatives Zentrum ist durch die bewusste Wahl des Kreises versinnbildlicht: Er ist universales, formgebendes, übergreifendes und ordnendes Element, das selbst die frei angeordneten Körper „darunter“ zusammenhält und als ein Gebäude erscheinen lässt.

¹⁴¹ Günter Behnisch, in: Heinrich Klotz: Architektur in der Bundesrepublik, a.a.O., S. 35

¹⁴² Günter Behnisch, in: Heinrich Klotz: Architektur in der Bundesrepublik, a.a.O., S. 40

¹⁴³ Heinrich Klotz: Architektur in der Bundesrepublik, a.a.O., S. 24

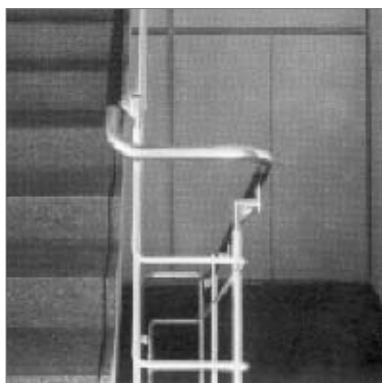
Verbindungen zu Egon Eiermann

Behnisch beschrieb 1978 in einem Referat zum Thema „Konstruktion und Gestalt“ die Fassade der Deutschen Botschaft in Washington (1958-1964) von Egon Eiermann, die nicht durch die Verwendung typisierter, genormter Teile für die verschiedenen Funktionen und Aufgaben der Fassade gekennzeichnet sei, sondern sowohl jeweils für den speziellen Zweck erdachte Elemente besitze als auch sich aus dem Angebot der industriell gefertigten Produkte bediene: „Hier erhalten viele Fragen, viele Probleme die ihnen zugehörigen Antworten, Material und Form betreffend. Für Geländerstäbe wurden runde Eisen, für Schattengitter hölzerne Roste, für Fensterrahmen Naturholz und als Vorhang Baumwollgewebe verwendet. So ist ein Gebilde entstanden, bei dem die Einzelteile weitgehend durch ihre Individualität, durch ihre Aufgabe für sich und im Ganzen Gestalt genommen haben. Ungezwungener bilden sie eine Gesellschaft individueller Gestalten, eine Anlage, bei der der Besucher nicht einem geschlossenen ‚Architekturpaket‘ gegenübertritt, die sich vielmehr auflöst in überschaubare, in ihrem Zweck und Sinn erkennbare, beurteilbare Einzelgestalten. Das vielfältige Angebot unseres Warenmarktes wurde offen genutzt: handwerkliche Fertigung steht neben der Masse der industriell gefertigten Produkte. (...) Das Ganze und seine Teile sind eher aus der Aufgabe und aus der Gesamtsituation heraus geworden. Ein Gebäude, ihm inwohnend Maß und Proportion. Nicht an der Oberfläche: keinen Zwang, kein Gebrauch von Macht, keine Staatsarchitektur.“¹⁴⁴ Behnisch stellte damit selbst eine Verbindung zwischen den Bauten Egon Eiermanns und seiner Auffassung der von den Einzelementen her gedachten Konstruktionen her.

Ein typisches Zeichen der Bauten von Eiermann ist die Doppelschichtigkeit der Fassaden, welche Parallelen zu Behnisch in Transparenz von Konzeption, Fügung und auch Materialgerechtigkeit zeigen. So finden sich die von Eiermann beim Olivetti-Gebäude in Frankfurt (1968-1972) verwendeten, schräggestellten Sonnensegel als typisches Element dieser Auffassung ebenfalls bei Behnisch in Lorch. In Frankfurt sind sie auf einer feststehenden, filigranen, senkrechten 2. Fassadenschicht befestigt, die außerdem die äußere Begrenzung und Brüstung der Umgänge ist. In Lorch ist die ebenfalls feststehende 2. Fassadenebene aus schräg ausgestellten, feinen Metallstäben direkt auf die primäre Fassadenkonstruktion geschraubt, wobei die Bahnen hier verstellbar sind.



91 Olivetti in Frankfurt 1968-1972, Egon Eiermann: Zweischalige Fassadenkonstruktion mit Sonnensegeln



92-94 Treppengeländer: Verwaltungsgebäude der Essener Steinkohlenbergwerke, Egon Eiermann; Progymnasium und Hauptschule in Lorch

Aber auch die konstruktive Unabhängigkeit einzelner Funktionsbereiche, die auch gestalterisch deutlich gemacht ist, zeigt sich hier bei Eiermann, wie etwa die freistehende Restaurantebene. Selbst bei Details wie etwa den Treppengeländern für das Verwaltungsgebäude der Essener Steinkohlenbergwerke (1956-1960), für das Abgeordnetenhochhaus des Deutschen Bundestages in Bonn (1965-1969) oder für die IBM in Stuttgart (1967-1972) ist im Vergleich mit dem Progymnasium sowie auch mit der zehn Jahre später entstehenden Hauptschule in Lorch eine deutlich ähnliche Auffassung des Denkens von den Einzelementen her und der Betonung der Fügung zum Ganzen erkennbar. Dieses Merkmal wurde von Immo Boyken - mit Bezug auf Julius Posener - als das typisch „Additive“ in Eiermanns Werk angesprochen: „Unter ‚additiv‘ ist hier nicht die Addition gleichartiger Elemente als Reihung unter rein ästhetischen Gesichtspunkten zu verstehen, sondern als ein Prinzip des Ordners, als ein ‚Mittel, die Dimension zu gliedern‘ (Posener). Das heißt, seine Architektur als ein Gefüge zu verstehen, in dem

¹⁴⁴ Günter Behnisch: Konstruktion und Gestalt, in: Elementiertes Bauen in Stahl. Bauen und Erhalten - eine Herausforderung für Architekten und Ingenieure. Referate der Fachsitzung IV beim Deutschen Stahlbautag 1978, in: Die Bauverwaltung 12/1978, Deutscher Stahlbau-Verband (Hrsg.) 1978

jedes Glied als Teil des Ganzen deutlich herausgestellt wird, so das Form und Konstruktion des Ganzen nicht verunklärt werden, sondern transparent und ablesbar, ‚wahr‘ bleiben.“¹⁴⁵

In diesem Sinne wäre auch Behnischs Architektur als „additiv“ zu bezeichnen, zunächst noch entsprechend Eiermanns Verständnis, das er später immer mehr auch mit den Mitteln von Form, Material und Farben unterstützt. Besonders in der Fassadengliederung zeigt sich diese Verwandtschaft immer wieder, bei Behnisch diskreter und wegen des fehlenden „Fassadenzwischenraumes“ nicht so deutlich erkennbar. In dem 1992 fertiggestellten Plenarsaal in Bonn - in unmittelbarer Nähe des Abgeordnetenhochhauses - wird diese geistige Verwandtschaft besonders deutlich.

Der Unterschied in den Details zeigt aber auch zwei wesentliche Unterschiede der Architekten: die Ruhe in der Arbeit Eiermanns und die permanente Bewegung in Behnischs Progymnasium. So suggeriert z.B. die Kugel des Geländerdetails ein Gelenk (obwohl es natürlich keines ist), und damit selbst in einem Element mit Halt gebendem Sinn eine Beweglichkeit, welches im Vorgang der Bewegung zum Festhalten dienen soll. Diese Unterschiede zeigen sich nicht nur im Detail, auch in der Gesamtordnung der Bauten. So wirken die Bauten Eiermanns als in sich ruhende, abgeschlossene Werke mit dem Charakter der Dauerhaftigkeit und Zeitlosigkeit, eine Art „geschlossene“, logisch nachvollziehbare Ordnung abbildend. Dagegen steht das „offene“ System bei Behnisch, das eine „Addition“ und Überlagerung mehrerer unterschiedlicher Ordnungssysteme in sich vereint, jedes für sich als Teil wirkend, unfertig und nicht abgeschlossen. Die Dynamik des Kreisgrundrisses und die ihr angepassten Bewegungsabläufe, Treppenanordnung und Raumfolgen stehen ebenso für das Konzept der Bewegung.

So betrachtete auch Behnisch die Arbeit Eiermanns als die Suche nach dem Endgültigen und Allgemeingültigen, während er selbst das Spezielle der Situation, Einzelheiten und Besonderheiten als das Wichtige in seiner Arbeit betonte. Einige Bauten Eiermanns beeindruckten ihn stark und waren sogar Inspiration für den weiteren Weg: So in den 50er Jahren das Gebäude für die CIBA AG in Wehr/Baden, das nach eigener Aussage einen Hinweis für die Richtung in der eigenen Arbeit lieferte, der Hinwendung zu seriell vorgefertigten Teilen in einer Situation der mangelnden Leistungsfähigkeit des Handwerks. Aber auch technische Details wie etwa in den Rohbau eingebaute Stahlzargen des Burda-Gebäudes in Offenburg 1955 (zum späteren problemlosen Anschlag der Fensterelemente) wurden in einigen Gebäuden übernommen und ausgeführt.¹⁴⁶

In seinem Vortrag zum Symposium am 19.10.94 an der Universität Stuttgart erläuterte Behnisch seine Eindrücke vom Werk Eiermanns und bezeichnete die Unterschiede: *„Ich war beeindruckt davon, in welcher hohen Maße und mit welcher Konsequenz die von ihm geplanten Gebäude entwickelt worden waren, wie ich erkennen konnte: aus den Gesetzen des verwendeten Materials und der Konstruktionen heraus. (...) Ich sah eine verständliche und nachvollziehbare Ordnung in seinen Bauwerken, eine Ordnung, die vom Kleinen zum Großen führte, vom Detail und vom Element zum Ganzen. (...) Heute meine ich, dass Bauten, die in solcher Art entstehen, eine geschlossene, ‚homogene‘ Ordnung annehmen, die, wenn man das Eiermannsche Können nicht beherrscht, etwas langweilig werden könnten. Damals leuchtete mir solches Vorgehen ein. Es schien mir ein sicherer Weg zu guter Architektur zu sein. Heute meine ich erkannt zu haben, dass in Eiermanns besten Bauten gerade diese Spannung zwischen den gegengerichteten Tendenzen besticht, zwischen der geschlossenen Ordnung einerseits und der Transparenz andererseits.“*¹⁴⁷

Dieses Spannungsverhältnis zwischen einer geschlossenen, festen Ordnung - abgeleitet aus den verwendeten Materialien und ihrer Techniken - und der Leichtigkeit und Transparenz der Bauten beeindruckte Behnisch besonders. In seinen Begriffen von Material- und Werkgerechtigkeit sah er Eiermanns Werk jedoch im Bereich des Künstlichen und Technischen und bezeichnete damit eine aus seiner Sicht maßgebliche Unterscheidung zum eigenen Werk: Er schlussfolgerte, dass die von Eiermann verwendeten Materialien und Techniken, vorwiegend aus dem Bereich des Künstlichen, zusammen mit einer vom Menschen gewollten Geometrie zu einer geschlossenen Ordnung führten: Diese sei weit entfernt von einer Ordnung, *„die sich quasi von alleine ergibt“* und damit vom *„natürlichen Bauer“*, also nicht im Sinne des Menschen. Er selber verwendete jedoch ebenfalls vom Menschen Hergestelltes und bewusst ungeometrische Ordnungen in seinen Bauten, jedoch - wie er immer wieder betonte - entsprechend *„verantwortet“*.

Die Unterscheidung der zwei Auffassungen ist in der Zielsetzung beim Umgang mit Konstruktion und Material zu erkennen: Bei Eiermann ist es die rationalistische Haltung, das Streben nach technischer, ökonomischer Optimierung, nach Vereinfachung, nach „Sauberkeit, Klarheit und Wahrheit bis ins kleinste Detail“ (Eiermann), die eine Allgemeingültigkeit im Sinne von Zeitlosigkeit unabhängig von architektonischen Stilmoden in den Bauten erreichen will. Bei Behnisch ist der Schwerpunkt in einer gesellschaftlich - philosophischen Komponente zu sehen, die gesellschaftliche Zeitzustände und auch in die Zukunft gerichtete Vorstellungen als Auslöser für bestimmte Gestaltentscheidungen bewusst zulassen und übertragen will. Dieser auch emotional-intuitive Bestandteil ist bei Behnisch wesentlich stärker als bei Eiermann ausgeprägt und führt zu einer grundsätzlich anderen Baugestalt.

¹⁴⁵ Immo Boyken: Die Architektur Eiermanns aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Wulf Schirmer (Hrsg.): Egon Eiermann 1904-1970. Bauten und Projekte, Stuttgart 1988, S. 60

¹⁴⁶ Günter Behnisch: Ohne Titel. Vortrag zur Eröffnung der Ausstellung über Egon Eiermann, TU München, Ende 1984

¹⁴⁷ Günter Behnisch: Treffen mit Egon Eiermann, in: Symposium Egon Eiermann. Vorträge zum Eiermann-Symposium am 19.10.1994, Universität Stuttgart

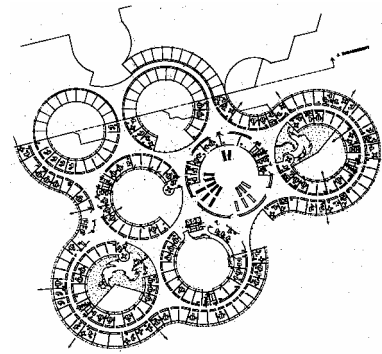
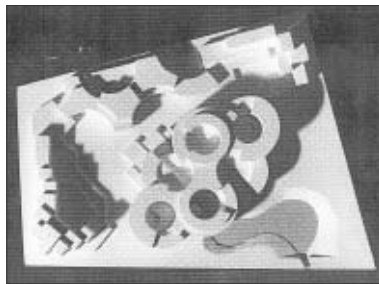
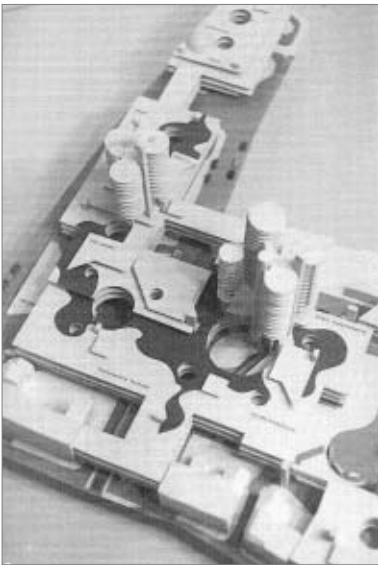
Entwicklung der „Mitte-Konzepte“ bei öffentlichen Gebäuden und großen Schulanlagen

Verwaltungsbauten

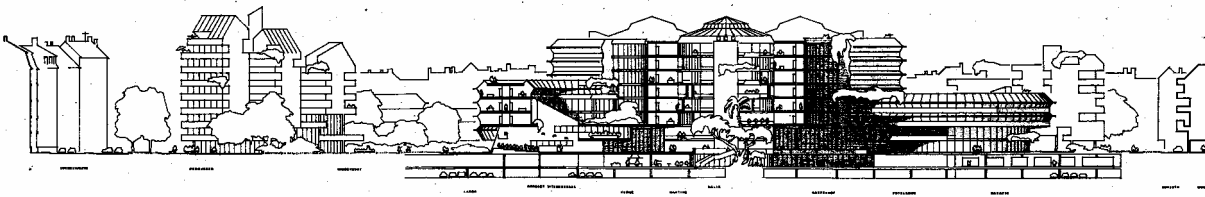
Auch für die Wettbewerbsentwürfe öffentlicher Bauten wurde nun häufiger ein kreisförmiger, zentrumsorientierter Grundriss verwendet. Nach den vier Rundkörpern im Entwurf für das Krankenhaus in Ingolstadt im April 1970 und den runden Türmen für das Verwaltungszentrum am Charlottenplatz in Stuttgart im September 1970 folgte der Entwurf für das Europäische Patentamt in München im November 1970, bei dem die kreisförmigen Körper unterschiedlicher Höhe für die verschiedenen Abteilungen ineinander greifen und miteinander verwoben wurden.

Grundforderungen des Entwurfs für den zweistufigen Wettbewerb für das Europäische Patentamt waren eine den Umgebungsbedingungen angepasste, niedrige Höhe und damit verbunden eine große Dichte, die ein Beziehungsgeflecht und Öffnungen nach allen Seiten erreichen sollte. Die Größe der Aufgabe machte eine Aufteilung der Aufgaben auf verschiedene Subzentren notwendig. Die einzelnen Zentren der geometrisch runden, miteinander verwobenen Baukörper waren teilweise als Atrium geöffnet, teilweise zu einer Halle geschlossen. In den Zwischenräumen der sich berührenden und überschneidenden, kreisförmigen Körper entstanden gemeinschaftliche Bereiche, die an verschiedenen Stellen zu den Innenbereichen aufgeweitet wurden und räumliche Verbindungen schaffen konnten. Es entstand so ein Konzept mit nach innen gerichteten Bereichen unterschiedlicher Qualität, die das große Gebäude in mehrere Unter-Zentren gliedern sollten.

Dazu Behnisch: „Selbst einer europäischen Behörde würde es schlecht anstehen, sei es aus Gründen der Repräsentation oder des großen Raumbedarfs, sich zwischen die vertrauten, die Dächer überragenden Wahrzeichen dieser Stadt zu mischen. (...) In den oberen Geschossen wird sich die Behörde nach ihren Bedingungen entwickeln, Aber auch hier wird sich zeigen müssen, wie hoch sie ihre Maßstäbe setzt: architektonische, räumliche Qualitäten im Innern mit ‚Oasen‘, und nach außen den Nachbarn, der Stadt zu.“¹⁴⁸



95 Wettbewerb Verwaltungszentrum am Charlottenplatz in Stuttgart 09/1970



96-98 Wettbewerb Patentamt in München 11/1970: Modell 1. Stufe, Grundriss 1. OG und Schnitt 2. Stufe

Das Konzept diente als Vorbild und Orientierung für den Entwurf der Bundesbauten in Bonn. Das Ideal einer sozialen und humanen Gesellschaft, charakterisiert durch ihr Wesen der Mitte und die Beziehung ihrer Teile zueinander und zur Mitte, wurde in mehrere geometrische Kreisordnungen übertragen, deren Verbindungen untereinander einen wesentlichen Schwerpunkt ausmachen. Darin enthalten war auch das Prinzip des Dezentralisierens, entsprechend einer föderalistisch organisierten Gesellschaft. Die Darstellung der Lebens- und Gesellschaftsform durch Architektur wurde auf den Bereich der „Repräsentation“ in die Bauten für den Staat als Gesamtheit ausgedehnt. Die Grundidee von der Darstellung der in Deutschland sich entwickelnden demokratischen Prinzipien knüpfte an die Inhalte des Münchener Entwurfs an. Der Entwurf sollte neben dem repräsentativen Charakter und über die eigentliche Bauaufgabe hinausgehend ebenfalls die Vorstellung von einer Idee mit einschließen, wie die Demokratie sich entwickeln sollte. Damit schrieb Behnisch dem Architekten - sich selbst eingeschlossen - eine große Verantwortung in Bezug auf die Darstellung nicht nur von Bestehendem im Bauwerk zu, sondern verlangte in Verbindung mit einer persönlichen Haltung eine zukünftige Perspektive: „In unserem Entwurf für die Parlamentsbauten in Bonn wollten wir ähnlich wie in München programmatisch oder nach vorgegebenen Sätzen oder Idealen - wenn ich es vorsichtig formuliere - etwas von unserer Demokratie darstellen, und zwar nicht nur so, wie sie ist, sondern durchaus auch etwas von der Überzeugung dessen, was sie sein könnte; wir wollten also nicht nur das Bestehende reproduzieren, sondern auch gewisse Ideale mit darstellen, ohne idealistisch oder ideolo-

¹⁴⁸ Günter Behnisch, in: Behnisch & Partner, Bauten und Entwürfe 1952-1974, a.a.O., S. 19

gisch zu sein. (...) Wir haben uns überlegt, was die charakteristischen Eigenschaften, die Merkmale unserer Staatsform, unserer Gesellschaft sein sollten oder sind, und diese Merkmale haben wir versucht der Architektur zugrunde zu legen. (...) Wir waren z.B. der Meinung, dass unser Staat zwar als Demokratie auf Ausgleich drängt, aber nicht soweit auf Ausgleich drängt, dass er alles weg ausgleicht, dass er gar keinen Charakter mehr hat. Dann waren wir der Meinung, dass unsere Demokratie Verantwortung trägt und Verantwortung wahrnehmen will, und zwar Ausgleich und Verantwortung. Das heißt also, dem Schwächeren zu helfen und den Stärkeren ruhig etwas zu beschneiden. (...) Unsere Staatsform sollte sich doch auszeichnen dadurch, dass sie offen ist für alle, auch für schwache Kräfte, offen ist für Anregung, dass sie nicht verkrustet. (...) Ich glaube, dass die Kultur nicht nur eine Reproduktion unserer Mühsale sein sollte, sondern Sehnsüchte und Hoffnungen mit enthalten müsste.“¹⁴⁹

Besonders angesprochen wurden in dem 1976 mit Heinrich Klotz geführten Gespräch die sozialen Bereiche der Demokratie, die gegenüber den übergewichtigen Machtzentren mehr Beachtung finden müssten. Durch die jetzt bewusste Auseinandersetzung mit den Fragen der Gestaltung und Bedeutung der Demokratie und deren Darstellung erfuhr Behnischs Architektur eine wesentliche Bereicherung, zwang ihn zur Auseinandersetzung mit wesentlichen Fragen der Gesellschaft und des Zusammenlebens. Entscheidend war auch hier die Aussage Behnischs, nicht eine reale Abbildung eines Gesellschaftszustandes zugrunde legen zu wollen, sondern ähnlich Blochs Begriff des „Vor-Scheins“ die Bauten als antizipatorische Übermittler von Inhalten im Sinne des Gegenstands Hoffnung zu begreifen.

Bildungszentren

Im Vergleich zu den Wettbewerben für die Modellschulen Freiburg-Haslach und Osterburken 1967 und zu der noch andauernden zeitgleichen Entwicklung und Forcierung der Gesamtschulen bis etwa 1975, dargestellt in Werkphase 2, zeigten sich seit 1972 deutliche Unterschiede der Konzeption von großen Schulen und Bildungszentren bei Behnisch & Partner. Nicht mehr Freiheit durch Neutralität in rein an Funktionen, Ökonomie und Effizienz orientierten Bauten, sondern Freiheit und Offenheit durch den Grundsatz einer „Vielfalt in der Einheit“ sollte erreicht werden.

Die meistens am bewährten Stammklassenprinzip orientierten Anlagen sind in der pädagogischen Nutzung nur teilweise flexibel, zeichnen sich aber durch eine Dezentralisierung und Differenzierung der Baukörpergliederung aus und können sich durch eine Verteilung der Baukörpermassen besser in die oft durch Naturelemente geprägte Umgebung einfügen. Die schon in Oppelsbohm und Lorch erprobten fünfeckigen Klassenformen werden beibehalten, zumeist zu Zweier- oder Vierer-Clustern für unterschiedliche Nutzungsvarianten zusammengelegt, wobei zwei bis vier dieser Cluster jeweils um ein Nebenzentrum orientiert sind und einen vieleckigen, oft achteckigen, differenzierten Baukörper bilden. Mehrere dieser meistens 2 bis 3-geschossigen Körper sind nebeneinander oder überlagernd kombiniert, je nach deren Anordnung mit einem gemeinsamen Zentrum im Erdgeschoss und stark mit der Umgebung und den Grünanlagen verzahnt. Vertikal sind die Geschosse mit einer zentralen und von oben belichteten Halle verbunden.

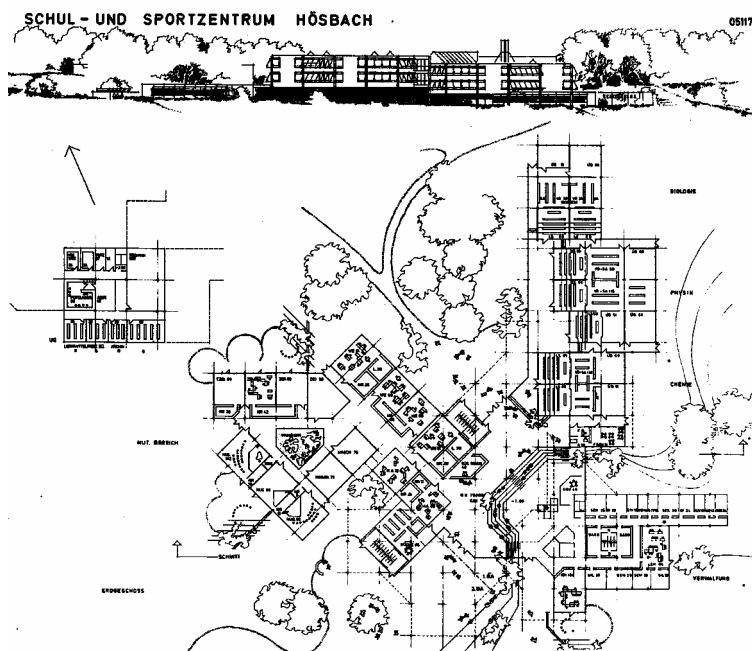
Ein wesentliches Kennzeichen dieser Anlagen ist die Zweiteilung des Konstruktionssystems nach dem Split-Level-Prinzip. In den ausgebreiteten Erdgeschosszonen zeigen sich die sowohl konstruktive als auch funktionale Zweiteilung besonders deutlich. Die Mitte bzw. die zentrale Halle befindet sich an den sich berührenden (Pforzheim) oder überlagernden (Dachau) Bereichen der zwei Systeme, genutzt für räumlich interessante Kommunikationsbereiche. Die Obergeschosse sind im gleichen System weitergeführt, jeweils an den für die Cluster- oder Unterelementbildung notwendigen Stellen, und ergeben dadurch differenzierte Baukörper. Die verschiedenen, jedes für sich einfachen Systeme ergeben erst durch ihre Anordnung zueinander und durch die Art der Fügung an den Berührungspunkten die für Behnisch charakteristische Architektur. Nach diesem hier angewendeten Prinzip wurden später die dann nicht mehr orthogonalen, sondern schräg zueinander stehenden oder sich überlagernden „Untersysteme“ in der Mitte zu spannungsreichen Raumbereichen zusammengeführt.

Das Prinzip der Zweiteilung und die Tendenz, die Gebäude um ein oder mehrere Zentren zu gliedern, ist nicht als eine Variation bzw. Verbesserung der erschließungsorientierten Konzepte im Sinne der Gesamtschulen zu verstehen, sondern stellte in erster Linie den Versuch dar, eine dem Individuum Mensch und seiner Umgebung adäquate Organisationsform zu finden, in der Privatheit und Öffentlichkeit gleichermaßen realisiert und deren fließende Grenzen mit Materialien und Konstruktionsdetails verfeinert umgesetzt werden konnten. Beispiele für diese in den folgenden Bauten immer wiederkehrende Gliederungs- und Organisationsform waren u.a. die Wettbewerbe für das Bildungszentrum in St. Georgen 12/1971, die Berufliche Gesamtschule in Freudenstadt 01/1972, das Gymnasium in Achern 03/1972, das Bildungszentrum in Konstanz-Wollmatingen 04/1972 und das Schul- und Sportzentrum in Hösbach 11/1973 sowie die realisierten Gebäude für die Fritz-Erler-Schule in Pforzheim 01/1972 und das Josef-Effner-Gymnasium in Dachau 05/1972. Die Fortsetzung dieser Art der Fügung von unterschiedlichen Systemen zeigte sich u.a. besonders in der Hauptschule in Lorch, im Wettbewerb für die Deutsche Bibliothek in Frankfurt und in der Zentralbibliothek in Eichstätt.

Mit der konzeptionellen Ähnlichkeit zum Entwurf für das Patentamt in München - anstelle der kreisrunden Körper hier die vieleckigen Rundkörper - wurde die Differenzierung und Dezentralisierung der Mitte-Konzepte kontinuierlich weiterentwickelt. Die deutlich differenzierteren Lösungen mit kaum noch orthogonalen, großflächigen Grundrissen im Einheitsraster ergaben plastische, vielgestaltige Anlagen, die als „Gesamtorganismen“ oder „Schul-

¹⁴⁹ Günter Behnisch, in: Heinrich Klotz: Architektur in der Bundesrepublik, a.a.O., S. 17-18, S. 24

organismen“ bezeichnet wurden. Trotz der oft fehlenden übergeordneten Bindungen wurden die sich aus der Landschaft ergebenden Bedingungen und Elemente als Bestandteile des Entwurfes integriert. Damit distanzierte sich das Büro Behnisch & Partner bewusst von den die Gesamtschulentwicklung prägenden architektonischen Merkmalen der Bauten. In dem Erläuterungsbericht für das Schul- und Sportzentrum in Hösbach 11/1973 (2. Preis) wurde diese Neuorientierung auch verbal zum Ausdruck gebracht: „Der Entwurf ist also so auszubilden, dass die Ordnungen, die sich aus der Landschaft - die durch kleinmaßstäbliche Verhältnisse gekennzeichnet ist - ableiten lassen, stärker bewertet werden, als geometrische, formale oder organisatorische Ordnungen. (...) Es liegt nun nahe, diese Kraftlinien mit Bäumen und Pflanzen zu akzentuieren, und so die neu entstandene natürliche Ordnung aus der Ferne erkennbar zu machen, und darüber hinaus überschaubare Freiräume zu schaffen. Dieselbe natürliche Ordnung soll für das Schulgebäude selbst bestimmend sein. Hier überlagern sich die Einflüsse der Situation mit denen, die aus der Eigen-gesetzlichkeit der Schule entstehen. Hieraus ist eine Synthese zu bilden. Am Schnittpunkt der Wege und Gelände-linien liegt die Halle, das Zentrum der Schule.“¹⁵⁰ Wie schon in München, wo die linear angeordneten Lindenalleen zugleich als Teil und als Kontrast zur „Naturordnung“ wirken, sollten hier wieder Kraftlinien durch Naturelemente geschaffen werden, um die Bedeutung der landschaftlichen und natürlichen Teile zu stärken.



99 Wettbewerb Schul- und Sportzentrum in Hösbach 1973: Grundriss EG und Ansicht

Die Bauaufgabe der großen Schulanlagen zeigte Behnischs Tendenz, zwar orthogonale, aber gegliederte und differenzierte, meistens quadratische Konstruktionsstrukturen zu verwenden, die jedoch z.B. in Pforzheim und Dachau aus Ortbeton hergestellt wurden. Die Baukörper waren um ein halbes Achsmaß und ein halbes Geschoss versetzt sowie in den Hallenbereichen nebeneinander bzw. übereinander gelagert. Die Verwendung von speziell gefertigten in Kombination mit standardisierten Bauteilen schloss für Behnisch eine räumlich qualitätsvolle Gestaltung der Innenbereiche nicht aus: Atmosphäre und Stimmung wurden nun stärker über Material und Konstruktion erzeugt. Die aus dem Progymnasium in Lorch und dem Patentamt in München weiterentwickelte organisatorische Grundkonzeption wurde in der Folge bei vielen Schulen zugrunde gelegt und variiert.

Fritz-Erler-Schule in Pforzheim (1972-1976)

Die Distanzierung von der architektonischen wie auch organisatorischen Entwicklung der Gesamtschulen zeigte sich besonders deutlich in dem Wettbewerb für die Fritz-Erler-Schule in Pforzheim (01/1972-1976, 1. Preis), einem Wirtschaftsgymnasium und einer Berufsschule für ca. 1350 Schüler und einem umfangreichen Raumprogramm für ein relativ kleines Grundstück in der Umgebung einer Wohnbebauung. In den städtebaulichen Grundlagen der Ausschreibung wurde ausdrücklich empfohlen: „Die vorhandene bauliche Struktur der Umgebung des Schulgrundstückes sollte grundsätzlich ohne Einfluss auf die Gestalt, Gliederung, Geschosszahl und Ausrichtung des Projektes sein.“¹⁵¹ Trotzdem war es einer der Schwerpunkte der Arbeit, die große Baumasse der Schule mit dem Grünzug und den späteren Erholungsgebieten des Enztales und der Umgebungsbebauung zu verbinden und die Grünbereiche in die Schule hineinzuführen. Die in der Höhe gestaffelte Anlage wurde dem nach Süden abfallenden Gelände angepasst, trotz der Differenzierung des Baukörpers konnten großzügige Freiflächen entstehen, die eine Durchlässigkeit des Grüns zwischen der Enztaue und der nördlichen Verkehrsachse erlaubten. Die Gebäudebegrünung und ein Dachgarten sollten diese Wirkung unterstützen. Die Preisgerichtsbeurteilungen hoben hier, wie auch bei den vergleichbaren folgenden Arbeiten Behnischs, diese Vorzüge und die architektonische Qualität der gegliederten und trotzdem kompakten Anlagen besonders hervor: „Die Anordnung des konzentrierten, frei gestalteten und zentrierten Baukörpers erlaubt das Heranführen des Grünraums in das bebaute Stadtgebiet. Insoweit nutzt der Entwurf die Möglichkeiten des Grundstücks in besonderer Weise. (...) Bei Durchbildung der Gebäude ist die Übereinstimmung von sinnvoll organisierten Bereichen und äußerer Form besonders anzuerkennen.“¹⁵²

¹⁵⁰ Aus dem Erläuterungsbericht zum Schul- und Sportzentrum in Hösbach, November 1973, AB

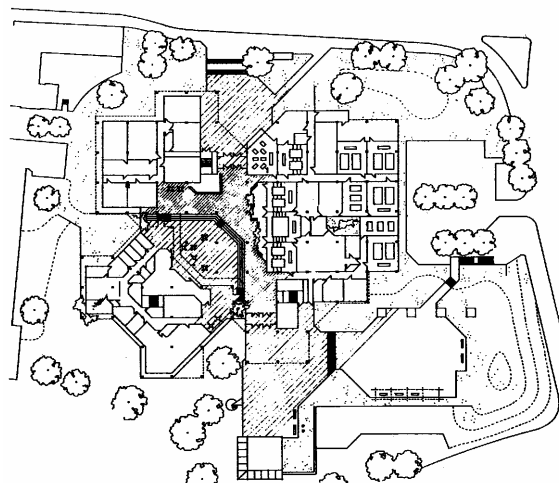
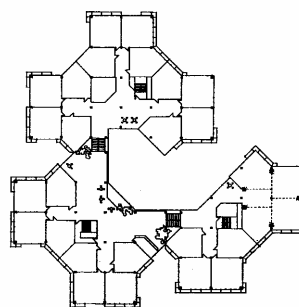
¹⁵¹ Aus der Wettbewerbsausschreibung der Fritz-Erler-Schule in Pforzheim, AB

¹⁵² Aus dem Preisgerichtsprotokoll der Fritz-Erler-Schule in Pforzheim, AB

Festgelegte Modulgrößen, vorgeschriebene Clusterbildungen für die vorgesehene Leistungsdifferenzierung, veränderbare Unterrichtsräume mit veränderbaren Innenwänden und konzentrierte Gruppierung der Unterrichtsräume für variable pädagogische Nutzung wurden auch hier als Grundlagen formuliert. Das Ergebnis des Wettbewerbs zeigte, dass die festgelegten, einengenden Bedingungen der Ausschreibung nicht zu einem der üblichen Gesamtschulentwürfe führen mussten. Die gegliederte, kompakte Konzeption des Behnisch-Entwurfs stand im Gegensatz zu den anderen prämierten Wettbewerbsarbeiten, die im orthogonalen Großraster großflächig das Grundstück überbaut hatten, größtenteils undifferenziert gestaltet und mit gleichförmigen, an langen Fluren aneinandergereihten Unterrichtsräumen ausgestattet waren. Als Gliederungselemente dienten hauptsächlich Innenhöfe, da die natürliche Belichtung aller Unterrichtsräume ausdrücklich in der Ausschreibung gefordert war. Sowohl in der baukörperlichen Erscheinung, in seinen Beziehungen zum Außenraum und in der inneren Gliederung war der Entwurf von Behnisch differenzierter, an den jeweiligen speziellen Funktionen der Bereiche orientiert, beinhaltete jedoch auch weniger an Flexibilität und Variabilität. Kleinere Einheiten und deren Gestaltung mit unterschiedlichen Materialien sollten zur Identifikation des Einzelnen mit „seinem“ im Gebäude benutzten Bereich beitragen, sowie auch die Erscheinung im Äußeren prägen. Dazu hieß es: *„Den Problemen, die sich aus der Größe des Bauwerkes an sich ergeben, muss durch Qualitäten entsprochen werden, die die Quantitäten daran hindern können, die Gestalt des Gebäudes zu bestimmen. (...) Es mussten kleinere Einheiten entworfen werden, die aus ihren eigenen Bedingungen heraus sinnvoll organisiert und genutzt werden und zu einem großen Organismus zusammengefügt werden konnten.“*¹⁵³

Als Grundformen wurden drei kreuzförmige, versetzte und sich überlagernde Baukörper gewählt, deren Eckpunkte in die Grünbereiche des Grundstücks greifen und jeder der in den Obergeschossen befindlichen Klassen des allgemeinen Unterrichtsbereiches durch ihren Außenbezug einen besonderen Ort im Gesamtgefüge zuweisen. Je vier Klassenräume sind zu einem Cluster mit jeweils einem Eingangsbereich zusammengefasst. Die jeweils zwei quadratischen und zwei fünfeckigen Klassen sind teilweise mit beweglichen Wänden ausgestattet. Zwei bis drei dieser Cluster sind zu einem Baukörper zusammengefasst. Die Eingangsbereiche sind zu den jeweiligen Vorzonen geöffnet, und über umlaufende, ineinander übergehende Galerieebenen mit einer zentralen, von oben belichteten Halle verbunden. Das so entstehende Zentrum im Erdgeschoss soll als Verbindungsglied der „kleineren Einheiten“ sowie auch als Zentrum für schulische und außerschulische Aktivitäten dienen. Ebenso sind hier Verwaltung und Spezialklassenbereiche untergebracht. Das Dach der in den Boden eingelassenen Sporthalle ergibt die Pausenfläche.

Die Stahlbetonskelettkonstruktion hat ein großes, der Größe der Klassenräume entsprechendes Raster. Die Beschränkung auf zwei Winkelgrößen im gesamten Gebäude ermöglicht die Verwendung standardisierter Bauteile. Die Innenausstattung in einem kleineren Raster ist mit Holzelementen bzw. als schweres Sichtmauerwerk ausgeführt. Besonders die Fassade prägt das äußere Erscheinungsbild: Einer Stahlkonstruktion mit Leichtmetallelementen ist eine gerüstartige, feine Sonnenschutzgitterstruktur mit feststehenden, horizontalen Umläufen zur Reinigung der vorwiegend festverglasten Fassade sowie mit Leichtmetall-Jalousien und Markisen vorgeblendet.



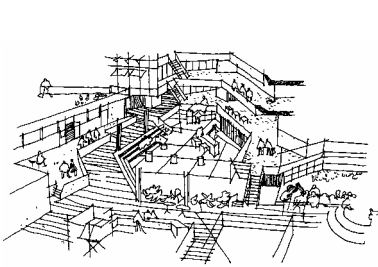
100-101 Fritz-Erler-Schule in Pforzheim 1972-1976: Schule mit Umgebungsbebauung, Grundrisse EG und OG

In seiner Ansprache zur Eröffnung der Schule 1977 betonte Behnisch nochmals die Notwendigkeit seines Weges, sich auch im Bereich der großen Schulbauten von den technologie- und herstellungsbedingten Prozessen zu lösen und einer Architektur der „kleineren Einheiten“ zuzuwenden: *„Es ist in unserer Zeit, in der Unternehmen, ich glaube wir sollten es ruhig sagen, zu kaum auskömmlichen Preisen anbieten und dann ja doch verdienen müssen, in der wir erfahren, dass architektonische Probleme auch in politischen Gremien unter dem Einfluss der Tages- und Parteipolitik entschieden werden sollen, in einer Zeit, in der Quantitäten hoch und Qualitäten zunächst wohl im materiellen Bereich geschätzt werden, in einer Zeit, da Architektur zur Technologie reduziert werden könnte, dass als Unglück angesehen wird, ob ein Fenster dicht oder nicht dicht schließt, und nicht daran, ob und*

¹⁵³ Günter Behnisch, in: Behnisch & Partner (Hrsg.): Architekten Behnisch & Partner: Arbeiten aus den Jahren 1952-1987, Stuttgart 1987, S. 81

wie der Schüler, der Lehrer, der Schulleiter, der Bürger sein Heim und sich selbst in dem neuen Gebäude erkennt und finden kann. Und ist das nicht das Wesentliche, das Wichtigste? (...) Denn bauliches Gestalten spiegelt ja nun die Kräfte wieder, die bei ihrem Entstehen wirksam werden. Und die Gebäude werden diese Kräfte auch dann noch widerspiegeln, wenn diese Kräfte längst vergangen und vergessen sind.¹⁵⁴

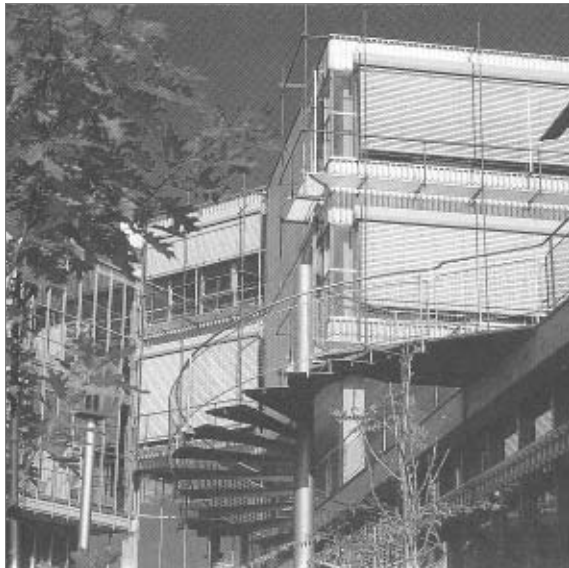
Die Schule war ein wichtiger Schritt zur Entwicklung der Fähigkeit des Büros, trotz festgelegter Bestimmungen der Ausschreibung und Nutzung der Mittel des standardisierten Bauens eine differenzierte und in Ansätzen vielgestaltige Architektur zu schaffen.



102-106 Fritz-Erler-Schule in Pforzheim 1972-1976:

Oben: Skizze von Manfred Sabatke und Blick in die gegliederten Hallen- und Galeriebereiche

Unten: Gegliederte Fassade und Schwimmhalle mit einem Wandbild von Attila Biro



Josef-Effner-Gymnasium in Dachau (1972-1974)

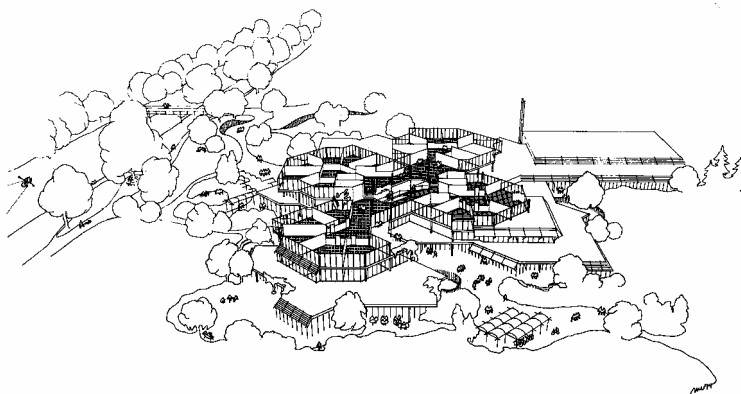
Ein weiteres Beispiel für die Entwicklung der Differenzierung und Gliederung der großen Schulanlagen in kleinere Elemente war das Josef-Effner-Gymnasium in Dachau (05/1972-1974, Wettbewerb 1. Preis). Bei der Tagesheimschule nach dem Stammklassenprinzip für 1550 Schüler mit beschränkter, pädagogischer Differenzierung wurde ebenfalls eine Aufteilung in kleinere Einheiten vorgenommen, um deren Größe zu vermindern. Besonderes Merkmal dieses Entwurfs war die Unterbringung des großen Programms und der großen Baumassen in die kleinmaßstäbliche Umgebung. Im Erläuterungsbericht hieß es: „Die Baumasse der Schule wurde so auf dem Grundstück angeordnet, dass eine großzügige Parkanlage entlang der Amper entstehen kann. Die Formen der Baukörper bilden keine Fluchten oder wuchtigen Riegel, sondern passen sich in ihrer bewegten Gliederung in die kleinteilige Bebauung der Umgebung ein und bilden einen guten Übergang zum Grünbereich der Amper.“¹⁵⁵

Die vier gleichwertigen, achteckigen, dreigeschossigen Baukörper sind mit Abstand und versetzt zueinander angeordnet und zeigen noch deutlicher als bei der Fritz-Erler-Schule eine Anknüpfung an die Grundform des Gymnasiums in Lorch. Die Versetzung der zwei südlichen und nördlichen Teile um ein halbes Geschoss berücksichtigt das leicht nach Norden abfallende Gelände. Im Erdgeschoss sind die zentralen Einrichtungen, Fachbereiche, das Tagesheim mit Freizeiteinrichtungen in von der Grundform abweichenden Bauteilen untergebracht, verwoben mit den umgebenden Grünbereichen außen. Die unterschiedlich polygonalen, fünfeckigen Stammklassen im Obergeschoss sind schon deutlich individueller als in Lorch und in Pforzheim ausgeprägt, mit teilweise von der Grundform abweichenden Formen und vorspringenden Ecken. Jeweils 5-7 Klassen teilen sich einen gemein-

¹⁵⁴ Günter Behnisch: Rede anlässlich der Einweihung der Fritz-Erler-Schule Pforzheim am 27.1.1977, AC

¹⁵⁵ Aus dem Erläuterungsbericht zum Josef-Effner-Gymnasium in Dachau, Mai 1972, AB

samen Vorraum, der sich zusammen mit dem ausgesparten, zur Gebäudemitte orientierten Bereich und den Zwischenräumen zu einer großen gemeinsamen Halle zusammenfügt. Das ganze Gebäude ist in der Vertikalen durch Treppenöffnungen zwischen den versetzten, und sich konstruktiv überlagernden Ebenen und eine von oben belichtete Halle verbunden. Die versetzte Anordnung der Baukörper, mit dem Prinzip der Dezentralisierung in Subzentren sowie mit der Vernetzung dieser mit den Zwischenbereichen zu Begegnungsräumen, wurde auch schon im Patentamt in München angewendet.



107 Josef-Effner-Gymnasium in Dachau 1972-1974: Isometrie (Zeichnung Fritz Auer)

Die Stahlbetonskelettkonstruktion mit Kassettendecke im großen Raster sollte sowohl eine Zusammenfassung und Unterteilung der Klassenbereiche für die zeitgemäßen pädagogischen Anforderungen zulassen, wie auch räumlich interessante und individuell gestaltete Bereiche ermöglichen. Aufgrund des großen Rasters und der gewählten Form der Baukörper in den Obergeschossen waren von der Grundstruktur abweichende Stützen und Konstruktionsteile notwendig. Die Stahlfassade mit einer Isolierverglasung erhielt durch die wechselnde Anordnung vor bzw. hinter den tragenden Stützen eine kleinteilige Gliederung. Die blau und grün einbrennlackierten Alu-Anpressleisten ergaben zusammen mit den unterschiedlichen Sonnenschutzvorrichtungen, den senkrechten Jalousien, den auszustellenden, gelben Markisen bzw. den feststehenden Aluminiumgittern bei den Schrägverglasungen zusätzliche Gliederungs- und Gestaltungselemente. Die immer sorgfältigere Gestaltung der Übergänge zwischen außen und innen, ebenso der Übergänge privat-öffentlich bzw. Sub- zu Hauptzentrum war charakteristisch nicht nur für Dachau, sondern auch für die folgenden Arbeiten.

Gewerbliches Bildungszentrum / Balthasar-Neumann-Schulen in Bruchsal (1973-1981/83/86)

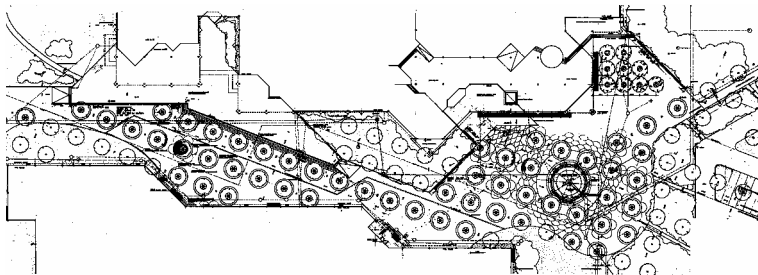
Eine andere Konzeption musste für das Gewerbliche Bildungszentrum / Balthasar-Neumann-Schulen in Bruchsal (04/1973 - 1981/83/86, 1. Preis) gewählt werden. Aufgrund seiner Größe und der Lage in den durch natürliche Elemente geprägten Schönbornwiesen wurde das gewerbliche Bildungszentrum für ca. 2500 Schüler als teppichartiges, max. zweigeschossiges Schulstraßenkonzept realisiert. Der Schulentwicklungsplan des Landes Baden-Württemberg sah eine Konzentration von verschiedenen gewerblichen Schulen - Berufsschulen, Berufsfachschulen und ein technisches Gymnasium - in einem Bildungszentrum vor, um die Bildung von Leistungsklassen, Kursunterricht sowie Pflicht-, Wahlpflicht- und Wahlfächern zu ermöglichen und eine effektivere Nutzung der Fachräume und Werkstätten zu gewährleisten. Ebenso war die flexible Veränderbarkeit von Unterrichtsräumen durch Verzicht auf tragende Innenwände und Clusterbildung entsprechend den veränderlichen Unterrichtsmethoden wesentlicher Bestandteil der Wettbewerbsausschreibung. Darüber hinaus war auch die Bildung eines allgemeinen Kommunikationszentrums für außerschulische Nutzungen gefordert. Im Erläuterungsbericht vom April 1973 wurde die Grundkonzeption des Entwurfs formuliert: „Das Neubaugebiet für das Bildungszentrum und die Wohnungen auf den ‚Schönbornwiesen‘ braucht ein Rückgrat, eine Orientierungslinie. Entlang dem modellierten Schönbornwiesengraben kann, begleitet von Bäumen, Fußwegen und Plätzen eine Zone entstehen, die alle kommunikationsfreundlichen Einrichtungen und Räume des Wohngebietes und des Bildungszentrums erschließt. In der Siedlung werden Kindergärten, Spielplätze, eine Ladengruppe und andere Gemeinschaftseinrichtungen in diese Zone eingebettet sein, in der Schule werden sich Aufenthaltsräume, Pausenbereiche, Mensa und alle Sport- und Freizeiteinrichtungen mit dieser Zone verzahnen, die endlich im Südwesten in Rad- und Wanderwege übergeht.“¹⁵⁶

Die bauliche Gestaltung und Differenzierung wurde dem Grünkonzept untergeordnet. Die vorhandene Wohnbebauung sowie die Bahnlinie wurden in den Entwurf integriert. Die flache, weitläufige Anlage mit einem streng orthogonalen Raster von 8,4m bzw. 4,2m im UG gestaltet mit der auch für nichtschulische Funktionen geschaffenen Schulstraße als Schwerpunkt landschaftliche Übergänge und bezieht örtliche Gegebenheiten ein. Um eine „Schulmaschine“ zu vermeiden und eine bessere Orientierung und Identifikation der einzelnen Lehrbereiche zu schaffen, wurde das Lehrgebäude in vier kleinere, selbstständige Bauteile mit eigenen Eingängen, Hallen und Treppenhäusern gegliedert. Unterschiedliche Lichtreflektoren in den Hallen, unterschiedliche Gestaltung der Außenbereiche (Platanenhof, Rosenhof, Lavendelhof) verstärken die Unterscheidung der Bereiche. Die „Fabrikästhetik“ deutet auf Art der Ausbildung hin.

„Ein Problem, an dem wir gearbeitet haben, hieß also: Wie kann trotz der Größe des Ganzen eine brauchbare, übersichtliche, individuelle, architektonisch-räumliche Anlage entstehen, eine Anlage, die Schule, Schüler, Lehrer, den Einzelnen nicht einengt, die diesen vielmehr freien Raum lässt. (...) Der zentrale Raum, die ‚mall‘, liegt im Freien; zwischen Unterrichtsgebäude und dem Gebäude für die Werkstätten. Und diese mall konnte nun ohne

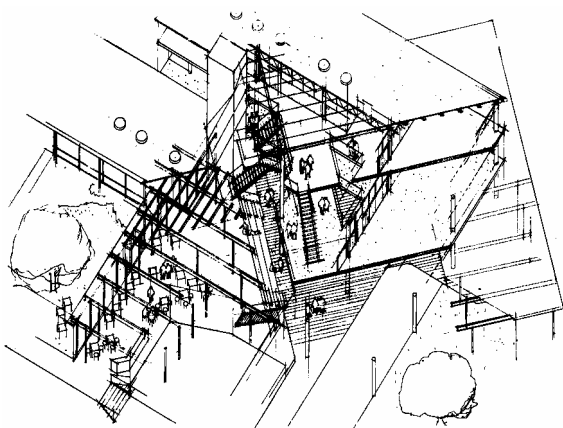
¹⁵⁶ Aus dem Erläuterungsbericht zum Gewerblichen Bildungszentrum Bruchsal, April 1973, AB

Beton und ohne Stahl und ohne Glas mit landschaftlichen Mitteln akzentuiert, gestaltet und gegliedert werden. Diese ‚mall‘ ist Mittelpunkt der Anlage. Für die Bauten selbst wurden, nach dem Tragwerk, leichte unpräntiöse, eher unperfekte Konstruktionen verwendet. So konnte das Steinerne, Harte, Konstruierte, Geordnete usw. entspannt und aufgelockert werden. Trotz der Größe der Bauten überwiegt hier die Landschaft.^{#157}



108-109 Balthasar-Neumann-Schulen in Bruchsal 1973-1981: Grundriss und Blick auf die „mall“

Während der Anteil der Schulbauten im Büro von Behnisch & Partner bis 1967 noch fast 65% ausmachte, wurden in den 70er Jahren - mit Ausnahme des Jahres 1972 - deutlich weniger Schulbauwettbewerbe absolviert und Schulen gebaut; ab 1980 ist der Einschnitt noch deutlicher. Der Rückgang der Beteiligung des Büros an den großen Schulwettbewerben spiegelte nicht nur die Ablehnung der allgemeinen Gesamtschulentwicklung und deren Tendenzen zu bestimmten Bau- und Organisationsformen wieder, sondern entsprach auch seit 1975 der allgemeinen Stagnation der Entwicklung des Schul- und Gesamtschulbaus. Es wurden bei den vorwiegend kleineren Schulen wieder viereckige, annähernd quadratische Klassenzimmer geplant. Die Kombinationen von runden oder vieleckigen Formen wurden ersetzt durch rechteckige Baukörperformen, jedoch blieb die Zentrumsorientierung und Differenzierung der Bauten erhalten. Beispiele waren die Wettbewerbe für die Berufliche Gewerbeschule in Balingen 12/1975, das Gymnasium in Oberhaching 07/1977, das Gymnasium in Planegg 10/1977. Eine Fortsetzung des Konzepts der Überlagerung verschiedener Baukörper zeigte sich besonders in der Halle der Berufsschule in Herrenberg (1979-1983), welche die Durchdringung des schräggestellten Körpers für Eingang, Halle und Verwaltung mit dem dreigeschossigen Klassenbau thematisierte.



110-111 Haus- und Landwirtschaftliches Berufsschulzentrum in Herrenberg 1979-1983: Eingangshalle (Zeichnung Manfred Sabatke)

Stellungnahme des Architekten

Günter Behnisch beschrieb in einem Interview 1975 sein „Unbehagen am Schulbau der Gegenwart“ und formulierte damit nicht nur seine Kritik, sondern auch Lösungsmöglichkeiten, die er in seinen letzten Bauten aufgezeigt hatte: *„Ich sehe in diesen großen Schulen einige Nachteile: Die Größe bedingt eine straffe Organisation; diese wird sich in den Vordergrund schieben. Im Schulbetrieb wie beim Bauen. (...) Im sozialen Bereich: Die Argumentation mit der gleichen Bildungschance scheint mir zu vordergründig. (...) Für mich wäre es wichtiger, dass in einer Schule der Stärkere, Schnellere, Größere, Klügere lernt, mit seinem schwächeren, langsameren, kleineren, weniger klugen Bruder zusammenzuleben, ihm zu helfen. (...) Mit diesen Schulzentren sortiert man eine Sorte aus der Gesellschaft aus. Man ballt die Kinder zusammen, macht die Gesellschaft um die Kinder ärmer, züchtet also eine Monokultur. Man nimmt damit dem Dorf, dem Ort, dem Stadtteil seine Schule und damit auch die Möglichkeit, mit dieser Schule andere als rein schulische Probleme zu bewältigen - z.B. städtebaulicher Art.“^{#158}*

¹⁵⁷ Günter Behnisch, in: Behnisch & Partner, Arbeiten aus den Jahren 1952-1987, a.a.O., S. 137

¹⁵⁸ Günter Behnisch; Max Fengler: Unbehagen am Schulbau der Gegenwart. Interview mit Günter Behnisch, in: Architektur und Wohnwelt 5/1975, S. 319, 323

Die Erkenntnis über die sozialen, städtebaulichen und organisatorischen Probleme der Gesamtschulen wuchs allgemein wie auch bei Behnisch. Ursachen waren sowohl in den pädagogischen Konzepten wie auch in deren Größe und Erscheinung zu finden. Die Lösung der Probleme liege nicht in der Technik, der Typisierung und Standardisierung selbst, so Behnisch, sondern in der Verbindung der neuen industrialisierten Technik und dem herkömmlichen Handwerk, alle Bereiche der Aufgabe und des Ortes integrierend - die „individuelle Verwendung der typisierten Bauteile“: *„Die industrielle Produktion, der wir sicherlich ausgeliefert sein werden, mit der wir uns abfinden müssen, hat einen Teil der Probleme mit sich gebracht. Zu ihnen gehören die Kriterien der Serie und der Typisierung mit all ihren Folgen. Ich meine aber, dass diese Probleme zu bewältigen sind, dass sie sogar nicht direkt von der Technik, vielmehr vom technisch denkenden Menschen herrühren. Wir dürfen uns nicht von der Scheinlogik der Technik überwältigen lassen. Unsere Aufgabe wird es sein, typisierte Bauteile individuell zu verwenden und nach Möglichkeit mit den noch vorhandenen Bereichen handwerklicher Fertigung zu durchmischen - mit dem Ziele, lebendige, der Aufgabe, der Situation, der Zeit entsprechende Gebäude zu errichten.“*¹⁵⁹

Die Integration in die individuelle Lebensumgebung war auch hier wieder ein wesentliches Merkmal der Haltung von Behnisch. Die Schulen müssten wieder an ihren Ort gebunden sein, wo auch die Kinder, Schüler, Eltern, Lehrer in vertrauter Umgebung leben, eingebunden in den Kontext und die Strukturen des Dorfes, des Stadtteils: *„Die Schule muss vom Ort geprägt sein. In ihren Personen, ihrer Organisation, ihren Bauten. Das sollten wir nicht der Kultusverwaltung überlassen, die in allen Schulen gleiches sehen muss. Wir dürfen und müssen das Spezielle, das Individuelle suchen. Für uns heißt das also: städtebauliche Situation, Landschaft, Klima, ortsübliche Materialien, Gewohnheiten (...). Natürlich sollte die Schule offen sein für den Ort; ihre Gebäude müssen also mitbenutzt werden bei Konzerten, Theater, Feiern, in der Art, dass die anderen hineingehen können und müssen.“*¹⁶⁰

Studien- und Ausbildungszentrum der Evangelischen Landeskirche Württemberg in Stuttgart-Birkach (1971-1979)

Aufgabe und Vorbedingungen

Die verschiedenen Entwurfsstufen dieses Gebäudes zeigten besonders deutlich eine Entwicklung, die sich von den „geschlossenen“ Mitte-Konzepten abwendete und zu den noch stärker den landschaftlichen Aspekten zugewandten Gebäuden führte. Die lange Planungs- und Bearbeitungszeit hatte zur Folge, dass der ursprüngliche Wettbewerbsentwurf und der realisierte Bau sich wesentlich voneinander unterschieden. Dazu trugen sowohl die Überarbeitungsanforderungen des Auslobers, ein verkleinertes Raumprogramm, aber auch wechselnde Projektbearbeiter bei.

Horst Stockburger hatte den Wettbewerb bearbeitet; Projektpartner wurde dann Carlo Weber, dem durch Zusammenarbeit mit dem Stellvertreter des Landesbischofs der evangelischen Landeskirche Baden-Württemberg, Dr. Ströbel, als Bauherrenvertreter große Sicherheiten und Freiheiten eingeräumt wurden. Das bedeutete auch für die Vertreter der unterschiedlichen Nutzer die Möglichkeit einer gemeinsamen Entwicklung der Anforderungen und Mitbestimmung über den zukünftigen Arbeitsbereich. An der weiteren Überarbeitung waren neben Winfried Büxel auch Hannes Hübner, Hermann Peltz, Peter Kaltschmidt und Jürgen Kröpsch beteiligt.

Verschiedene Institutionen der Evangelischen Landeskirche sowie ein örtliches Gemeindezentrum sollten in dem Gebäude untergebracht werden. Der Wettbewerb beinhaltete ein dementsprechend umfangreiches Raumprogramm: Lehrbereiche für ein pädagogisch-theologisches Zentrum, ein Pfarrseminar und den Pfarramtlichen Hilfsdienst, mit den dazugehörigen Einrichtungen wie Bibliothek, Verwaltung, Dozentenräume, Gemeinschafts-, Freizeit-, Sportbereiche, Speiseräume und Wohnräume für 95 Personen. Ebenso sollte ein Gemeindehaus für die evangelische Kirchengemeinde in Stuttgart-Birkach untergebracht werden. Ein besonderer Schwerpunkt dieser Aufgabe bestand darin, eine ihrer Funktion entsprechend sinnvolle Verbindung und gleichzeitig auch die notwendige Abgrenzung dieser Einzel-Bereiche in einem gemeinsamen Gebäude zu erreichen. Die Lage in einem Neubau-Wohngebiet am Rande eines Stuttgarter Vorortes mit zwei- bis viergeschossiger Bebauung ergab für den Entwurf zusätzlich die Notwendigkeit einer gegliederten, sich dem vorhandenen Maßstab anpassenden Bebauung und bestimmte entscheidend die Orientierung der Räume und die Eingangssituation mit.

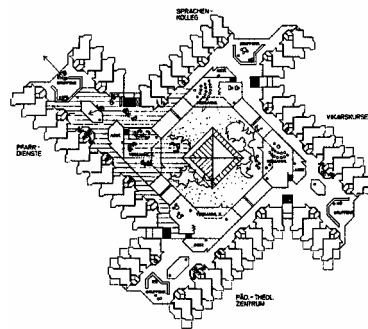
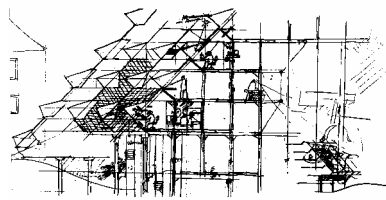
Aus dem von der evangelischen Landeskirche Baden-Württemberg ausgelobten Plangutachten, zu dem sieben Teilnehmer eingeladen waren, gingen Behnisch & Partner mit Horst Stockburger nach der Sitzung des Gutachterausschusses am 16.7.1971 als Sieger hervor. Zunächst wurde ein kompakter Wettbewerbsentwurf entwickelt, bei dem die sich verzahnenden Gebäuderiegel einen Innenhof umschließen - ein Konzept ähnlich dem schon in Oppelsbohm bzw. in Lorch verwendeten Polygon mit einer im Gebäude integrierten Mitte. Die wabenartige Anordnung der Wohnräume in den oberen Geschossen war teilweise nach unten gestaffelt und zum umgebenden Grünbereich orientiert. Die Empfehlung der Gutachterkommission verlangte insbesondere Verbesserungen bzgl. technischer und konstruktiver Fragen sowie Fragen der Nutzungsänderung bei den Lehrbereichen: *„Die Aufgabe ist in einer eigenständigen Form entwickelt, welche sich maßstäblich gut in die örtliche Umgebung einfügt. Dabei ist die Rücksichtnahme auf die Nachbarn und die Schaffung größerer zusammenhängender Freiräume hervorzuheben. Die Grundrisslösung ist unter dem Leitgedanken entwickelt, unverwechselbare Erlebnisräume zu schaffen*

¹⁵⁹ Behnisch; Fengler, a.a.O., S. 319, 323

¹⁶⁰ Behnisch; Fengler, a.a.O., S. 319, 323

und den Kommunikationsbereichen atmosphärische und räumliche Möglichkeiten zu bieten. Diese Vorzüge werden durch die ungenügende Durchbildung im Lehrbereich eingeschränkt. Die Verteilung von Innen- und Außenräumen wird in den Gemeinschaftsbereichen als besonders geglückt und räumlich sinnvoll angesehen. Die vom Verfasser angestrebte Konzeption wird in vorbildlicher Weise der gestellten Aufgabe eines kirchlichen Ausbildungszentrums gerecht, in welchem Personen verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft zum Teil über längere Zeiträume leben müssen.¹⁶¹

In der Überarbeitung wurden die unteren Ebenen mit den Lehrbereichen neu gegliedert. Durch eine Differenzierung bzw. terrassenförmige Abstufung der in den Grünbereich ragenden Wohntrakte und eine stärkere Gliederung der Außenbereiche wurde der als problematisch empfundene „äußere Eindruck des auf einer Addition von Zellen bestehenden Gesamtbildes“ gemildert, das an ein Kloster erinnerte. Nachdem das Raumprogramm verkleinert wurde, konnte dann in einer dritten Entwurfsphase durch das „Aufklappen“ der Form ein U-förmiger Bau mit einem nach Süden geöffneten, tiefer gelegten Hof entstehen, der nicht nur eine optimale Einpassung des Gebäudes in das Grundstück und seine Umgebungsbebauung erlaubte, sondern den gesamten Außenbereich räumlich in den Bau einbeziehen konnte. Ähnlich wie bei dem Progymnasium in Lorch sind - hier an den Endpunkten des Grundkörpers - terrassenartig differenzierte Gebäudeteile untergeschoben bzw. angefügt. Aufgegriffen und verfeinert wurde das Konzept mit einem offen zur Landschaft gerichteten Gebäudeinneren dann wiederum in der Hauptschule in Lorch (1978-1982).



112-116 Studienzentrum der Ev. Landeskirche in Stuttgart-Birkach:

Oben: Wettbewerbsentwurf 1971: Modell, Entwurfsskizze der Wohnzellen (Zeichnung Karla Kowalski), Grundriss 1. Obergeschoss

Unten: Modell Überarbeitungsstufe 1975, Modell realisierter Entwurf



Konzept

Das an der nordwestlichen Grundstücksecke platzierte, nach Süden aufgeweitete, U-förmige Gebäude umschließt einen abgesenkten, begrünten offenen Innenhof. Das Untergeschoss wurde auf das Niveau des abgesenkten Gartens gelegt, so dass sich zum Hof eine 2- bis max. 5-geschossige, zum umgebenden Straßenraum jedoch nur eine 2- bis max. 4-geschossige Bebauung ergibt. Die Gebäudegrundform des U's, festgelegt durch die zwei herausragenden 2. und 3. Geschosse des Wohntraktes, ist das bestimmende, geometrische Element. Gartengeschoss, Erdgeschoss und 1. Stockwerk folgen dieser geometrischen Vorgabe nicht. Sie sind durch ihre an den Endpunkten des U's ausgebreiteten, terrassenartig in das Gelände eingebetteten, untergeschobenen Gebäudeteile gekennzeichnet. Ihre über zwei bzw. drei Geschosse verlaufende Glasfassade ist zurückversetzt, so dass die Stahlbetonstützen außen stehen und der aufgeständerte Wohntrakt zusätzlich als geschlossener Körper betont wird. Neben den Vertikalen der Stützen ist das hervorspringende, verglaste Treppenelement das einzige vertikale Gliederungsmerkmal der sonst horizontal ausgerichteten Anlage. Der Gegensatz zwischen Wohnkörper zu den darunter liegenden Gemeinschaftsbereichen zeigt sich auch in Transparenz und Material. Während für die unteren Bereiche vor allem Transparenz kennzeichnend ist - zur räumlichen Einbeziehung der Grünbereiche mit einer mehrschichtigen Fassade mit Sonnenschutzelementen, dünnen Stahlbrüstungen und viel Glas realisiert - wirkt der mit graublauen Eternitplatten verkleidete Trakt mit den privaten Wohnräumen als eher verschlossener Körper. Die markanten, dreieckigen, erkerförmigen Fensterelemente - im Brüstungsbereich ebenfalls mit Eternit verkleidet - liefern zusammen mit den schräg abgeschnittenen Endpunkten die einzigen Gestaltungsmerkmale.

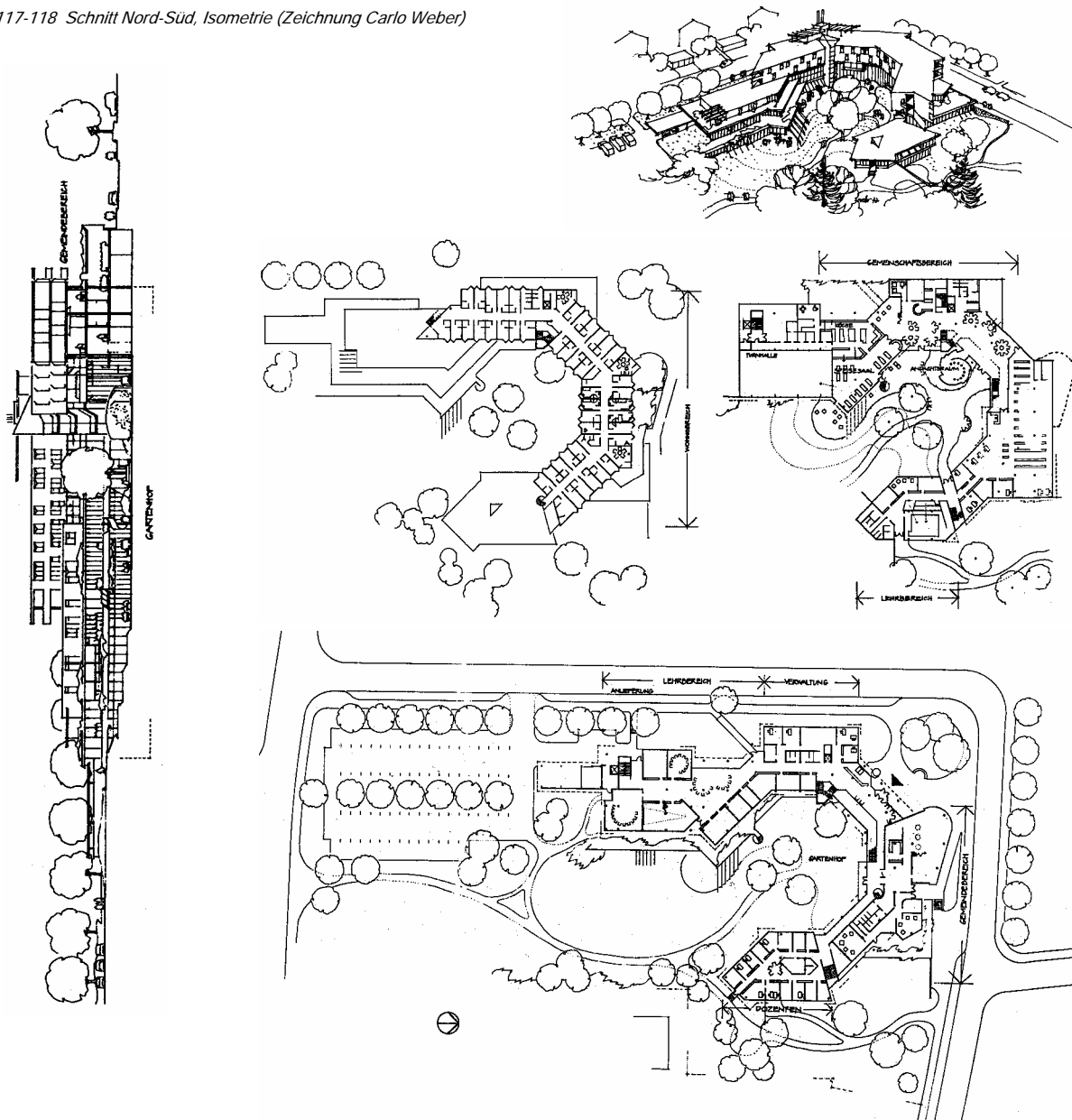
Der südwestliche Terrassenbaukörper ist zum Garten in mehrfach terrassierte Ebenen gegliedert, ist in den Hof hinein und unter die Obergeschosse der Grundform geschoben und verbindet sich durch die begrünten Dächer und Terrassen sehr wirkungsvoll mit den Grünbereichen. Die über Dächer und Terrassen fortgesetzten Begrünungen verdeutlichen hier besonders den Einsatz der Naturelemente am Gebäude als vermittelnde Ebene zur Naturumgebung.

¹⁶¹ Beurteilung Gutachterausschuss in: aw 81/1975, S. 23-32

Die starke Differenzierung und Gliederung in diesen Bereichen bewirkt aber auch eine optische Reduzierung der Baumasse. Die von der Grundfigur abweichende Form entspricht den darin befindlichen Funktionen. Das UG mit den Sportbereichen ist an der südlichen und westlichen Straßenseite im Boden versenkt, zum Gartenhof hin jedoch geöffnet. An den Sportbereich schließen sich die Gemeinschaftsbereiche mit Küche, Nebenräumen, Speisesaal und Kiosk an, ebenso wie die gänzlich in das Gelände eingelassene Bibliothek. Im Eingangsgeschoss darüber und im 1. Stockwerk enthält der Terrassenkörper die Lehrbereiche des Theologischen Zentrums, daran anschließend über den Gemeinschaftsbereichen die öffentlichen Bereiche mit der ebenfalls als Baukörper herausgeschobenen Verwaltung und dem Eingangsfoyer sowie eine Anbindung an den Parkplatz. Weitere Räume im 1. OG sind Personalwohnungen im nördlichen sowie Wohn- und Studierzimmer in westlichen Teil.

Der nördlich zur Straße herausgeschobene, eingeschossige Körper über der Bibliothek kennzeichnet durch die auffällige Form der vorspringenden, abgerundeten Ecke den Eingangsbereich ebenso wie den Gemeindebereich mit der Gemeindehalle. Deren Glasfassade wird nach innen als farblich behandelte Wand aus Sichtbeton weitergeführt, bis zum Eingang des Gemeindebereichs, und führt dann weiter zum Pfarrseminar. Sie dient als Trennelement zwischen den öffentlichen und den Gemeindebereichen. Der gemeinschaftliche Gartengeschossbereich und die öffentlichen Zonen des Foyers sind funktional und räumlich stark miteinander verbunden. Die vertikale Verbindung durch die offene Galerie wird ergänzt durch eine durch die Transparenz der Glasfassade mögliche Einbeziehung des inneren Gartenhofes. Der von dem Bildhauer Karlhenning Seemann gestaltete Andachtsraum ist als frei disponierter Körper in den Innenhof gestellt. Der östliche, flache zweigeschossige Körper ist im südöstlichen Ende ebenfalls in den Hof eingegraben und enthält Lehrbereiche sowie im EG das Pfarrseminar und den pfarramtlichen Hilfsdienst. Er ist deutlich von den anderen Bereichen abgesetzt, vertikal sind die zwei Geschosse miteinander verbunden.

117-118 Schnitt Nord-Süd, Isometrie (Zeichnung Carlo Weber)



119-121 Grundrisse 2./3. Obergeschoss (oben links), Gartengeschoss (oben rechts), Eingangsgeschoss (unten)

Konstruktion, Material, Farben

Die Konstruktion spielt bei diesem Gebäude eine untergeordnete Rolle. Das Konstruktionsraster folgt der Gebäudedrehung, ist an den Ecken des U's jeweils um 45° gekippt, mit jeweils unterschiedlichem Achsmaß und einigen Sonderstützen. Eine nach außen klare Konstruktionsstruktur wird nur durch die den Drehungen der Gebäudeachse folgenden Stützen vorgegeben, welche die Ebenen der unteren Geschosse und den Wohntrakt tragen, sichtbar vor der Glasfassade oder freistehend im Gebäude platziert. In den herausgeschobenen Baukörpern ist die Stützenstruktur zwar der des Grundkörpers angeglichen, jedoch den jeweiligen Erfordernissen angepasst. Der Beginn einer „Auflösung“ ist zu spüren.

Eine funktionale Gliederung und Differenzierung des Gebäudes erfolgt nicht durch die Konstruktion, sondern wird neben der formalen Anordnung der Körper durch die Kontrastierung von Material und durch Farben sichtbar gemacht. Das Garten-, das Eingangs- und das 1. Obergeschoss haben eine Stahl-Alu-Fassade mit fast durchgehend verglasten Flächen und blauen Fassadenelementen. Die Wohngeschosse des 2. und 3. OG sind gekennzeichnet durch graue Eternit-Fassaden und Brüstungsplatten, zudem durch die sich wiederholenden Erkerelemente. Die farbliche Behandlung der Stahlbetonwand des Gemeindebereiches - in vertikal abgestuften Tönen von blau über rot und gelb bis zu grün lasiert und von Fritz Fuchs gestaltet - dient ebenfalls zur Kennzeichnung eines Funktionsbereiches. Aber sie nimmt auch die Farben des Außenbereichs im Gebäudeinnern auf und verstärkt damit die räumliche Wirkung der Innen und Außen verbindenden Architekturelemente. Damit ist - was eine unbehandelte Betonwand nicht leisten könnte - die Farbebene als Kommunikationsmittel zum Benutzer eingesetzt. Auch viele weitere, für den Innenbereich verwendete natürliche und „naturbelassene“ Materialien mit der ihnen eigenen Farbigekeit - Ausfachungen aus Mauerwerk, Buchenholz für die nichttragenden Wände, Handläufe aus hellem Holz - dienen diesem Zweck, den Benutzer anzusprechen. Im unteren Geschoss sind schwere Materialien verwendet, die Halle mit Natursteinboden, der Speisesaal mit Parkett ausgelegt. Die Böden der öffentlichen Bereiche wie Treppen, Flure, Hallen bestehen aus eingefärbtem Kunststeinboden, sowie in den Lehr- und Wohnbereiche aus Teppichboden.

Das Problem der funktionalen und räumlichen Abgrenzung bzw. Verbindung der öffentlichen zu den privaten Bereichen und der unterschiedlichen Nutzungen ist durch den differenzierten Grundriss gelöst. Das Foyer gegenüber dem Eingang erlaubt als öffentlichster Bereich einen Durchblick von der Straße in den Innenhof, schafft eine vertikale Verbindung über die Galerie zum Gartengeschoss und verschafft so einen Überblick über die ganze Anlage. Durch die Positionierung der eigenständigen Körper im Gesamtgefüge werden horizontale Trennungen geschaffen, welche den Garten (Innen) von der Straßenseite (Außen) abschirmen und von der Mitte (Foyer) zu den Enden hin Schleusen oder Schwellen als Übergang zu den privateren Bereichen schaffen. Es ist eine klare funktionale Trennung der Bereiche erreicht. Die öffentlichen Räume - u.a. Verwaltung sowie Gemeindebereich und -saal - können eine Beziehung nach außen zur Umgebung aufnehmen. Auch die den halböffentlichen Lehrbereichen vorgelagerten Treffpunkte sind nach außen orientiert. Die Gemeinschaftsbereiche (Speise- und Aufenthaltsräume, Bibliothek) im Gartengeschoss orientieren sich allein zum Garten nach innen. So kann das Gebäude durch die Öffnung des Innenhofes die zwei Außenräume unterschiedlicher Qualität für sich nutzen, den „öffentlichen Außenraum“ und den „privaten oder inneren Außenraum“. Die öffentlichen Funktionen sind hauptsächlich nach außen und unten/innen gerichtet, die nichtöffentlichen nach innen oder oben. Die Wohnbereiche im 2. und 3. Stockwerk setzen diese Übergänge fort: Die einzelnen Wohnräume als privateste Zone sind zu Gruppen mit jeweils einem Gruppenraum zusammengefasst. Die unterschiedlichen nach innen gerichteten Bereiche treten durch die zusätzliche Verschwenkung der Körper nach innen und eine weitgehende Transparenz über den „privaten Außenraum“ in Verbindung zueinander.

Anstelle der im Progymnasium in Lorch noch „künstlich“ erzeugten Grüninsel des Innenraums wurde hier die „echte“ grüne Mitte - gestaltet von Hans Luz - mit den gleichen Funktionen geschaffen. Die Idee der Mitte(n) in Lorch konnte hier auch in einem größeren Gebäude umgesetzt und wesentlich erweitert werden. Auch die organisatorischen Komponenten der Bauten wurden ähnlich konzipiert. Bei der Hauptschule in Lorch 1978-1983 wurde dieses Konzept der teilweise umschlossenen, zum Außenraum geöffneten Mitte aufgegriffen - hier aber durch eine sowohl konstruktiv wie formal eigenständige, zentrale Halle gekennzeichnet. Mit den unter die Grundform geschobenen Körpern an den Endpunkten zeigte das Studienzentrum in Stuttgart-Birkach beginnende, konstruktive Freiheiten, die ebenfalls auf die nächsten Entwicklungsschritte bei Hauptschule in Lorch hinweisen. Auch bei der Weiterbearbeitung der Bundesbauten in Bonn mit den städtebaulichen Überlegungen zur „Grünen Mitte“ 1978/79 wurde versucht, dieses Grundkonzept auf einer anderen Planungsebene weiterzuführen (s. dazu Werkphase 5).

Bedeutung im Werk

Die mit den Olympiaanlagen in München formulierten Grundprinzipien wurden in diesem Gebäude besonders deutlich realisiert und es kann als ein besonders wichtiger Entwicklungsschritt zu einer situationsbezogenen und differenzierten Architektur betrachtet werden. Die Anpassung an den Ort und die Ausrichtung aller Funktionsbereiche an der Besonderheit ihrer Aufgabe waren die Schwerpunkte dieser Architektur.

Ihr situativer Charakter und die Integration möglichst vieler aufgabenspezifischer Faktoren wurden für die gesamten 70er Jahre das prägende Merkmal, dazu gehörte auch der Einfluss von an der Planung Beteiligten auf die Arbeit. Der Gesellschafts- und Zeitbezug, eine Vorstellung vom Leben der Einzelnen in der Gesellschaft sollte

einfließen und sich in der Konzentration auf die vielen „Sonderelemente“ äußern. Dazu gehörte auch die differenzierte Ausarbeitung aller Bereiche der Aufgabe sowie ihre funktional und räumlich optimale Zusammensetzung und Gestaltung ihrer Beziehungen. Schon im Konzept der Vogelsangschule waren die Beziehungen der Räume untereinander und zu anderen Bereichen realisiert worden als Ausdruck der gesellschaftlichen Ordnungen - in Birkach mit den feinen Abstufungen von privatem Wohnen, Unterricht und Öffentlichkeit. Als besonderes Merkmal der Beziehung der unterschiedlichen Bereiche zueinander entstand ihre Orientierung um eine Mitte, hier eine offene ‚Grüne Mitte‘. Behnischs Konzept der ‚Vielfalt in der Einheit‘ definierte diese Individualität als Bestandteil innerhalb des Gesamten.



122 Fassade zum Gartenbereich mit den Erkern der Wohnbereiche



123 Westliche Außenfassade



124 Eingangshalle mit Blick auf die von Fritz Fuchs gestaltete Wand des Gemeindsaals und Blick in den Innenbereich



125-126 Aufenthaltsbereich auf der Ebene des Gartens und Wohnbereich mit Blick in den Innenhof



Stellungnahme des Architekten

In einer Veröffentlichung 1982 stellte Günter Behnisch die Schwerpunkte dieser Arbeit heraus. „*Der Ort (...) hat Höhe, Form und Gliederung der Anlage, die Lage ihrer verschiedenen Funktionen im Haus und außerhalb desselben, seine Zugänge, das innere Wegesystem, die Lage und Orientierung ihrer Räume usw. beeinflusst. Auch bezüglich ihres materiellen, konstruktiven und formalen Aufwandes erhebt sich die Anlage nicht über die Situation.*“¹⁶² Behnisch bestätigte neben der Bedeutung des Ortes auch die gesellschaftlichen Zusammenhänge als grundlegendes Organisations- und Ordnungsprinzip der Anlage: „*Beschäftigt hat uns dabei neben vielen anderen Fragen die, wie der Einzelne wohl in einer größeren Gemeinschaft leben und arbeiten kann, ohne die eigene Individualität aufgeben zu müssen und ohne unzumutbare Ansprüche an andere stellen zu müssen. Das Problem: Individuum - Gesellschaft also - ein Problem, welches fast alle unsere Bauten mitprägt. (...) Jeder kann erkennen von innen und außen her die Vielfalt der Personen, der Gruppen, der Situationen und Beziehungen. Jeder kann sich und andere in der doch recht großen Anlage finden. Ein Bild von einer Gesellschaft, in der der Einzelne personal gesehen wird und personal die Verantwortung trägt, die eine Gemeinschaft durch Rücksicht und Anspruch, Gemeinsamkeit und Individualität, durch gemeinsame Werte, nicht aber durch Zwänge bildet. Jeder Teil übernimmt seine Funktion und ist in dieser Funktion erkennbar.*“¹⁶³

Die funktionale und formale Differenzierung der Bauten, das analytisch-strukturierende Denken von den Einzel-elementen her „von unten“ entwickelte sich als Gegensatz zu den bisher verwendeten geometrischen und konstruktiven Ordnungen „von oben“. Die Diskrepanz zwischen der „inneren Ordnung von unten her“, d.h. alle von der Grundordnung abweichenden Bereiche, und der noch im Äußeren vorhandenen, wenn auch nicht mehr dominanten, sich langsam auflösenden geometrisch-formalen Grundordnung wurde akzeptiert. Daraus entstehende Ungenauigkeiten, d.h. konkret problematische Übergänge und u.U. bauphysikalische Probleme, aber auch formal unbefriedigende Stellen wurden hingenommen.

Behnisch beschrieb, dass die Bedeutung dieser Bereiche gerade in ihrer Abweichung von der Grundordnung liege: „*Nicht die Organisation der Masse, sondern das Sich-Bewusstwerden des Individuums in der Gesellschaft ist unser Ziel. Die Organisation der Masse wird von Staats wegen betrieben. Wir fangen unten, beim kleinen an und arbeiten uns nach oben durch, in der Hoffnung, eine innere Ordnung zu finden, die von unten her zu verstehen ist. Manchmal löst sich dabei das Große, in der Architektur die Großform, die große Ordnung etwas auf (Beispiel: Altersheim Reutlingen). Vorsicht vor äußeren, geometrischen, formalen oder auch technologischen Ordnungen. Das Einzelne ist in seiner Individualität oft am besten daran zu erkennen, dass es nicht voll aufgeht im Ganzen. Scheinbare Ungereimtheiten zeigen dies an.*“¹⁶⁴

Die hier aufgezeigten Widersprüche der Ordnungen, der Konstruktion und Technik gegenüber den Ansprüchen an den Inhalt und den Besonderheiten an den einzelnen Benutzer wurde von Behnisch als ein Ausdruck der zeitgleichen, gesellschaftlichen Situation verstanden: der Starrheit der staatlichen Organisation im Gegenüber des Strebens des Einzelnen oder einzelner Gruppen nach mehr individueller Freiheit. Behnisch akzeptierte aber diese Widersprüchlichkeiten, indem er das daraus entstehende Unperfekte und Unfertige als Bestandteil seiner Architektur aufnahm.

Altenheime und Kindergärten in den 70er Jahren

Eine besondere Rolle nahmen seit Anfang der siebziger Jahre Bauten mit sozialen Funktionen ein, die neben dem Schul- und Sporthallenbau auch in den Wettbewerben stärker vertreten waren. Gleichzeitig zu den weiterhin zahlreichen Schulbauten entstanden Altenheime, Kindergärten und Bauten für die Kirche mit ähnlichen architektonischen Mitteln und Ordnungsmerkmalen, in denen besonders die Bedürfnisse der „benachteiligten“ Bevölkerungsgruppen architektonisch umgesetzt werden mussten. Gerade bei diesen Bauten traten die architektonischen Mittel zur Vermittlung zwischen Gebautem und Mensch besonders in den Vordergrund. Details und Material wurden „ästhetisiert“, um Nutzungsfunktionen und Technik - praktische Funktionen - gegenüber atmosphärisch wirksamen Elementen - symbolischen Funktionen - zurückzustellen. Ein Zitat von 1977 verdeutlichte die Gründe des Büros für die Aktivitäten auf diesem Bausektor: „*Bauten der Kirchen, kleinerer Gemeinden und kleinerer Organisationen sind in der Regel offen, anpassungsfähig. In Baden-Württemberg wurde mit dem Rathaus, mit dem Schulgebäude wohl überall der Ort oder eine Situation verbessert. In diesen und anderen Fällen trafen wir auf Offenheit, auf die Möglichkeit, Architekturaufgaben vielfältig zu bedenken. Andere Bereiche sind weniger offen. Der Wohnungsbau z.B., soweit er von größeren Organisationen behandelt wird. (...) Nur in wenigen Fällen gelingt es, den Eigengesetzlichkeiten der Organisation, Produktion, Administration ein Schnippchen zu schlagen. (...) Alles, was klein, unorganisiert, schwach, individuell ist, sollten wir unterstützen. Auf keinen Fall den ‚Apparat!‘“¹⁶⁵*

Gerade bei Gebäuden, wo die Situation oder die Ausgangsbedingungen „negativ besetzt“ waren, sollte durch Farben, Materialien und Licht sowie durch die Einbindung von Naturelementen versucht werden, einen Ausgleich

¹⁶² Günter Behnisch: Offenheit und Vielfalt, in: db 3/1982, S. 28

¹⁶³ Günter Behnisch, a.a.O., S. 28

¹⁶⁴ Günter Behnisch: z.B. Offenheit, Vielfalt, Ordnung, in: Baumeister 3/1977, S. 245-246, 262

¹⁶⁵ Günter Behnisch, a.a.O., S. 245-246, 262

zu schaffen. Mit diesen Mitteln sollte - mit dem vorne schon verwendeten Begriff von Hermann Glaser - eine „Ersatzverzauberung des Ästhetischen“ in der Architektur geschaffen werden, um eine nicht zu ändernde Ausgangssituation zu überspielen.

Ein besonderes Augenmerk wurde neben der situations- und aufgabenspezifischen Bearbeitung auf die Gestaltung von besonderen Details gelegt, die sich nicht aus der Nutzungsfunktion oder aus der Konstruktionsstruktur, d.h. aus den praktischen Funktionen ableiteten ließen. Neben ästhetischen und formalen Aspekten der Details und Farben sollten diese eine besondere Wechselwirkung mit dem speziellen Benutzer aufnehmen. Große Sorgfalt wurde insbesondere bei der Auswahl von natürlichen Materialien und Farben angewendet, da die Bedeutung des Materials gerade bei Sozialbauten wichtig war, wo viele Elemente intensiv und „nahe am Menschen“ eingesetzt werden. Die Atmosphäre des Gebäudes wurde somit bei diesen Bauten stärker über das Material und die Gestaltung mit speziellen Details betont.

In diesem Zusammenhang zeigte sich noch deutlicher die Bedeutung des Materials, dessen Beziehung zu Konstruktion, zur Funktion und zum Menschen, sowie dessen Abhängigkeit von der Art und Qualität der Bearbeitung. So wurde zwischen der tragenden, geometrisch geordneten Grundstruktur des Gebäudes, vorzugsweise aus Stahl oder Stahlbeton, unterschieden, zwischen den davon sich in Material, konstruktiven und geometrischen Ordnungen absetzenden Bereichen im Innern (auch nach außen wirkend), sowie den ganz gezielt „nahe am Menschen“ verwendeten Materialien. Material und Farben dienten auch als Mittel, eine Lösung von vorgegebenen, geometrischen und konstruktiven Ordnungen zu versuchen, die Behnischs Vorstellungen nicht entsprachen oder entgegenstanden sowie als Mittel, „Schwächen“ anderer Architekturelemente zu überdecken.

Schon im *Heim der Hymnus-Chorknaben (1966-1970)*, das ebenfalls noch einen Kindergarten, einen Gemeindesaal und ein Postamt beherbergte, wurden die Farben und Materialien als eigene Gestaltungsebene eingesetzt mit dem Hintergrund, eine den Nutzern verständliche und angenehme Atmosphäre zu schaffen. Eine hier verwendete Verkleidung aus grauem Eternitschiefer wurde dann etwas später beim Altenheim in Reutlingen mit von ihrer Wirkung her ähnlichen Holzschindeln ausgeführt. In der Baubeschreibung hieß es: *„Der Chorsaal sollte in seiner inneren und äußeren Gestaltung der Mentalität der Kinder gerecht werden. Gestrichene Betonsteine und unkomplizierte Detailausbildung sollten ein ansprechendes Milieu schaffen. (...) Die Farben wurden innen und außen nicht zur Betonung und konsequenten Zusammenfassung von Bauelementen und Materialien angewandt, sondern als räumliche und ‚atmosphärische‘ (gestalterische) Ergänzung des Hauses. Dabei wurden die Farbflächen in ihren räumlichen Begrenzungen ohne formale Bindungen an Bauelemente über die gebaute Struktur gelegt.“*¹⁶⁶

Alten- und Pflegeheim Ringelbachstraße in Reutlingen (1971-1977)

Im Wettbewerbsentwurf für das Alten- und Pflegeheim in Reutlingen 09/1971 (1. Preis) sollten - so der Erläuterungsbericht - die *„Bindungen aus der Situation“* sowie auch durch das bereits vorhandene, alte Gebäude bestehende *„funktionelle Bindungen“* berücksichtigt werden, vor allem aber bestimmten *„den Charakter der Anlage (...) jedoch die Bedürfnisse der alten Menschen, die wiederum vom Alterungsprozess bestimmt sind. (...) Die Wohnbereiche bieten größte Privatheit. Die mit einfachen Mitteln variierten Wohnräume (Eingangsbereich, Schlafnische, Erker, Loggia) erleichtert den Bewohnern die Umstellung auf ihre neue Umgebung. Die räumlich differenzierten Flure (Nischen, Sitzecken mit Ausblick zur Straße, zum Park, intime Leseplätze, Bereiche mit Pflanzen und Tieren, Wasserbecken, gemütliche alte Möbel) bieten Ansatzpunkte für neue menschliche Kontakte, erleichtern die Orientierung und regen zum Wandeln und zur Betätigung an.“*¹⁶⁷

Damit waren die Ebenen vorgezeichnet, auf die sich das Entwurfskonzept begründete: Die Erfüllung der funktionellen Raum-Zweck-Bindungen, die Integration der situationsbezogenen Aspekte und die Schaffung eines Charakters, der bestimmt sein sollte durch die Nutzerbedürfnisse. So dienten die vorgegebenen Dreiecksformen als äußerer Rahmen für eine im Innern sich davon absetzende, an den Inhalten der Aufgabe (den Bedürfnissen der Nutzer) sich orientierende Ordnung. Das neue Gebäude, von Dieter Herrmann entworfen und zusammen mit Klaus-Dieter Keck geplant, sollte ein bestehendes Altenheim aus den 20er Jahren erweitern und zusätzlich auch Pflegeplätze schaffen. Noch während der Planungen wurde in Reutlingen ein veränderter Bedarf an noch mehr zusätzlichen Pflegebetten erforderlich, so dass eine Station des Altenheims in eine Pflegestation umgewandelt werden musste. Im Altenheimbereich wurden 3 Stationen mit insgesamt 51 Betten, im Pflegebereich 5 Stationen mit insgesamt 82 Betten geschaffen, zusammen mit den vorhandenen Heimzimmern im Altbau eine Kapazität für 175 ältere Menschen, für die alle Gemeinschaftseinrichtungen zu planen waren.

Zwei dreiecksförmige, nach Süden (Pflegeheim) und Südwesten (Altenheim) jeweils zum Gartenbereich orientierte Baukörper überlagern sich an zwei Ecken, dort verbunden durch einen Verbindungsgang. Das Gebäude ist weit an die nördliche Erschließungsstraße platziert, um großzügige Grünflächen im Süden zu erhalten. Der Neubau ist von dem in der nordöstlichen Grundstücksecke gelegenen Altbau deutlich abgerückt und durch einen schmalen, gedeckten, ebenerdigen Glasgang angebunden, an dem ein sechseckiger Pavillon den Eingang markiert. Dem mittleren Baukörper sind im Erdgeschoss flache Gebäudeteile vorgelagert, im Norden versehen mit Versorgungsbereichen und Nebenräumen wie Küche und Anlieferung, im Süden in die Grünbereiche des Parks hineingreifend. Hier ist das Erdgeschoss zu einer Halle mit den öffentlichen Bereichen ausgeweitet, die Funktio-

¹⁶⁶ Behnisch & Partner; Dieter Herrmann: Heim der Hymnus-Chorknaben, in: db 11/1972, S. 1212

¹⁶⁷ Aus dem Erläuterungsbericht zum Alten- und Pflegeheim in Reutlingen, September 1971, AB

nen wie Speisesaal, Aufenthaltsräume aufnimmt und über eine Terrasse die Verbindung zu den Außenbereichen herstellt. Ein sogenannter „Stützpunkt“ beinhaltet sowohl unterstützende Funktionen für die Bewohner, wie auch einen Gemeinschaftsbereich für Veranstaltungen. Diese Sondereinrichtungen stehen nicht nur Bewohnern der Anlage zur Verfügung, sondern auch älteren Menschen aus der Umgebung. Die vier darüber liegenden Geschosse mit den Pflegezimmern im mittleren und den Altenzimmern im westlichen Körper entsprechen der dreiecksähnlichen Grundform, im Schwerpunkt befindet sich jeweils eine von oben belichtete Halle mit den Erschließungselementen.

Das Grundkonzept der Anordnung der Bereiche - Konzentrierung um jeweils eine Mitte und Verwebung der Erdgeschosszonen auch mit dem Grünbereich - ist deutlich am Progymnasium von Lorch und auch an dem wenige Monate vorher entstandenen Entwurf für das Patentamt in München orientiert. Nur im Formalen der zwei dreieckigen Grundfiguren, die miteinander wie die Kreise in München zu einem Gesamtgefüge überlagert sind, unterscheiden sich die Entwürfe. Die freien Ecken greifen in den umgebenden Park ein, so dass jedes der nach Süden, Westen und Osten orientierten Zimmer einen Balkon und eine Verbindung zum Grünbereich hat. Das prägende äußere Merkmal sind die spitz vorspringenden Erkerbereiche der Zimmer und die dazwischenliegenden, begrünten Balkone, die durch die schräg gestaffelte Aufreihung der Zimmer an den Außenkanten entstehen. Sie verleihen dem Gebäude nicht nur ein unverwechselbares Erscheinungsbild, sondern kennzeichnen auch die einzelnen Zimmer als eigentlichen Grundbaustein des Entwurfes und können im übertragenen Sinn als Symbol für die Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft gelten. Die Verkleidung aus den schuppenartig angeordneten Red Cedar Holzschindeln prägt ebenfalls stark das äußere Erscheinungsbild: Es stellt den Zusammenhang der differenziert gegliederten und individuell gestalteten Bauteile her, um die Größe des Gebäudes durch Differenzierung und Materialwahl zu reduzieren. Die Verwendung von Glasflächen zusammen mit der Holzverkleidung unterstreicht die integrativen Merkmale des Hauses: Glas als optische Öffnung des Inneren zu den Außenräumen und umgekehrt die Anpassung des Gebäudes an sein Äußeres durch die Verwendung der Holzschindeln.

Die differenzierte Gestaltung der Zimmer, bestehend aus Eingangsbereich, Garderobennische, Sanitärbereich, Bettische, Erkerplatz und Balkon, sowie die Ausgestaltung des Außen-Innen-Übergangs wurde mit besonderer Sorgfalt bearbeitet. Jedes Altenzimmer hat einen vollverglasten Erker mit Blick ins Grüne und einen Balkon, jedes Pflegeheimzimmer einen Austritt auf eine Terrasse bzw. einen gemeinsamen Balkon. Die Privatbereiche können von jedem der Bewohner selbst mit Möbel und privaten Gegenständen gestaltet werden. Die Gemeinschafts- und Flurbereiche im Innern sind durch Nischen und Sitzbereiche gegliedert und einheitlich von den Architekten mit Möbeln und Lampen ausgestattet. Besondere Bereiche wie Wintergärten, mit Pflanzen ausgestattete intime Leseplätze und Terrassen mit Blick in den Garten, Wasserbecken, Volieren und Aquarien an den Verkehrszonen sowie andere kleinere Elemente für verschiedene Funktionen - z.B. Ablagen, Blumenbänke und Vitrinen - sollen die persönliche Atmosphäre des Hauses betonen. Die Proportionierung der Fenster, die Gestaltungselemente des Balkons und die „kleinen Dinge“ betonen nicht nur das Zimmer als Grundbaustein des Entwurfes, sondern sind neben Material und Farben weitere Vermittlerelemente zum Nutzer. Sie sind auch bewusst eingesetzt, um Nachteile anderer Gestaltungsbereiche auszugleichen. Entscheidend ist die sinnliche und atmosphärische Behandlung des Materials, das den direkten Kontakt zum Benutzer sucht. Es soll in der ihm eigenen Qualität wirken, nicht verfremdet oder mit anderen Bedeutungen belegt sein. Die Anmerkungen Behnischs unterstreichen den Grundgedanken der „kleinen Dinge“:

1974: *„Möglicherweise sieht das Gebäude von außen unverständlich aus, es war aber gerade unsere Absicht, in dieser Situation die Größe der Anlage nicht mehr erkennbar zu machen. Im Laufe der Bearbeitung haben wir dem Entwurf jede Härte weggenommen. Hatten wir ursprünglich ein flaches Dach vorgesehen, so haben wir diesem am Schluss auch noch ein geneigtes Dach aufgesetzt.“*¹⁶⁸

1977: *„Wir leben in der Welt; im geschützten Wohnraum und gleichzeitig im Garten. Wir können auswählen, wohin wir uns öffnen wollen, was wir in unsere Welt mit einbeziehen wollen - und auch wie das geschehen soll. Wir sind nicht gezwungen, Hässlichkeiten unbearbeitet zu akzeptieren; wir können unser Vorfeld beeinflussen mit Hilfe von Glasunterteilungen, Gittern, Vorhängen, Sonnenschutz..., können so nicht direkt Beeinflussbares überspielen, korrigieren, akzeptabel machen, können Fremdes, Außenliegendes mit unseren ‚Proportionen‘ überziehen, zu unserem machen. Wir können uns einrichten in unserer Welt. (...) Das Altenheim Reutlingen: wie warm ist es an kalten Tagen, hinter Glas in der Sonne. Das ist eine andere Wärme als die des Radiators, ein Fenster, im Sommer verschattet, mit Lüftungsschlitzen, zum öffnen (...), das ist eben mehr als eine Vorhangswand; das ist reaktionsfähiges, anpassungsfähiges Element, nutzbar durch Bewohner. Kleine Glasscheiben, große Scheiben, unterteilt, verschattet, von Dachflächen überdeckt, Blumen davor, dahinter, ein Balkon davor (...) sicher kleine Dinge, die jedoch lebendig und freundlich uns gegenüber sind.“*¹⁶⁹

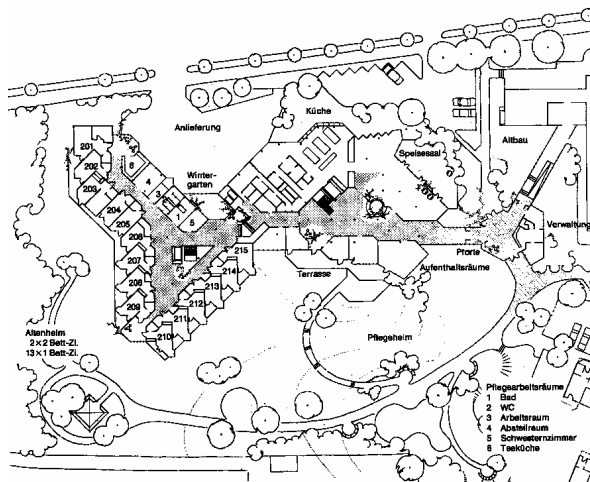
Eine sehr ähnliche gestalterische Formulierung, eine Bevorzugung der natürlichen Materialien, die Material als sinnlich zu bearbeitende Ebene auffasst, sollte im Wettbewerb für die *Altenwohnanlage Stuttgart-Neugereut (01/1978)* verwendet werden. *„Nur bei der Tragkonstruktion und bei der Haustechnik werden die Materialien von unveränderbaren Zwängen bestimmt sein. Dort, wo die Wahl besteht, sollten jedoch die Materialien gewählt werden, die den Bewohnern vertraut sind: im Wohnbereich Holz, Tapeten, Teppich, Baumwollvorhänge, im öffentlichen Bereich Naturstein, Keramik, Pflanzen, Wasser etc. Im besonderen Maß gilt dies für die Zimmer des Pflegeheims, die nicht nach den Richtlinien der Krankenhausträger eingerichtet sein sollten.“*¹⁷⁰

¹⁶⁸ Günter Behnisch: Text zum Altenheim Reutlingen, November 1974, AB

¹⁶⁹ Günter Behnisch: Offen, leicht, nicht belastend, selbstbewusst ... sollte die Grundstimmung unserer Gebäude sein, in: *Glasforum* 3/1977, S. 3-4

¹⁷⁰ Aus dem Erläuterungsbericht zur Altenwohnanlage Stuttgart-Neugereut, Januar 1978, AB

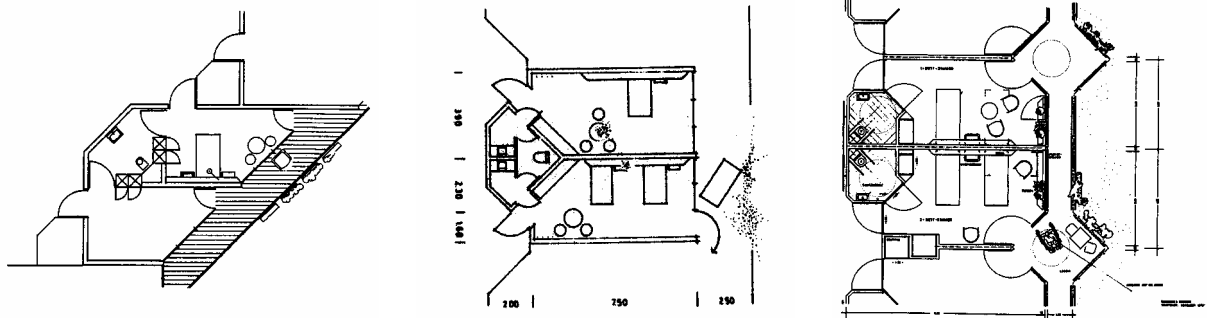
Hier wurde zudem die Dialektik zwischen den technisch bestimmten Grundstrukturen des Gebäudes und dem „Sekundärbereich“ hervorgehoben, der durch Elemente bestimmt sein sollte, welche die Wirkung der technischen Ebene relativieren und die Assoziationen im Nutzer hervorrufen sollte. Auch die weiteren Altenheimentwürfe der späten 70er Jahre, so das Altenpflegeheim in Pforzheim 11/1978 und das Altenzentrum Herrenberg 11/1978, waren an die Anlage in Reutlingen angelehnt.



127-130 Alten- und Pflegeheim Ringelbachstraße in Reutlingen 1971-1977: Grundriss Eingangsgeschoss, südliche Gebäudeecke mit Erkern und Balkonen, Verbindungsgang zwischen Alt- und Neubau, Laube

Altenpflegeheim „August-Kayser-Stiftung“ in Pforzheim (1978-1982)

Gerade das Altenpflegeheim Pforzheim - in Projektpartnerschaft mit Hartmut Niederwörmeier entstanden - weist deutliche Ähnlichkeiten zum Studienzentrum in Stuttgart-Birkach auf. Insbesondere in Bezug auf die „Ordnung von unten“ und die „Auflösung der Großform“ knüpft es an die im Zusammenhang mit dem Studienzentrum formulierten Gedanken an. Die Gestaltung der Pflegezimmer ist schon in den Altenheimen in Reutlingen und im Wettbewerbsentwurf für Stuttgart-Neugereut 01/1978 ähnlich: In die Flurzone herausgeschobene Sanitärbereiche bzw. Eingangsbereiche vermeiden einen korridorartigen Flur, und dreiecksförmig hervorspringende Erker oder Balkonelemente gliedern die äußere Gestalt. In Pforzheim sind nun die Dreiecke Bestandteil eines Laubengang ähnlichen Umgangs, gleichzeitig Begegnungsort und Fluchtbalkon.



131-133 Pflegezimmergrundrisse der Altenheime in Reutlingen 1971-1977, Stuttgart-Neugereut 1978 (Wettbewerb) und Pforzheim 1978-1982

Die Anlage ist ebenfalls eine Erweiterung zu einem bestehenden Altenheim von ca. 1900 und einem Erweiterungsbau aus den 50er Jahren mit einem Pflegeheim. Der problematische Nordsteilhang mit Panoramablick über Pforzheim und die notwendige, enge betriebstechnische Anbindung von drei Bauten aus verschiedenen Zeiten

prägen die äußeren Bedingungen der Aufgabe. Die offene Mitte mit einem „Sonnenhof“ ist nach Süden orientiert, allerdings mit einer anderen Qualität: Sie ist viel geschlossener als der Hof in Birkach und kann den bestehenden, am Nordhang des Gebäudes gelegenen Park nicht in das Gebäude einbeziehen. Die Angliederung des eigenständigen Neubaus erfolgt durch eine Abstufung des Baus dem Steilhang entsprechend, Teile sind in den Hang eingegraben.

Die hier stärker vorhandene formale Ordnung des quadratischen, an einer Ecke nach Süden aufgeklappten Baukörpers - notwendig durch die Gleichartigkeit der erforderlichen Pflegezimmer - entspricht nicht der Tendenz zur formalen Auflösung in der Entwicklung. Das Gebäude zeigt aber dafür deutlicher als in Reutlingen und im Unterschied zu Birkach eine stärkere Betonung der Konstruktion. Deren einzelne Bestandteile sind außen wie innen zerlegt, deutlich sichtbar und differenziert, u.a. durch die unterschiedlichen Materialien wie Beton, Holz und Stahl, und durch die farbige Behandlung insbesondere der innenliegenden Stahlträger und Stützen mit warmen Weiß-, Gelb- und Blautönen. Die teilweise gelochten, auskragenden Stahlträger des Daches stoßen durch die Fassade des obersten Geschosses. Auch die auskragenden, dreieckig vorspringenden Stahlbetondeckenplatten der Balkone verdeutlichen die Materialdifferenzierung: Die terrassenartig gegliederten Fassaden sind in den Pflegegeschossen aus Holz, in den oberen Gemeinschaftsbereichen aus Metall und vermindern die starke quadratische geometrische Form. Insofern kann die Auflösung und starke Differenzierung der konstruktiven Ordnung auch als eine „Auflösung der Großform“ verstanden werden.



134-136 Altenpflegeheim August-Kayser-Stiftung in Pforzheim 1978-1982: Luftbild, Fassade mit Balkonen an der Nord-West-Seite, Eingangshalle

Kindergarten Pelikanstraße in Stuttgart-Neugereut (1973-1977)

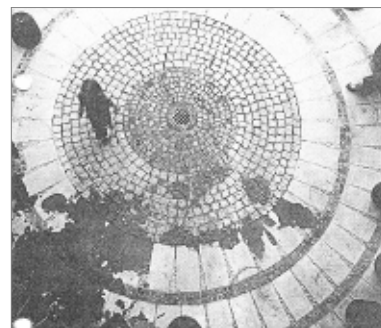
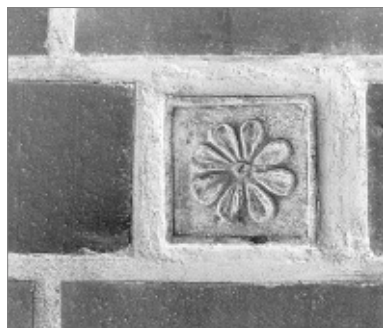
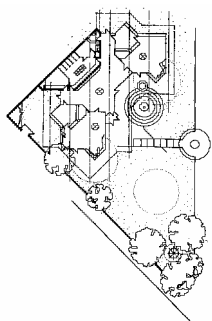
Das Büro erhielt 1973 den Auftrag für das Projekt, das von Christian Kandzia bearbeitet wurde. In der Nachbarschaft großer Wohnblocks und -hochhäuser der 60er und 70er Jahre war zunächst an eine Wagenburg aus hölzernen Wohnwagen gedacht, dann wurde der Umbau eines alten, ausgedienten Neckarschiffes als Lösung vorgeschlagen. Unter mehreren möglichen Schiffen, die u.a. auch im Hafen von Speyer gefunden wurden, bot sich dort eines als realisierbare und preiswerte (ca. 10.000,- DM) Lösung an. Es sollte zerlegt und in Neugereut wieder zusammengesetzt werden. Auf Wunsch des Bauherren wurde dann aber eine konventionelle Lösung realisiert.

Das Gebäude steht im Kontrast zu seiner Umgebung und ist stark durch seine Materialien und Detaillierung geprägt. Es ist gekennzeichnet durch die Verbindung von Funktion und kinderbezogenen, spielerischen Elementen. Der Entwurf von Christian Kandzia zeigt eine einfache, linear verlaufende Holzkonstruktion mit Stützen und Trägern aus Schichtholz, unter der die Räume konstruktions-unabhängig aus nichttragenden Wänden angeordnet sind. Je zwei nach Südosten orientierte Gruppen- und Aufenthaltsräume sind um eine große Halle gruppiert. Auch der Verlauf der Außenkante des Daches ist unabhängig von der Konstruktion und auch von den Raumkanten, so dass überdachte Nischen und Freibereiche entstehen. Sie sind mit Spielelementen ausgestattet, markieren den Eingang oder dienen als mit Kletterpflanzen überwachsene Pergolen. In einem massiven Mauerwerkskern im Nordwesten des Grundstücks sind die Sanitärebereiche und das Büro der Leiterin untergebracht.

Der Anschluss der Stützen an die Träger ist mit dreieckigen, farbigen Stahllaschen betont, die nicht nur der Kipp-sicherung dienen, sondern die Fügung der Teile in einer für Kinder ansprechenden Weise hervorheben. Die Modellierung der Außenbereiche um das Gebäude dient zum einen als Spielzone, bildet aber auch neben den verglasten Hallenbereichen den architektonisch gestalteten Übergang von innen nach außen. Die sorgfältige Ausgestaltung der kleinteiligen, differenzierten Bodenflächen mit unterschiedlichen Texturen, Spielelementen und Bepflanzungen soll die enge Beziehung der Kinder zu „ihrem“ Gebäude fördern: Dem Holzpflaster im Wechsel mit Steinpflaster unterschiedlicher Größe, kleinen Steinen und Sand sind jeweils ihre Aufgaben zugeordnet, ein Wasserbecken aus Steinpflaster wächst aus dem gleichartigen Bodenbelag, abfließendes Regenwasser wird in ein Wasserspiel geleitet.

Aber nicht nur in Verbindung mit den architektonischen und konstruktiven Funktionen wurden die Details entworfen. So wurden zahlreiche Kleinigkeiten als haptische oder optische „Spielereien“ eingebaut, die eine Bereicherung für die Kinderwelt darstellen sollen. Die vorwiegend natürlichen Materialien der Konstruktion setzen sich auch in der Ausgestaltung der Innenräume fort: Unterschiedliche Materialien wie Birkenholz und Seekiefer,

Backstein, Wandmuster und Stoffe wechseln sich ab. Natürliches Licht fällt durch kleine Fenster mit farbigen Gläsern und wird ergänzt durch künstliches Licht, dass durch sternförmige und runde Elemente sowie Lichtkuppeln betont ist. Kleinteilige Formen und besondere Orte sollen in Verbindung mit der Wirkung des Materials eine Beziehung zu den Kindern schaffen. Dazu bieten die Nischen der vieleckigen Gruppen- und Aufenthaltsräume zahlreiche Möglichkeiten für kinderbezogene Funktionen, z.B. Erker und niedrige Spielflächen mit Fenstern, nachträgliche Einbauten mit Zwischenebenen. Das Material ist dabei nicht verfremdet, sondern „material-ehrlich“ im Sinne einer sinnlichen Wirkung und Wahrnehmung eingesetzt und soll dazu beitragen, die Distanz des Benutzers mit seiner Umgebung, dem Gebäude zu vermindern.



137- 145 Kindergarten Pelikanstraße in Stuttgart-Neugereut 1973-1977:
 Oben: Grundriss, Kindergarten und Umgebung von Süden, Eingangsbereich
 Mitte und unten: Begrünte Garten- und Spielbereiche, Details im Innen- und Außenbereich

Behnisch verwies ausdrücklich auf die Bedeutung des Zusammenhangs von Form und Material, welche zusammen die Wirkung bestimmen sollten: „Das Formale sollten wir mit Vorsicht behandeln, zumal es uns so leicht von der Hand geht. Mancher glaubt, er könne das Formale einsetzen in der Art wie: konkav = bergend, konvex = abwehrend, niedrig = gemütlich und Tannenholz = natürlich. Er übersieht dabei, das Konkav die Höhle aus Erde oder Stein war, die uns tatsächlich geborgen hat und an die wir uns erinnern, dass das Konkave im Zusammenhang mit Blech oder Kunststoff eben nicht mehr die Höhle ist und uns nicht mehr birgt, dass wir - indem wir konkav nur als Form verwenden - manipulieren, täuschen und ausliefern.“¹⁷¹

Bei den Sozialbauten und Kindergärten lag in der Bearbeitung des Materials und in der Ausformung besonderer Orte ein Schwerpunkt, der auch altersgerechte Fähigkeiten der Wahrnehmung berücksichtigen konnte. Die haptischen, sinnlichen und natürlichen Qualitäten des Materials und die Detaillierung des speziellen Ortes sollten insbesondere die kindliche Wahrnehmungsfähigkeit ansprechen. Dazu Behnisch: „Kinder erfahren durch Anschauung. Was schauen Kinder an? Ein äußerlich perfektes Bausystem - für viele Zwecke entwickelt, kunststoffbeschichtete Blechplatten, abwaschbar (...) oder sichtbares Licht; warmes wohlriechendes Holz; eine massive Backsteinwand, die von sich aus steht; weich geformte Holz Möbel; Spitzengardinen; Sonnenflecken und Schatten unter einer mit Glyzinen überwucherten Pergola; sorgfältige handwerkliche Arbeit; Regen, den wir hören, sehen, riechen; ein Baum vor dem Fenster, der sich im Winde bewegt, der wächst ... Würde es uns nicht gefallen, in der

¹⁷¹ Günter Behnisch, in: Behnisch & Partner, Arbeiten aus den Jahren 1952-1987, a.a.O., S. 80

Kinderwelt eine Anzahl sinnvoller Einzelheiten zu sehen, Dinge, die durchaus profanen Zwecken dienen, die für sich und für ihre Aufgabe stehen, die darüber hinaus gemeinsam sich ansiedeln im Reiche der Phantasie, der Poesie. Kleinigkeiten können das sein; ein Lichtstern, Muster in der Wand ... Dinge, die erkennen lassen, dass wir uns hingewendet haben zu der Welt des Kindes, dass wir überwunden haben das, was zwischen uns steht: das Alter, Reißbrett, Kostenberechnungen ... Ehrgeiz, Architektur.¹⁷² Ebenso große Bedeutung maß er der Art der Herstellung des Gebäudes, dem Einsatz des Lichtes und der besonderen Farbwahl bei: „Nicht das Maschinenprodukt - das ja auch verwendet wurde -, nicht der Leuchtkörper, nicht die geometrische, formale Ordnung waren wichtig. Vielmehr wurde das Licht sichtbar gemacht: der Baum, der Strauch, Wolken und Himmel rücken in den Mittelpunkt. Nicht Farbigkeit war das Ziel, sondern das, was Farbe bewirken kann, war uns wichtig. Differenzierte Farbtöne erleichtern das sinnliche Erfassen der Situation (...). Wir meinen, eine lebendige, sich stetig verändernde Welt für Kinder hat so ihre architektonische Gestalt gefunden.“¹⁷³

Die Bedeutung des Kindergartens für Behnisch wird auch dadurch deutlich, dass er ihn in der Darstellung seines Werkes bis heute immer wieder als Beispiel aufführt. In einer Betrachtung 1993 beschrieb er den Zusammenhang zwischen der Anwendung von industriell gefertigten Produkten und deren Wirkung auf Kinder. Aufgrund deren Austauschbarkeit könnten keine individuelle Beziehungen aufgebaut werden, eine Aneignung sei nicht möglich. Die Lösung sah er sowohl in einer weitgehenden Vermeidung solcher Elemente, aber auch in der Art ihrer Verwendung: „Zunächst werden wir versuchen, mit möglichst vielen individuellen Elementen zu arbeiten. Dabei gibt es jedoch Grenzen; schon wegen der Kosten. Die handwerklichen Produkte sind viel teurer als die industriell gefertigten bei uns. Dann gibt es die Möglichkeit, die industriell gefertigten Produkte zu überarbeiten mit dem Ziele, aus kollektiven Elementen individuelle zu schaffen. Das wird bei dem einen oder anderen Produkt möglich sein. Am meisten Erfolg verspreche ich mit allerdings, wenn wir versuchen, mit kollektiven Elementen, die wir nun mal verwenden müssen, individuelle Situationen zu schaffen, individuelle und poetische Situationen.“ Der Versuch, wie im Kindergarten in Neugereut über das Material Beziehungen aufbauen zu können, sei damit unter den gegebenen Möglichkeiten der Produktion nur bedingt möglich. Die „kollektiver“ Elemente sollten nun auf eine andere Art bearbeitet werden, die eine nicht mehr sinnliche und auf das Material bezogene sei. Behnisch weiter: „So müsste es doch z.B. möglich sein, auch mit diesen Elementen diejenige Stimmung herzustellen, die entstand, als im Sommer bei Sonnenlicht und bei halb geöffnetem Fenster der leichte Wind die Spitzengardine bewegte und Licht und Schattenspiele in den Raum zauberte. Höchstwahrscheinlich ist es nicht einmal das Materielle, zu dem wir Beziehungen aufbauen. Höchstwahrscheinlich sind es die ästhetischen Werte. Diese geben an die Art und Weise, wie wir mit uns und unserer Welt umgehen. Wohl sind diese auch im Materiellen, darüber hinaus aber auch dazwischen, in Situationen.“¹⁷⁴ Dieser Hinweis dokumentierte eine zum Zeitpunkt des Zitates schon vollzogene Entwicklung des Umgangs mit dem Material, die auf dessen „Entmaterialisierung“ im Zusammenwirken mit den immateriellen Mitteln von Licht und Bewegung zielte.

Landesgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes der Evangelischen Landeskirche Württemberg / Herbert-Keller-Haus in Stuttgart (1979-1984)

Aufgabe und Vorbedingungen

Ein zentrales Thema Behnischs der 70er Jahre war das Auseinandernehmen, die Differenzierung und in den 80er Jahren sogar das Aufgeben von geometrischen und konstruktiven Grundstrukturen. Im Unterschied zu den bisherigen Entwürfen stammte hier die vorgegebene konstruktive Grundordnung nicht von Behnisch selbst, sondern aus dem Vorentwurf des Bauträgers und war in einigen Punkten bindend. Der Umgang mit vorgegebenen konstruktiven, wie auch städtebaulichen Zwängen kam insofern der gerade vollzogenen - mit der zuvor entworfenen Hauptschule in Lorch 1978-1982 aber schon weitergeführten - Entwicklung Behnischs entgegen, bildete geradezu eine Herausforderung, die vorgegebenen Grenzen so weit wie möglich zu lockern und mit besonderen Anlässen zusätzlich zu den rein praktischen Funktionen zu ergänzen.

In diesem Gebäude waren die sozial-gesellschaftlichen Komponenten sowohl für den Bauherren, die Evangelische Landeskirche Württemberg, als auch für den Architekten von entscheidender Wichtigkeit. Der Bau knüpfte insofern auch an die Merkmale von Birkach und Pforzheim an, thematisierte aber besonders die schon angesprochene zeitbezogene Akzeptanz und Integration von Widersprüchlichkeiten sowohl auf der gesellschaftlichen wie auch auf der architektonischen Ebene. Wesentliche Mittel zur Darstellung dieser Kontraste waren der Umgang mit Konstruktion, Material, Farben und Naturelementen.

Die evangelische Landeskirche Württemberg benötigte Räumlichkeiten für das Diakonische Werk, eine karitative Organisation, die wirtschaftlich und sozial schwache Menschen unterstützt. Es sollten Büro- und Konferenzräume mit einer Cafeteria geschaffen werden, die ihren karitativen Sinn und Inhalt auch in der inneren und äußeren Gestaltung zeigen sollten - als Zeichen für die Nutzer und als Zeichen für den Ort. Das Grundstück war Teil des Neubaugebietes „Löwentorzentrum“, dessen Bebauung eine dichte, intensive Nutzung mit vorwiegend Büro- und Verwaltungsflächen vorsah. Einige Teile der Vorplanung waren stark bindend, so z.B. die Grundstruktur der Stüt-

¹⁷² Behnisch & Partner: Erkennen durch Anschauung, in: Bauen + Wohnen 1/1977, S. 417f

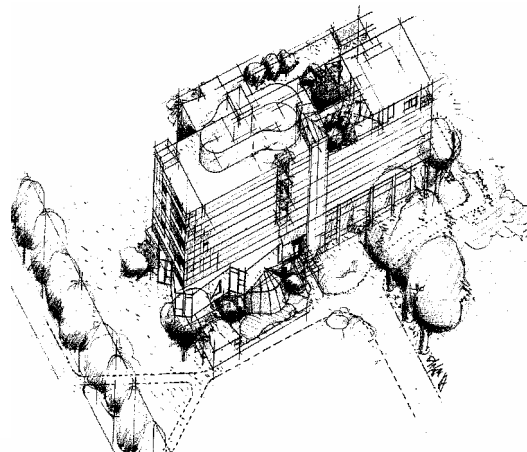
¹⁷³ Behnisch & Partner: Kindergarten Stuttgart-Neugereut, in: Architektur + Wohnwelt 12/1977, Nr.6, S. 477

¹⁷⁴ Günter Behnisch: Architektur und Individuum. Vortrag zur Tagung in Tallin am 12.9.1993, AB

zen, die aus den zusammenhängenden Tiefgaragenflächen abgeleitet war, aber auch Bebauungslinien und Gebäudehöhen.

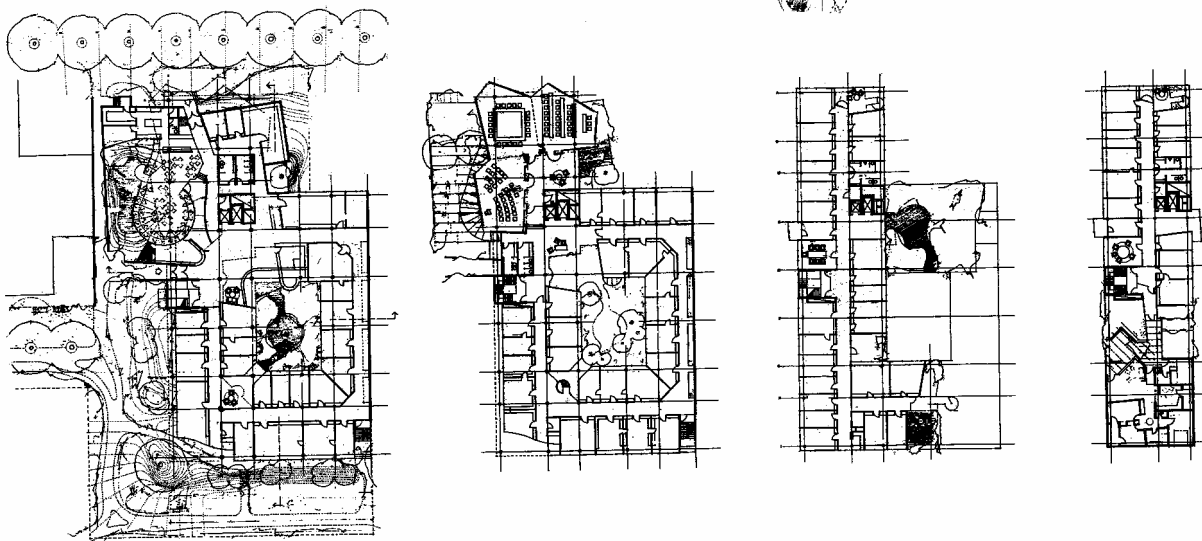
Der von Gerald Staib bearbeitete Wettbewerbsentwurf und dann geplante Bau sollte den Widerspruch von diesen Vorgaben und der Aufgabe des Diakonischen Werkes thematisieren. Sämtliche durch die Vorplanung und den Ort vorbestimmten, nicht gewünschten Gegebenheiten sollten so weit wie möglich zurückgehalten, sowie alle gewünschten, der Aufgabe inhaltlich entsprechenden und erforderlichen Funktionen aus Sicht von Bauherrn, Nutzern und Architekten im Gebäude integriert werden. Sich gegenüberstehende und scheinbar unvereinbare Wertvorstellungen sollten auch im Gebäude offengelegt und im Kontrast zueinander dargestellt werden. Im Erläuterungsbericht wurden diese Widersprüche beschrieben: „Schwer kann man sich widersprüchlicheres vorstellen: Auf der einen Seite eine Planung, die geprägt ist von dem Bemühen, erworbenen Grund und Boden extrem zu nutzen (...) und auf der anderen Seite das ‚Diakonische Werk‘, dessen Arbeit den Alten und Behinderten, wie sozial gefährdeten Kindern und Jugendlichen, Kranken, Suchtkranken, psychisch Kranken, Gefährdeten (...) gilt. (...) Der skizzierte Widerspruch muss erkannt werden und muss erkennbar bleiben. Dieser Widerspruch kann nicht durch ‚Schönheit‘, nicht durch ‚Gestaltung‘, ‚Design‘ oder ähnliches gelöst werden. (...) Es besteht aber auch nicht der Freiraum, der es ermöglichen würde, die fremdbestimmten Vorgaben und Einengungen real aufzulösen - einfach deshalb, weil die Vorplanung alle ‚Reserven‘ ausgeschöpft hat und weil das Diakonische Werk das so erstrittene Volumen auch nahezu ausnützen will. Es besteht also nur die Möglichkeit, den Konflikt aufzudecken, d.h.: die sich nicht gleichenden Wertvorstellungen gegenüberzustellen. (...) Damit können im ‚großen System‘ Orte entstehen, die doch noch von der eigenen Individualität bestimmend sind. Z.B.: der Bereich um den ‚Innenhof‘, dessen Glasdach zu öffnen sein soll (...), oder die Sitzungssäle, die die Geometrie des Systems verlassen und sich freier ausformen könnten, oder die Cafeteria, die im Erdgeschoss einen kleinen Außenraum hat, und vieles andere mehr; so auch die Situationen in den Verkehrsflächen, Fluren, Hallen, die sich in der Horizontalen und Vertikalen weiten und verengen, die so Nischen, Durchblicke, Zusammenhänge, Orte bilden, die Teile des Ganzen und doch sie selbst sind.“¹⁷⁵

Die „Orte“ sollten die vorgegebene Ordnung aufbrechen, als „Metapher für die Individualität des Einzelnen in der Gesellschaft“ stärker betont werden als das eigentlich übergeordnete System. Sie sollten der besonderen Aufgabe und dem Ort entsprechende sowie auf die Nutzer bezogene Inhalte und Assoziationen enthalten, eine Art Zufluchts- und Ruhepunkte innerhalb der „großen Ordnung“ bieten. Die Bedeutung der Orte, hier aus der Starrheit des vorgegebenen Systems entwickelt, erhielten eine zentrale Rolle in den Bauten.



146 Isometrie (Zeichnung Gerald Staib)

147 Grundrisse Erdgeschoss, 1., 3. und 5. Obergeschoss



¹⁷⁵ Aus dem Erläuterungsbericht zum Diakonischen Werk Stuttgart, Juli 1979, AB

Konzept

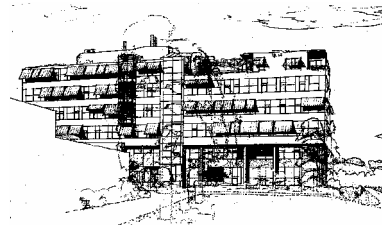
Das Gebäude besteht aus einem sechsgeschossigen, zweihüftigen, streng rechtwinkligen Gebäuderiegel mit Ost-West-Ausrichtung und nördlich daran anschließend eine zwei- und dreigeschossige Innenhofbebauung. Diese Zweiteiligkeit ist nur im Außenraum wirksam, der zentrale Innenhof dient als horizontal und vertikal verbindendes Raumelement: Im Erdgeschoss verbinden sich Hof sowie Eingangsbereiche von Süden und Westen mit dem nach Südwesten zu einem Garten hin geöffneten Café. In der Vertikalen sind die um den Hof orientierten Büroräume räumlich miteinander verbunden und über das zu öffnende Glasdach belichtet. Die innenliegenden Büroflächen wurden wegen der hohen Grundstücksauslastung notwendig.

Die charakteristischen Merkmale sind - als Kontrast zu den geometrischen und konstruktiven Vorgaben des vorbestimmten „großen Systems“ - die „speziellen Orte“ innerhalb und außerhalb, die funktional gedacht sind und das übergeordnete System durchbrechen. Sie zeigen sich als nach außen und innen sichtbare Körper oder Räume, formal besonders hervorgehoben, oder als Aussparungen im Bereich des Hofes und in den oberen Geschossen. Funktionen und Formen sind von der konstruktiven Grundstruktur gelöst bzw. überlagern diese. An der Südwestecke im Erdgeschoss ist das weich geschwungene, verglaste Café-Baukörperelement mit angrenzendem Garten herausgeschoben. Darüber ragen im 1. OG um die ganze westliche Schmalseite schräg ausgestellte Sichtbetonboxen für die Besprechungsräume hervor. An der Südseite gliedern die verglasten Treppentürme und die vorspringenden Teeküchenbalkone den Baukörper in der Vertikalen. Östlich davon schließt sich eine über zwei Geschosse hinter die Stützen zurückversetzte Fassade an, die an der Süd-Ost-Ecke nochmals kurvenförmig zurückgenommen und mit Glasbausteinen gekennzeichnet ist. Die Vertikalgliederung des Treppenturms an der Südseite wird durch einen Dacheinschnitt im 6. Stock mit einer Dachterrasse fortgesetzt, deren Begrünung nach Norden weitergeführt und vom 5. zum 4. Stock und weiter in den stufenartig nach unten verlaufenden Dachbegrünungen und Austritten aufgenommen wird. Diese sind teilweise begehbar und als Freisitzplätze bzw. kleine Dachterrassen ausgebildet.

Im Innern finden sich neben den Dacheinschnitten noch weitere, vom vorgegebenen Strukturschema abweichende Elemente und Prinzipien, die durch verschiedene Materialien und eigenständige Konstruktionen hervortreten. Durch den Einschub von vertikalen Erschließungselementen entsteht eine Gruppierung von Büros mit unterschiedlichsten Qualitäten. Die horizontalen Wegeverbindungen werden durch Aufweitung von Flurzonen zu Wartebereichen gegliedert, die jeweils zum Innenhof hin orientiert oder an den Endpunkten platziert sind und entsprechende Ausblicke bieten. Die funktionale Besonderheit, dass alle Wege und Räume bis in die obersten Stockwerke für den Publikumsverkehr zugänglich sind, soll das Haus als „offenen Organismus“ deutlich machen. Das scheinbar widersprüchliche, unvereinbare Zusammenspiel der Funktionen Verwaltungstätigkeit und Betreuungsbedürfnis wird zusammengelegt.

Die Rauntrennwände der Büroräume stimmen nicht mit den Stützenachsen überein, so dass unterschiedliche Raumgrößen und Kombinationen möglich sind. Das Trennelement zu den Fluren ist in Form einer variablen Schrankwand mit bis zur Decke reichenden Glasoberlichtern ausgebildet. Die Stahlbetonstützen sind teilweise in diese Elemente integriert, oder aber stehen frei im Raum. Unterschiedliche Elemente mit unterschiedlichen Materialien, im Gegensatz zur Außenfassade hier hauptsächlich warme Farben und Materialien wie Holz, betonen die variantenreiche Gestaltung.

148-151 Südfassade (Zeichnung Gerald Staib), Ansichten der Südfassade und südwestlichen Ecke, Ansicht von Nordosten mit dem geöffneten Glasdach des Innenhofes



Konstruktion, Material, Farben

Die bewusst sichtbar gemachten Gegensätze drücken sich neben den „besonderen Orten“ gerade in der Material- und Farbgestaltung sowie im Kontrast der Konstruktionen aus. Der schweren Stahlbetonkonstruktion mit den in den unteren Geschossen sichtbar belassenen Stützen ist eine filigrane, transparente und geschichtete Außenhaut gegenübergestellt - mit einer Pfosten-Riegel-Konstruktion aus naturfarben-eloxiertem Aluminium und Glas, mit Sonnenschutzrollos und mit farbiger Behandlung in kühlen Tönen. In den unteren Geschossen der Verwaltung sind Paneele sowie Pfosten und Riegel in verschiedenen Blautönen ausgeführt, in den Obergeschossen ist

naturfarbendes Aluminiumwellblech bandartig vor die Betonbrüstungen gehängt. Dazwischen befindet sich eine raumhohe Verglasung mit innen weiß beschichteten Profilen, mit einem Wendeflügel und einer Lüftungsklappe je Zimmer, in unterschiedlichen Blautönen beschichtet. Die grau-blau-gestreiften Sonnenschutzrollos sind außen aufgeschraubt. Die Farbgebung der Außenfassade zusammen mit den natürlichen Materialfarben ist mit silbernen, grauen und verschiedenen Blautönen sowie dem Betongrau der Konferenzsäle sehr technisch-kühl gehalten - eine Analogie zum unwirtlichen Umfeld des Gebäudes.

Im Innenbereich wird eine auch dazu wiederum kontrastierende Wirkung von Glas-, Holzelementen aus Esche für die Flurtrennwände, Betonsteinmauerwerk und filigranen Stahlkonstruktionen in warmen Gelb-, Natur-, Weiß- und pastellfarbenen Blautönen erzielt - eine Entsprechung zum Inhalt und Anspruch an die Aufgabe. So ist u.a. die Aluminium-Innenfassade der Halle im Gegensatz zur äußeren silbrig-grauen Farbgebung in gelb ausgeführt, Brüstungen sind aus Holz oder Glas. In den Bürogeschossen werden die Flure durch die im Oberlichtbereich verglasten Trennwände und die an den Flurenden geschosshoch verglasten Bereiche mit Licht versorgt, und Sichtbeziehungen zu den vielfach begrünten Außenbereichen aufgenommen. Auch Böden und Beläge unterliegen diesem Konzept, bei dem für die spezielle Situation gedachte und nicht allgemein übergeordnete Materialien ausgewählt wurden. Die Büroräume sind mit Schlingenteppich mit Tupfern in hellblau und Gelb, die Eingangshalle und die Cafeteria mit hellen Terrazzoböden, die Versammlungsräume mit Parkett ausgelegt. Trennwände und Schrankwände sind aus Kirschholz gefertigt.

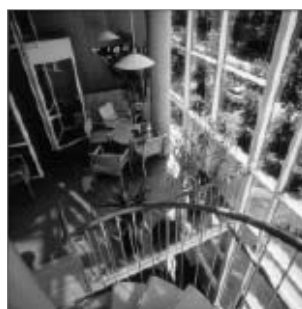
Innerhalb des starren Schemas wurden individuelle Teillösungen, Bereiche, Elemente vor allem über Form, Material und Farben erzeugt, die nicht nur an den Gebrauchsfunktionen, sondern auch an den implizierten Anlässen orientiert waren. So konnte auch in diesem Gebäude über die „besonderen Orte“ - gekennzeichnet durch ihre besondere Stellung im System in Verbindung mit den architektonischen Mitteln und Bezugnahmen zum Ort - die Beziehung vom Gebäude zum Benutzer hergestellt werden. Die atmosphärische Wirkung wurde sowohl mit der unmittelbaren und „ehrlichen“ Materialverwendung als auch mit der Durchsichtigkeit und Verständlichkeit der Konstruktion erreicht - im Sinne der Konstruktions- und Materialehrlichkeit der Bauten der 50er Jahre. Diese Absicht kam auch in einem Kommentar Behnischs 1984 zum Ausdruck: *„So sollten z.B. alle architektonischen Maßnahmen offensichtlich und redlich sein. Das bezog sich auch auf die Materialien, in der Art, dass z.B. was wie Holz aussieht, auch Holz sein soll, oder dass man erkennen kann, wie und warum Konstruktionen eingesetzt sind, wie Kräfte abgeleitet werden, warum das eine blau, das andere gelb ist usw. (...) Ein anderer Punkt war das: die Sprache, der sich die Architektur bedient, sollte keine Kunstsprache sein, aber auch nicht die reduzierte, nützliche Sprache der Produktion, des Handels oder der Wissenschaft, vielmehr die Sprache, die möglichst viele Aspekte unseres Lebens umfasst, die verständlich ist, offen ist auch dem Kleinen gegenüber; so dass jeder, auch der Schwache, vielleicht auch der Unverständige, verstehen kann, wenigstens ahnt, dass hier Hilfe ist, dass das Dialektische Werk offen ist für seine Probleme.“*¹⁷⁶

Obwohl zeitlich schon in der nächsten Phase fertiggestellt, war dieses Gebäude eine Fortführung der in den 70er Jahren entwickelten Ansätze und damit ein (vorläufiger) End- oder Höhepunkt der mit dem Progymnasium in Lorch begonnenen Entwicklung. Aufgrund der vorgegebenen Konstruktionsstruktur konnte hier eine Lösung von Konstruktion und Form - wie in der Hauptschule von Lorch schon geschehen - zunächst nicht weitergeführt werden.



152 „Landschaft“ des zentralen Innenhofes

153-156 Situationen und Orte im Gebäude: Eingangsbereich mit Blick in den Innenhof, Cafeteria, Aufenthaltsorte im Bereich der Wendeltreppe, Glashaus auf dem Dach



¹⁷⁶ Günter Behnisch: Nicht nur Büros, in: db 5/1984, S. 10-11

Ergänzungsgebäude Weckherlin-Haus (03/1989-10/1994)

Schon nach einigen Jahren wurde Platz für weitere Vortrags- Studien- und Büroräume benötigt. Eine Erweiterung des bestehenden Hauses war nicht möglich. Auf einem benachbarten Grundstück, einer Restfläche zwischen Erschließungsstraße und Eisenbahnlinie, sollte ein Ergänzungsgebäude entstehen, für das 1989 ein Wettbewerb ausgeschrieben wurde, den ebenfalls Behnisch & Partner gewannen.

Der Grundgedanke bei der Bebauung des schwierigen Grundstücks ist die Verdrehung der drei Gebäuderiegel: Zwei fast parallele und ein dazu spitzwinklig angelegter, nord-südlich verlaufender Gebäuderiegel mit nach Westen und Osten orientierten Büroräumen sind leicht aus der nord-südlich verlaufenden Grundstücksachse gedreht, treffen im Süden zusammen und umschließen eine zentrale Halle im Schwerpunkt der Anlage. Die in der Länge gestaffelten, und in den zwei unteren Geschossen zurückversetzten Ebenen des straßenseitigen Körpers erinnern mit den außenstehenden Stahlbetonstützen und ihrer Materialwahl an das größere Hauptgebäude. Der zur östlichen Seite orientierte Bürotrakt ist am anderen, südlichen Ende ebenfalls längs gestaffelt und verbindet die beiden Trakte mit einer Schrägverglasung über vier Geschosse. Die Fassadenelemente sind nicht mehr wie beim Hauptbau aus eher provisorisch wirkendem Alu-Wellblech, sondern aus glatten, horizontal betonten Alu-Blechen im Wechsel mit unterschiedlich farbigen Jalousien gestaltet. Die stark horizontale Ausrichtung, ohne Vertikalen an den Längsseiten, und flache Gestaltung assoziiert Schnelligkeit. Alle vertikalen Elemente sind an den Stirnseiten angeordnet. Zur östlich gelegenen Bahnlinie ist ein eingeschossiger, trapezförmiger Baukörper für die Versammlungsräume herausgeschoben.

Im Innern entsteht durch die auseinanderlaufenden Riegel eine Halle, die mit der zentralen Erschließungstreppe den Schwerpunkt und die Mitte des Gebäudes bildet. Im Erdgeschoss sind - allseitig verglast - das Foyer nach Westen und die Cafeteria nach Südosten orientiert. Die Offenheit der Halle setzt sich in der südlichen Spitze des Gebäudes mit der Schrägverglasung nach oben fort: hier sind je Stockwerk Wartezonen mit Sitzplätzen und Teeküche zu einer kleinen Halle vereint. Im teilweise begrünten Dachgeschoss liegt die Kantine - jeweils besondere Orte ähnlich denen im Hauptgebäude. Die Bürogeschosse mit den leicht nach außen sich verbreiternden Fluren sind unterschiedlich gestaltet und jeweils getrennt nutzbar.

Konstruktive Differenzierung und architektonische Mittel der Sporthallen von 1962-1984

Im Zusammenhang mit den zahlreichen Schulbauten, aber auch unabhängig davon, entstanden zahlreiche Sporthallen, welche die Entwicklung der Differenzierung und Minimierung der Konstruktion besonders deutlich zeigten. Hintergrund für die konstruktive und auch funktionale Differenzierung war das Ziel einer besseren Verträglichkeit der Bauten mit der Landschaft und der Schaffung von angemessenen, dem Inhalt „Sport und Spiel“ entsprechenden Räumen.

Besonders beim Umgang mit den großen Spannweiten und Gebäudemassen der Sporthallen in meistens offener Landschaft wurden architektonische Mittel entwickelt, die nicht nur zu Kennzeichen eines neuen Sporthallentyps, sondern auch zum Standardvokabular für andere Bautypen wurden. Behnischs Prinzip der Differenzierung auf verschiedenen Ebenen, der Betonung oder Abschwächung von Elementen durch Farben und der Nutzung des Erdreichs wurde besonders durch den konstruktiv bestimmten Sporthallenbau vorangetrieben. Nach der Erläuterung der Hallen sind die weiterentwickelten Mittel im Zusammenhang am Ende dieses Kapitels dargestellt.

Sporthalle in Schwenningen (Wettbewerb 03/1962, Fertigstellung 1969)

(Spielfeldgröße 45x27m, Spannweite ca. 27m)

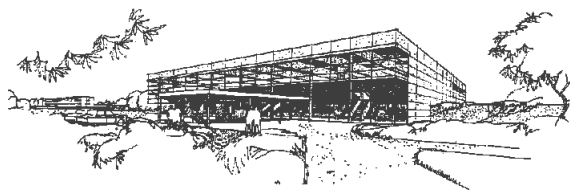
Die wichtigste Vorgabe für diese Halle war eine kostengünstige Planung und eine variable Hallennutzung für verschiedenste Sportarten sowie für den Vereins- und Schulsport. Es wurde eine Dreifachturnhalle mit getrennten Zugangsbereichen für Sportler und Zuschauer geplant, wobei das leichte Geländegefälle nach Süden hin ausgenutzt wurde.

Die Zuschauer gelangen an der südlichen Vorderseite auf dem Hallenniveau in das Foyer, das sich unter den festen Tribünen (Betonfertigstufen auf Stahlträgern) über die ganze Hallenlänge erstreckt. Sie erreichen über drei Treppen einen Verteilergang, der zwischen den oberen festen und den unteren, mobilen Teleskoptribünen liegt. Der Sportlereingang befindet sich an der nördlichen Rückseite etwa 3m über Hallenniveau und erschließt die Umkleidebereiche. Die Hallenebene ist über einen zur ihr geöffneten Galeriegang mittels Treppenabgänge zu erreichen, die an den zwei Schnittstellen der dreiteiligen Halle liegen.

Die Konstruktion ist aus Kostengründen in Stahl, die Außenhaut aus Gasbetonplatten ausgeführt. Die Südfassade vor dem Foyer ist vollflächig verglast. Die Umkleidebereiche bestehen aus einem konventionellen Ausbau aus Kalksandstein-Sichtmauerwerk. Bei der Innenausstattung sind die Materialien nach akustischen Anforderungen ausgewählt, jedoch sind die Konstruktionen und Kanäle in der Halle „schon aus Kostengründen unverkleidet“. Die Belichtung besteht aus 60 auf der Dachfläche verteilten, doppelschaligen Lichtkuppeln, nach innen als eingeschnittene rechteckige Öffnungen sichtbar, die blendfreies Tageslicht der ganztägig und in beide Richtungen bespielten Halle ermöglichen.¹⁷⁷

¹⁷⁷ Technische Informationen aus: Manfred Bacher: Turn- und Sporthalle Schwenningen, in: db 1/1967

Die kistenförmige Halle zeigte sich als ein nach vorwiegend funktionalen, bautechnischen Gesichtspunkten und DIN-Anforderungen ausgerichteter Entwurf, der zwar in gewisser Weise die Gegebenheiten der Landschaft berücksichtigt, aber in erster Linie noch den Anforderungen nach funktionaler Variabilität unterlag.



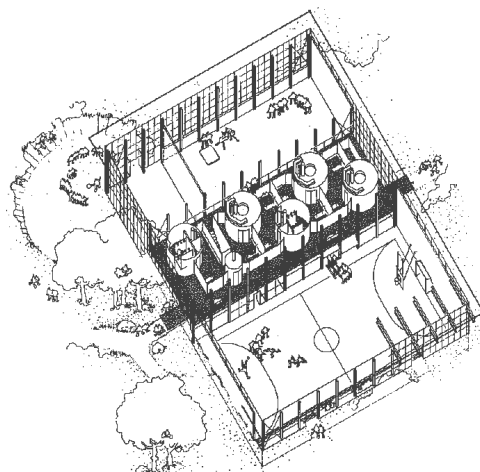
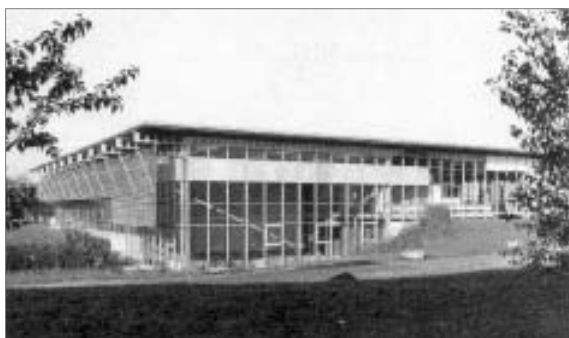
157-158 Sporthalle in Schwenningen 1962-1969:
Perspektive und Ansicht der Eingangsseite

Saliersporthalle „Auf der Korber Höhe“ in Waiblingen (Wettbewerb 09/1965, Fertigstellung 1970)

(Spielfeldgrößen 18x33m, 12x24m, 9x12m, größte Spannweite ca. 21,5m)

Der Entwurf für Waiblingen, etwa drei Jahre später entstanden, zeigte dagegen schon deutlich in die Zukunft weisende Merkmale, welche die weitere Entwicklung der Hallen kennzeichneten. Obwohl schon in Schwenningen - wenn auch aus Kostengründen - die Konstruktion der Halle zu sehen war, wurde nun die gesamte Struktur noch deutlicher sichtbar und betont. Dachüberstände und durch die Fassade stoßende Träger lassen das kistenartige Erscheinungsbild verschwinden, weitgehend verglaste Außenwände schaffen fließende Übergänge.

Drei verschieden große Sportfelder sind durch eine in der Mitte eingeschobene Galerie mit den Umkleiden und Nebenräumen getrennt. Durch die beidseitig östlich und westlich gelegenen, ebenerdigen Eingänge gelangt man auf die Zwischenebene mit dem Umkleidebereich. Die Hallen haben ebenfalls Ausgänge, nach Süden ebenerdig, nach Norden über die obersten Ränge der Zuschauertribüne. Die größere Halle ist etwa um 3m in den Hang eingelassen, während die südlichen, kleineren Hallen etwa ebenerdig mit dem Gelände liegen. Die Ecke der kleineren Gymnastikhalle ist freigestellt und hat einen Ausgang zu der um die Ecke gezogenen Gymnastikwiese im Freien. Sie verstärkt die Beziehung zum natürlichen Geländeniveau, dient außerdem als Behindertenzugang und als Zugang für Notfälle. Diese Besonderheit der freien Ecke wird auch in den folgenden Hallen wie Rothenburg, Lorch, Reutlingen und Herrenberg aufgenommen. Die Charakteristik dieses Entwurfes liegt neben der Anpassung an das Gelände, der Transparenz und der offengelegten Strukturen auch in runden Duschzylindern und den dazwischenliegenden Raumbegrenzungen für die Umkleiden, die unter der durchlaufenden Dachstruktur frei eingestellt sind, in Höhe und Farbe davon abgesetzt.



159-160 Saliersporthalle „Auf der Korber Höhe“ in Waiblingen 1965-1970:
Ansicht mit Gymnastikwiese, Isometrie (Zeichnung Hannes Hübner)

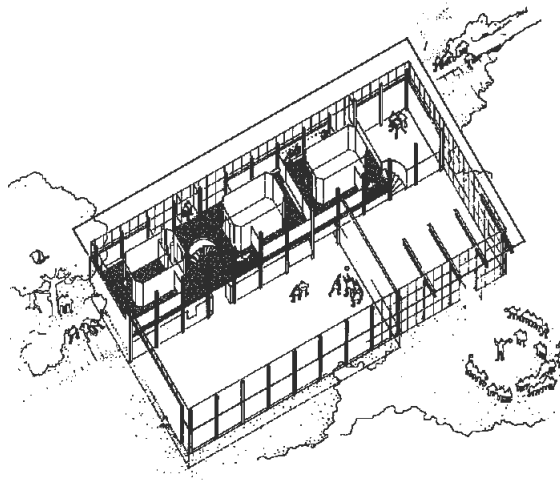
Sporthalle in Rothenburg/Tauber (Wettbewerb 10/1966, Fertigstellung 1970)

(Spielfeldgrößen 24,5x12m, 12x12m, größte Spannweite 12,5m)

Als Reaktion auf die in unmittelbarer Nähe befindliche mittelalterliche Stadtmauer wurde ein Baukörper geschaffen, der als Gegensatz zur körperlichen Schwere des bestehenden, historischen Ensembles wirken sollte. Als Mittel zu den gestalterischen Vorgaben wurde ein minimiertes Volumen, eine Zurückhaltung im Material und lineare, leichte und transparente Strukturen gewählt. Das Spielfeld wurde im Bereich der großen Halle um ca. 1,5m bzw. 2,5m an der nördlichen Eingangsseite abgesenkt, die auf die Zwischenebene mit den Umkleideboxen führt. Das ebenfalls weit auskragende Dach wird von Trägern gehalten, die durch die Fassade geführt sind, so dass nur der Dachrand als Linie sichtbar bleibt. Die Umkleiden und Waschräume sind genau wie in Waiblingen als frei-

stehende, diesmal an den Ecken abgeschrägte Quader in die Zwischenebene eingestellt. Die Hauptträger verlaufen durchgehend. Die rundum verlaufende Glasfassade reicht weitgehend als Belichtung für die kleine Halle aus und erlaubt Durchblicke von der südlichen Sportanlage zur Stadtmauer. Durch eine einfache Stahl skelettkonstruktion aus I-Stützen und -Trägern und sichtbaren Aussteifungen sind die Konstruktionsmaterialien minimiert und damit ist insgesamt der Baukörper weitgehend in horizontale und vertikale Linien aufgelöst. Noch sind alle Funktionen unter einer orthogonalen Struktur untergebracht, funktionale Differenzierungen sind bisher nur in der besonderen Behandlung der Umkleiden deutlich.

Die Sporthalle zeigte in Bezug auf die leichte Stahlbaukonstruktion, die von Hannes Hübner konzipiert wurde, eine wesentliche Entwicklung in Richtung einer transparenten und leichten Architekturgestalt, die auch für andere Bautypen bedeutsam wurde.



161-162 Sporthalle in Rothenburg/Tauber 1966-1970: Ansicht von Südosten, Isometrie

Aufwärm- und Trainingshalle im Olympiagelände in München (Entwurf ca. 1968, Fertigstellung 1972)

(Spielfeldgröße 90x45m, Spannweite 53m)

Die von Horst Stockburger, Godfried Haberer und Hermann Peltz konzipierte, reine Trainingshalle ohne Publikumsverkehr wurde im Gegensatz zu den anderen Sportstätten nicht unter dem Dach der Olympianlagen angeordnet, sondern als eigenständiges Gebäude konzipiert, jedoch den übergeordneten Grundsätzen der Gesamtanlage folgend. So wurde die ovale Grundfläche mit der in den Kurven schräg gestellten Laufbahn ebenfalls in eine Mulde abgesenkt. Durch das angeschüttete Erdreich außen führen zwei Eingänge ebenerdig auf einen inneren Umlauf, mit Überblick über die Halle. Die rundum verglaste Fassade folgt dem Oval der Laufbahn, während das den Strukturen seiner Konstruktion folgende Dach weit über die Haut hinweg nach außen greift. Die große Halle mit einer Fläche von etwa 5700m² und ca. 53m Spannweite wird überspannt von sieben 2,5m hohen Dreigurt-Fachwerkbindern aus Stahl.

Das hier besonders schwerwiegende Problem der großen Dachaufsicht, die von den oberen Rängen des Olympiastadions eingesehen werden kann, wurde minimiert: Das Dach ist über den großen Fachwerkträgern mit Oberlichtern versehen, wodurch nicht nur die Dachfläche in etwa 10m breite Streifen gegliedert, sondern gleichzeitig die Größe der Fachwerkträger optisch vermindert ist. Diese Wirkung wird noch verstärkt durch die Verwendung der zum olympischen Farbkonzept passenden Farben sonnengelb bei Obergurten und horizontalen Stäben sowie türkisblau bei anderen Konstruktionsteilen. Die außerhalb der Fassade stehenden Stützenpaare tragen die durch die Fassade stoßenden Binder, sind in Längsrichtung sichtbar ausgesteift und in Querrichtung einseitig eingespannt. Die durch die Oberlichter entstehenden Dachabschnitte bilden je an den zwei Seiten durch Vorsprünge eine Eingangsüberdachung. An den zwei Ecken der Eingangsseite sind die Binder und Dachecken zurückgenommen. Die zwischen den Obergurten der Hauptträger verlaufenden Fachwerkträger tragen die Dachstreifen und die halbkreisförmigen Oberlichter. Sie bilden durch ihre zur Mitte abgeknickte, offene V-Form ein zusätzliches Gliederungsmittel, welches die Dachelemente durch Vertiefungen wiederum längs in 2x5m breite Streifen teilt und der Dachaufsicht ein wellenartiges Erscheinungsbild verleiht.

Die Münchener Halle war ein wichtiger Schritt in Bezug auf die mit den olympischen Anlagen verbundenen Eigenschaften der Geländedenutzung. Auch hier wurde das Ziel verfolgt, die Gebäudemasse zu minimieren, Innen-Außen-Übergänge zu schaffen und einen Dialog von Natur- und Technik-Elementen auch bei großen Bauten zu erreichen. Gerade auch in Bezug auf die Behandlung von großen Konstruktionsteilen wurden hier wichtige Erkenntnisse gewonnen: die Bedeutung des Zusammenspiels mit Licht und Farben, die Trennung in verschiedene Konstruktionsebenen und die Minimierung von Material - mit dem Ziel einer besseren Maßstäblichkeit für die Umgebung und den Benutzer. Diese wurden nicht nur für die Entwicklung der folgenden Sporthallenkonzepte aufgegriffen und weiterentwickelt, sondern auch bei anderen Bautypen eingesetzt.



163-164 Aufwärm- und Trainingshalle in München 1968-1972: Dachaufsicht vom Stadionumgang, Übergänge zum Gelände am Eingangsbereich

Sporthalle „Glaspalast“ in Sindelfingen (Wettbewerb 05/1967, Neukonzeption des Entwurfs ca. 1974, Fertigstellung 1976)

(Spielfeldgröße ca. 100x52m, Spannweite 54m)

Nach dem Gewinn des Wettbewerbs im Mai 1967, der von Manfred Bacher bearbeitet worden war, wurde nach einer ca. achtjährigen Planungspause auf der Grundlage eines veränderten Raumprogramms der Entwurf 1974 von Klaus Trojan und Ulrich Kohlleppel neu konzipiert. Nach der Fertigstellung der Münchener Halle konnten die dortigen Erfahrungen und gerade umgesetzten Neuerungen entscheidend weiterentwickelt werden, da Funktionen und Größe der Hallen sehr ähnlich waren. So wurde die Aufgabe von einer Mehrzweckhalle in eine reine Sporthalle umgewandelt. Die an der Längsseite gelegene Tribüne wurde um das Oval der 200m-Laufbahn gelegt. Vor allem aber wurde die Konstruktion - zunächst ein dreidimensionales, gitterartiges Raumfachwerk - zugunsten eines differenzierteren und minimierten, hierarchisch geordneten Systems aufgegeben.

Sowohl die übergeordneten Entwurfsgedanken wie auch die architektonischen Mittel der Münchener Aufwärmhalle wurden aufgegriffen. Nach deren Vorbild wurde das Sportfeld und ein Teil der Nebenräume wie Umkleiden, Sanitär-, Geräte- und Technikräume, eine Kegelbahn und eine Judohalle unterhalb der Foyers um ca. 3,5m in den Boden versenkt, um die riesigen Ausmaße der in landschaftlich reizvoller Lage entstehenden Halle zu vermindern. Der obere Tribünenumlauf liegt auf der Ebene des umgebenden Geländes, ebenfalls das Niveau des Eingangs. So ist eine Überschaubarkeit der Halle für die hereinströmenden Zuschauer gewährleistet. Die verglasten Seitenflächen folgen ähnlich wie in München rundum dem Oval der Laufbahn und verwischen den Übergang zwischen innen und außen.

Die stark differenzierte Dachkonstruktion und Gestaltung kennzeichnen die Besonderheit der Halle. Die Primärkonstruktion besteht aus sieben quergespannten Dreigurt-Fachwerkträgern aus Stahl, gespannt über 54m, die nicht mehr wie in München unterhalb, sondern oberhalb der Dachunterfläche in Glasoberlichter hineingelegt ist. Die bindend vorgeschriebene lichte Raumhöhe für Ballspiele konnte so ohne zusätzliches Raumvolumen erreicht werden. Die großen Fachwerkbinder sind - mit Ausnahme der beiden verkürzten Träger über den Kurven - zur geschlosseneren Westseite hin nach außen abgewinkelt und zum Boden geführt. Sie überdecken nur den Hauptteil der Wettkampfbereiche im Innern der Halle, nicht aber die südlichen und nördlichen Kurvenbereiche. An dem Eingangs- und Foyerbereich an Ostseite enden die Träger schräg, getragen von Rundrohr-Stützenpaaren am oberen Tribünenrand. Zwischen die Untergurte ist jeweils die unterhalb der Deckenunterfläche liegende Sekundärkonstruktion aus R-Trägern gehängt, welche die Oberlichttrauben und die dazwischen liegenden Dachflächen aus Trapezblech trägt.

Die Verglasung der Oberlichter wird wie die Träger bis zum Boden weitergeführt, ebenso wie die geschlossenen Dachstreifen als geschlossene Wandfläche an der Westseite erscheinen. Die Kurvenbereiche mit den Tribünen sitzen liegen nicht mehr unter den großen Bindern, sondern unter einer niedrigen Sekundärkonstruktion, um auch an den Schmalseiten einen maßstäblichen Übergang zur Landschaft zu erhalten. Sie sind mit einer Variante dieses Sekundärsystems überdacht, wobei abgenickte R-Träger hier eine Höhe schaffen, die der Funktion des Umlaufs innen und den Landschaftselementen außen entgegenkommt. In ähnlicher Weise ist die Konstruktion des an der östlichen Seite angehängten Foyerbereich gestaltet, anstelle der R-Träger mit Wabenträgern ausgeführt. Hier ist eine deutliche Teilung und Differenzierung des Hauptsystems realisiert worden, das die andersartigen funktionalen Anforderungen der Randzonen und der Übergangsbereiche zur umgebenden Landschaft berücksichtigt. In vielen folgenden Sporthallen wurden ähnliche Konzepte - variiert nach den speziellen Umgebungsbedingungen - ebenfalls übernommen.

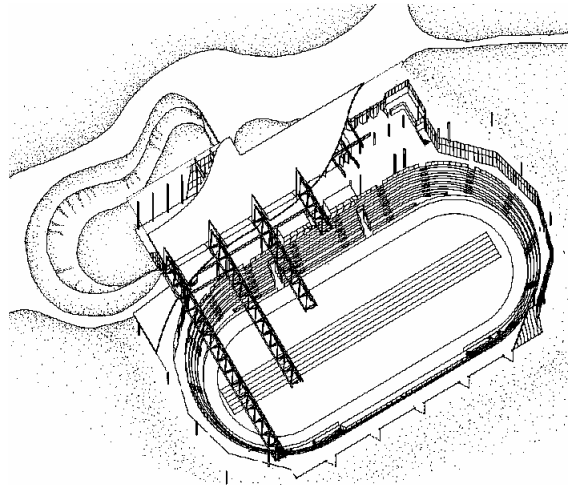
Das Bemühen um die Auflösung der Konstruktion und des Daches ist auch hier durch Farbe unterstützt. Die hellblau gestrichenen Haupt- und Nebenträger innen treten beim Blick in die Halle kaum in Erscheinung und verbinden sich über die transparenten Fassaden und Oberlichter mit dem Blau des Himmels. Die Lichtbänder in der Dachfläche sorgen auch ohne künstliche Belichtung für gleichmäßiges Licht. Zusammen mit der metallisch glänzenden Dachunterfläche dazwischen bzw. in der Ebene der Untergurte entsteht eine nahezu immaterielle Wirkung. Die Klarheit und Sichtbarkeit der Konstruktion wird in Einklang gebracht mit einer visuellen Durchsichtigkeit, und auch die obere Begrenzung zwischen außen und innen wird verwischt. Zugunsten dieser „entmaterialisieren-

den" Wirkung, und um ein unnötig großes Volumen der auch für Ballspiele konzipierten Halle zu vermeiden, wurden die Träger mit zwei Untergurten und einem Obergurt konstruiert. Eine veränderte Auffassung zur Konstruktion wird deutlich, sie wird bewusst zugunsten ästhetischer und ökonomischer Überlegungen mit dem Ziel einer aufgabenbezogenen, spielerischen und lebensnahen Gestalt eingesetzt.

Günter Behnisch beschrieb 1977 die gegenüber der Technik hervorzuhebenden wichtigen Anforderungen und Funktionen als vorrangig: „Aber Baukunst, die beginnt doch erst auf der Basis der erfüllten Technik. Dass man in einer Sporthalle Sport treiben kann, bitte - aber wie! (...) Eine Sporthalle sollte nicht nur technischen Mindestanforderungen genügen, sie sollte Lebensfreude ermöglichen, Sport und Spiel geschützt und frei sichern, mit ihr sollten landschaftliche und städtebauliche Probleme bearbeitet werden. Wir sollen in Architektur Stellung nehmen zu den Problemen unserer Zeit - gerade auch zu denen, die die Technik uns mitgebracht hat.“¹⁷⁸

Und in einem Text aus dem Werkverzeichnis von 1987 wies er hin auf die Bedeutung der Gebäude mit großen Spannweiten und deren differenzierte Anwendung, als maßgebend auch für die Erkenntnisse im Umgang mit neuen Raumvorstellungen: „In dem Maße, wie die Welt differenzierter und analytischer betrachtet wurde, veränderte sich auch der Raum: zwischen den Stützen weitgespannter Skelettkonstruktionen entsteht eine andere Qualität. Viele Raumarten (z.B. visueller, begehbarer, klimatisierter...) enden nun nicht mehr an der Innenseite der Tragkonstruktion. Und eine Glaswand begrenzt wohl den klimatisierten und begehbaren Raum, aber auch nicht endgültig - schließlich können heute Glaswände versenkt oder beiseite geschoben werden; der visuelle Raum endet vielleicht erst an der Gartenmauer, oder gar am Horizont. Mit unseren differenzierten Techniken und mit unseren differenzierten Bearbeitungsweisen sind präzisere bauliche Antworten möglich.“¹⁷⁹

Gerade auch im Gegensatz zu den zeitgemäßen Auffassungen der künstlichen Belichtung und Belüftung, die von den Schulen auch auf den Sporthallenbau übertragen wurden, zeigte die Halle einen neuen Umgang mit der Technik und dessen Dialog mit Landschaft und Umgebung. Sie wurde zum Vorbild für einen neuen Typ von Sporthallen.



165-166 Sporthalle „Glaspalast“ in Sindelfingen 1967/1974-1976: Blick in das Halleninnere, Isometrie

Sporthalle „Auf dem Schäfersfeld“ in Lorch (Entwurf 1974, Fertigstellung 1976)

(Spielfeldgröße 45x27m, Spannweite ca. 30m)

Etwa gleichzeitig zum Glaspalast in Sindelfingen wurde direkt neben dem 1973 fertiggestellten Progymnasium in Lorch in einem zweiten Bauabschnitt die Sporthalle gebaut, bearbeitet von Hannes Hübner, Peter Kaltschmidt und Hermann Peltz. Gefordert war eine große Dreifachhalle, zu groß für die Lage am Hang, so dass auch hier eine Reduzierung des Volumens ein wichtiges architektonisches Ziel war. Der Entwurf wurde zugleich aber nicht nur zum Prototyp für die folgenden Sporthallen etwa gleicher Größe, die nach diesen Grundprinzipien gebaut wurden, sondern war richtungsweisend für einen neuen Sporthallentyp allgemein, der vielfach von anderen Architekten aufgegriffen wurde. Auch hier wurden die Erfahrungen von München und Sindelfingen verarbeitet.

Die längs zur Hangkante platzierte Halle ist um ca. 3m eingegraben, ebenso die an der Talseite auf Hallenniveau liegenden Geräteräume und Umkleidebereiche. Die hochliegenden Fenster gewährleisteten jedoch den Kontakt zur Umgebung. Die nordwestliche Ecke ist - wie schon in Waiblingen - freigestellt und von einem in das Gelände eingeschnittenen Gymnastikhof im Außenbereich umschlossen. Der Zugang erfolgt über einen Weg zwischen Progymnasium und westlicher Hallenschmalseite von der südlichen Hangseite her. An den Eingangsbereich schließt sich ein großzügiges Foyer über die gesamte Längsseite an, das einen Überblick über den Spielfeld-

¹⁷⁸ Günter Behnisch: RAL-geprüfte Baukunst, in: db 10/1977, S. 6

¹⁷⁹ Behnisch & Partner, Arbeiten aus den Jahren 1952-1987, a.a.O., S. 180

bereich bietet und auf die an dieser Seite eingestellten, mobilen Tribünen führt. Die Umkleibereiche liegen unterhalb der Foyerebene und sind über die freistehenden, verglasten Treppenelemente an der Südseite erschlossen. Diese dienen nicht nur zur Gliederung der zur Hangseite niedrigen, eingeschossigen Südfassade, sondern sind zugleich auch Belichtungselemente.

Die vorgeschriebene Hallengröße und deren Teilungsmöglichkeit machte eine gleichmäßige Belichtung von oben nötig, um bei Tageslicht auf künstliche Lichtquellen verzichten zu können. Die Belichtung der Halle erfolgt über die in Längsrichtung und quer zu den aufgelösten Hauptträgern liegenden 3x4 Oberlichtbändern im Flachdachbereich mit einer kittlosen Verglasung aus Drahtglas. Zum Sonnenschutz dienen neben den weit heruntergezogenen Dächern bewegliche Markisen und Vorhänge.

Die Differenzierung des Tragwerks in verschiedene Konstruktionsglieder entsprechend ihrer Belastung von Biegung, Zug und Druck ist sehr weitgehend geführt. Zwei ineinandergreifende Tragsysteme teilen die Spannweite über der Halle von insgesamt etwa 30m in Abschnitte von etwa 20m und jeweils 5m an den Seiten. An den Längsseiten stehen acht Y- und T-förmige, durch Rahmenwirkung stabilisierte, nach außen abgespannte Kragträger im Abstand von 5,75m, deren äußerer Kragarm die Dachhaut der geneigten Dächer durchstößt und mit den dünnen Abspannungen aus Rundstahl außen sichtbar ist. Auf den in die Halle ragenden Armen liegen 26cm hohe Längsträger, die als Auflager für die im halben Abstand der Y- und T-Träger liegenden unterspannten Träger mit einer Spannweite von 19,20m dienen. Die geringe Spannweite ermöglicht eine weitgehende Auflösung in einen nur 22cm hohen IBP-Träger mit Unterspannungen, Zugstäben in Längsrichtung und Dachverbänden, die alle sichtbar belassen sind. Der Abstand der Träger von 2,875m ermöglicht eine Dacheindeckung aus Trapezprofilen, die ohne weitere Zwischenträger direkt darüber liegt.

Auch die farbliche Behandlung der Stahlprofile unterstützt zum einen die immaterielle Wirkung, aber auch die Betonung der unterschiedlichen Eigenschaften der Bauelemente: Randträger und Unterspannungen sind in einem warmen Gelb gestrichen, analog zu den warmen Holzönen der mobilen Tribüne und dem Gelb des Hallenbodens, aber auch als Hinweis auf ihre Aufgabe der Zugbeanspruchung. Die Dachbinder und das Trapezblech haben ein helles, silbriges Blau-Grau. Die nach außen durchstoßenden Träger bzw. Kragarme und deren Stützen sind in kräftigen, dunklen Grün- und Blautönen gestrichen, als Hinweis auf ihre Umgebung und ihre Aufgabe bei der Lastabtragung. Im Unterschied zu den anderen Hallen mit durchgehendem Binder und auskragendem, dünnen Flachdach entstehen durch die Abstufung des Tragsystems in der Höhe mehrere, das Dach gliedernde Kanten. Schräge Dachflächen vermitteln zusätzlich durch ihren tiefen Dachrand den Eindruck einer geringen Höhe und schützen vor Blendung. Zusammen mit der Wahl des Materials Aluminium in metallischem Grau wird eine optische Reduzierung des Volumens erreicht. An der Süd- bzw. Talseite entsteht durch die Trauf- und Dachkanten des niedrigen Foyervorbaus, des Hallendaches und der Oberlichter eine terrassenartige Abstufung, so dass auch durch die durch das differenzierte Tragsystem entstandene Baukörperform eine gute Verbindung mit dem Gelände erreicht ist.

Die weitgehende Auflösung des Tragwerks sollte nicht einem Selbstzweck dienen, sondern die Vorstellung von einer Übereinstimmung der inhaltlichen Aufgabe mit der Gestalt verwirklichen. Das Element des Spielerischen wurde durch die Differenzierung unterstrichen, die Möglichkeiten des Materials wurde bei dessen minimalem Einsatz ausgeschöpft: die entstandene Form zeigt einen besseren Maßstab und fügt sich wie selbstverständlich in die natürliche Umgebung. Die Form sollte sich aus der Konstruktion entwickeln und diese aus der Funktion. Die konstruktive Differenzierung des Skelettbaus wurde dabei von Behnisch & Partner als ein „natürliches“ Mittel gesehen, einem funktionalen Ziel vollkommen zu entsprechen: *„In unserer organischen Welt ist das Skelett der Funktion angepasst und es ist nicht so, dass sich die Funktion dem Skelett angepasst hat wie im typischen Hochhausbau. Wenn man nun skelettiert, so können sich die einzelnen Dinge voneinander lösen und ihre Funktionen auch zur Gestalt werden - wie beim Menschen der Knochen, der den Druck und einen Teil der Biegung aufzunehmen hat, als Röhrenknochen ausgebildet ist, dann der Muskel, der ziehen kann und die Sehne als ein Faden, der dem Zugstab in der Baukonstruktion entspricht. Dies sind Ansätze zur organischen und verständlichen Architektur.“* Und weiter wurde die Aufgabe Sporthalle wiederum nicht als an technischen Problemen orientierte, sondern als an situativen und menschlichen Vorgaben orientierte betrachtet: *„Architektur ist bei Projekten dieser Größenordnung kein technisches Problem mehr. Es ist vielmehr vorwiegend eine Frage, wie man mit der Technik auskommt und lebt. Darüber hinaus ist es eine Frage der Moral - wenn man sich einmal über die technischen Probleme erhoben hat in der Art, das man sie beherrscht - wem man was zumuten kann, dem Ort, der Situation, dem Benutzer, der Stadt, unserem Leben?“*¹⁸⁰

Dieses Verständnis und die hier angesprochene Begründung für die Differenzierung hatte auch auf alle anderen Bautypen Auswirkungen. Es zeigte zugleich die Entwicklung der Sporthallen als einen Katalysator für die aus der Konstruktion entwickelten architektonischen Mittel der Differenzierung, verbunden mit den aus organisatorischen und funktionalen Gesichtspunkten abgeleiteten architektonischen Gliederungsmittel. Besonders bei der großen Baumasse der Sporthallen trat das Ziel in den Vordergrund, eine situative Architektur im Dialog zwischen ihren technischen und architektonischen Mitteln und der umgebenden Situation und Natur zu schaffen. Die umfassende Bedeutung seiner Lorcher Halle beurteilte auch Behnisch selbst 1991 rückblickend als richtungsweisend: *„Wahrscheinlich hat diese Sporthalle auf dem Schäfersfeld in Lorch, zusammen mit nachfolgenden, von uns geplanten Hallen, in Sindelfingen zum Beispiel oder in Sulzbach, einer ganzen Generation von Sporthallen in der Bundesrepublik eine andere Richtung gegeben.“*¹⁸¹

¹⁸⁰ Behnisch & Partner: Gedanken zu einer Sporthalle, in: db 2/1976, S. 32-34

¹⁸¹ Behnisch & Partner, Bauten und Projekte 1987-1997, a.a.O., S. 199

Die nachfolgenden Sporthallen wurden stark an die Lorcher Halle angelehnt. Die 1982 fertiggestellte Storch-Sporthalle in Reutlingen (1982, Sportfeldgröße 47x24, Spannweite ca. 30m) und die Sporthalle des Haus- und landwirtschaftlichen Schulzentrums in Herrenberg (1983, Sportfeldgröße 45x27, Spannweite ca. 28m) wurden jeweils mit einem durchgehenden Träger über dem Spielfeldbereich konzipiert. Ähnlich wie in Lorch wurden die verglasten Treppenelemente, unter dem Foyerbereich liegende Umkleiden und Sanitärbereiche, Schrägdächer (in Reutlingen) und eine freigestellte Ecke an der sonst in den Hang versenkten Spielfeldfläche platziert. Eine Neuerung war in Reutlingen eine die beiden Tribünenseiten auf oberem Niveau verbindende Rampe und bei beiden Hallen jeweils ein schräg an die Ecke gestellter Eingangsbereich.



167-168 Sporthalle „Auf dem Schäfersfeld“ in Lorch 1974-1976: Eingangsseite im Süden, Halleninneres mit farblich differenziertem Tragwerk

Sporthalle in Sulzbach/Murr (Wettbewerb 06/1979, Fertigstellung 1984)

(Spielfeldgröße 45x22m, Spannweite 23m)

Der von Heidi Kief und Hartmut Niederwörhmer bearbeitete Wettbewerb wurde als Bestandteil eines bestehenden Schul- und Sportzentrums in Ortsrandlage geplant und beinhaltete ursprünglich noch ein Hallenbad (2.BA) und ein neues Vereinsheim (3.BA). Der Wettbewerb zeigte sowohl die Merkmale der Halle aus Lorch, wie auch die der unmittelbar davor liegenden Entwürfe für Reutlingen und Herrenberg. Die Formulierungen im Erläuterungsbericht vom Juni 1979 deuteten die ähnliche Lösung an: „Die relativ großen Bauvolumen sind aufgelöst und gegliedert, indem die einzelnen Konstruktionsteile erkennbar und ablesbar gemacht werden und so den Maßstab bilden. Zum Beispiel: Die Trennung von Tragkonstruktionen, Raumabschlüssen und Dachkanten, Sheds nach Norden, dünn ausgreifende mit Rankern bewachsene Sprossen, die sich teils schirmende, teils öffnende ‚Dachhaube‘ mit darunter schiebenden Flachdächern, dem Glasprisma-Oberlicht des Hallenbades, Pergolen, ein- und durchsichtige Bereiche, Terrassen, Galerien und Panoramaausblicke.“¹⁸²

Die besondere landschaftliche Lage in der Talaue der Murr bestimmte wesentlich Entwurf und Konstruktion. Aufgrund der Hochwassersituation war ein Eingraben der Halle nicht möglich. Um die Gebäudehöhen und Proportionen der Halle günstiger zu gestalten, wurde das natürliche Gelände um die Halle angefüllt und modelliert, um so die optische Wirkung einer Absenkung und niedrigen Gebäudehöhe zu erreichen.

Die der Landschaft zugewandten Süd-, West- und Ostseiten der Halle sind oberhalb des abgesenkten Teils verglast, sämtliche Bereiche unterhalb aus Stahlbeton. Die Nordseite zum Wohngebiet ist begrenzt durch die im Dach niedrigere, im Bodenniveau höhere Spange der Umkleidebereiche, die an der östlichen Seite als flache Rampe um die Halle herumgeführt wird und in einem südöstlich schräg über die Ecke gestellten Eingangspavillon endet. Die darunter liegenden Geräteräume sind in das anmodellierte Erdreich eingebettet. Das Flachdach dieses Bereichs ist an der Ostseite unter das weit auskragende Hallendach geschoben, das nun nicht wie im Wettbewerb formuliert als Haube, sondern flach und mit dünnem Dachrand ausgebildet ist. Die im Innenraum entstehende Galerie bietet dem Zuschauer einen Überblick über die Geschehnisse in der Halle, Blicke in die freie Landschaft und schafft zugleich eine Verbindung zu den Umkleidebereichen. Eine ähnliche Organisationsform hatte schon die 1982 fertiggestellte Reutlinger Halle.

Der nördliche, geschlossene „Rücken“ der Anlage und die umlaufende Spange schaffen durch die geringere Höhe eine Maßstäblichkeit zur im Norden anschließenden Wohnbebauung. Das angeschüttete Gelände ermöglicht einen Sportlereingang auf einer Zwischenebene, etwa auf dem Niveau der oberen Tribünenränge. Die Duschen sind wie schon in Waiblingen als eingestellte Zylinderelemente unter einer einheitlichen und durchlaufenden Konstruktion gestaltet. An der Nordwestseite befindet sich unterhalb des Sportlereingangs ein in das

¹⁸² Aus dem Erläuterungsbericht zu den Sportanlagen in Sulzbach/Murr Juni 1979, AB

Gelände eingeschnittener Zugang zu den Geräteräumen auf Hallenniveau, gleichzeitig auch Behinderten- und Rettungszugang. Die Glasfassade folgt an der Westseite dem nach Süden ansteigenden Geländeverlauf. An der Südseite entspricht das Geländeniveau der Ebene der oberen Zuschauerränge. Der Innenbereich ist an der westlichen Schmalseite durch eine massive Ballwurfwand aus Holz begrenzt.

Durch eine Zweiteilung der Konstruktion wurden einige im Wettbewerb formulierte Punkte in der von Wolfgang Vögele bearbeiteten Ausführung verändert: Auf die „Dachhaube“ und die Nordsheds wurde zugunsten nord-südlich verlaufender Dachraupen, in denen die Hauptträger liegen, verzichtet. Die Konstruktion ist ähnlich wie in Lorch in mehrere statische und strukturelle Bereiche geteilt. Die Spielfeldfläche ist überspannt von 20m langen und 1,3m hohen, weiß gestrichenen Stahl-Fachwerkbindern im Abstand von 5m. Die Querbinder liegen über der Deckenebene in verglasten Oberlichtern (s. Sindelfingen). An der Nordseite/Rückseite liegen die Binder auf Rundrohr-Pendelstützen auf. An der Südseite stehen auf der obersten Tribünenebene T-förmige, beidseitig auskragende Träger auf Rundstützen ähnlich denen in Lorch, auf deren Enden über einem Randträger die Hauptbinder aufliegen. Sie sind außerhalb der Glashaut abgespannt. Zusammen überspannen die zwei Systeme eine Weite von 23 m.

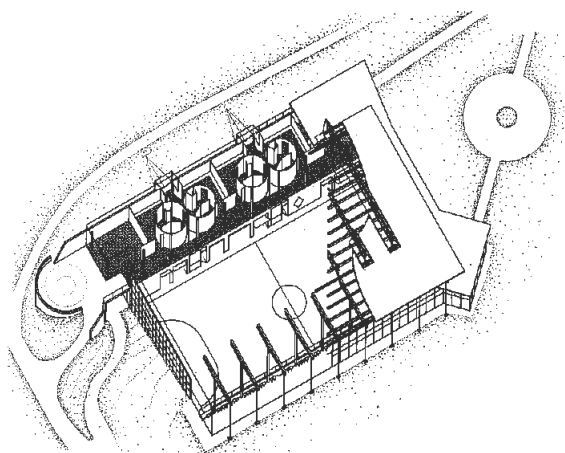
Die Nebenträger aus Leimholz liegen bei beiden Systemen in einer Ebene. Sie sind mittels Balkenschuhen von den Untergurten der Hauptbinder abgehängt bzw. liegen auf den Kragträgern auf. Die darüber liegende Schalung aus Holzbohlen läuft über die gesamte Hallenfläche nach außen durch, bildet über die zweigeteilte Hallenkonstruktion hinweg einen einheitlichen Innenraum und bestimmt wesentlich die Atmosphäre der Halle. Die Zweiteilung hat weniger den Hintergrund einer innenräumlichen Differenzierung, sondern dient der Ausbildung eines dünnen, weit auskragenden Dachrandes über der T-Konstruktion, der zusammen mit innenliegenden Jalousien für den Sonnenschutz sorgt und einen maßstäblichen Übergang zur Landschaft ermöglicht.

Der nördliche Bereich mit den Nebenräumen, Umkleiden und Sanitärbereichen hat ein von den anderen unabhängiges statisches System aus Leimholzpfeilen auf weißen R-Trägern bzw. einfachen IBE-Trägern. Dieses System ist entsprechend der funktionalen und organisatorischen Anordnung spangenartig im Norden und im Osten bis zum Eingangsbereich um das Hauptsystem gelegt. Auch hier wird Holz als Material für den Ausbau, u.a. bei der Deckenschalung und der Holz-Glas-Fassade bevorzugt.

Im Unterschied zu den anderen Hallen ist hier die ablesbare, horizontale Schichtung und Hierarchie der Konstruktion durch eine Differenzierung des Materials verstärkt. Die großen, technisch und kühl wirkenden Stahlträger, im Materialaufwand aber minimiert sowie farblich hell behandelt, wirken leicht und betonen gerade nicht die schweren Lasten. Das warme Holz für die kleineren Spannweiten im Dachbereich, aber auch im Berührungsbereich des Menschen, prägt dagegen deutlich den Charakter der Halle.



169-170 Sporthalle in Sulzbach/Murr 1979-1984:
Ansicht von Süden, Isometrie



Zusammenfassung

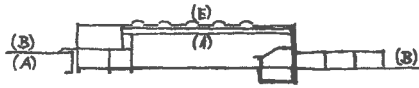
Die Entwicklung der Sporthallen lieferten wichtige Impulse zur allgemeinen Tendenz der Differenzierung. Die hier zu bearbeitende Problematik der großen Konstruktionsteile und die Einfügung der großen Massen in die Landschaft ließen architektonische Mittel hervortreten, die auch bei anderen Bautypen Verwendung fanden und sogar zum Markenzeichen der Architektur wurden.

Das hier aufgezeigte architektonische Standardvokabular formulierte das übergeordnete Ziel eines Dialoges von Mensch, Natur und Technik. Die Baukörpermassen wurden durch ihre Absenkung in den Boden minimiert. Die optische Wahrnehmung der großen Konstruktionsteile wurde durch Differenzierung, Materialminimierung und lichte Farben reduziert. Die mit ihren Sekundärstrukturen und Details vollständig gezeigten Tragsysteme wurden durch strukturelle Aufgliederung, farbliche Behandlung und Lage in den Oberlichtbändern weitgehend „entmaterialisiert“. Die Natur wurde optisch und physisch durch transparente Fassaden, natürliche Belichtung, freigespielte Ecken sowie Übergänge und Modellierungen im Boden einbezogen. Obwohl von der Konstruktionsstruktur her entwickelt, wurden technische und konstruktive Elemente durch Nachbearbeitung und Entschärfung der Schwachstellen sowie durch ihre Auflösung so weit wie möglich ihrem Bereich „entfremdet“. So konnten selbst Hallen mit sehr großen Spannweiten wie z.B. in Sindelfingen angenehm in Maßstab und Charakter wirken.

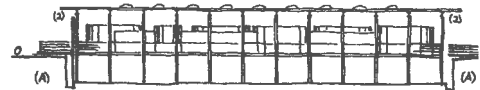
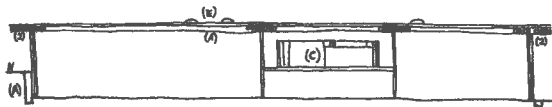
Entwicklung der architektonischen Mittel der Sporthallen

Schnittdarstellung (ohne Maßstab)

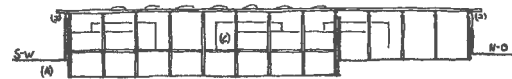
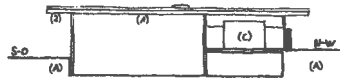
Schwenningen (1962-1969)



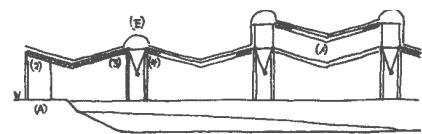
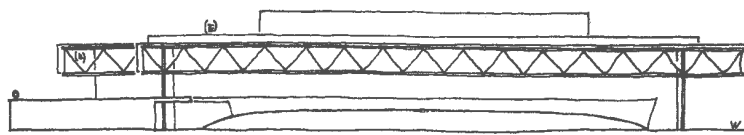
Waiblingen (1965-1970)



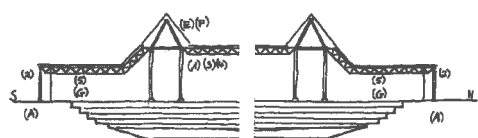
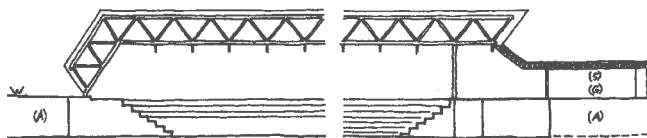
Rothenburg (1966-1970)



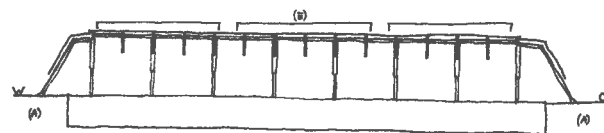
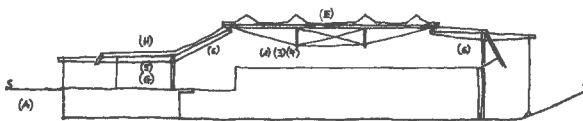
München (1968-1972)



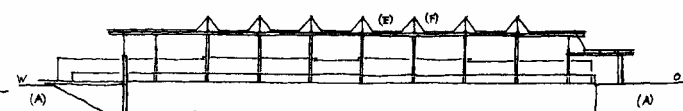
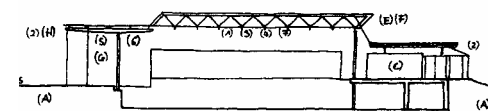
Sindelfingen (1967/1974-1976)



Lorch (1974-1976)



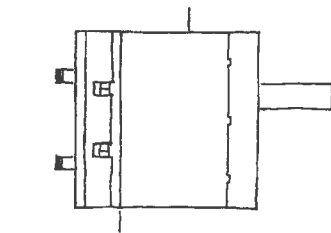
Sulzbach (1979-1984)



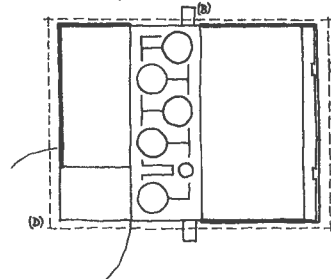
Grundrissdarstellung (ohne Maßstab)

Entwicklung

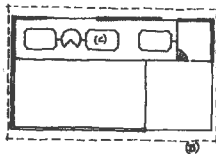
Architektonische Mittel



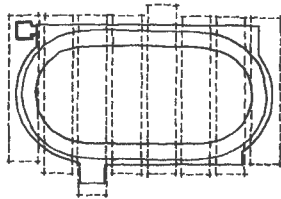
A, B, E
1



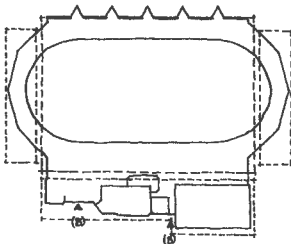
A, B, C, D
1, 2



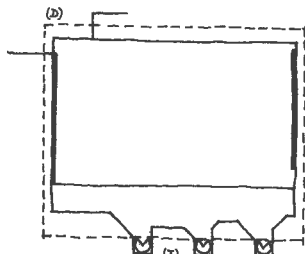
A, C, D
1, 2



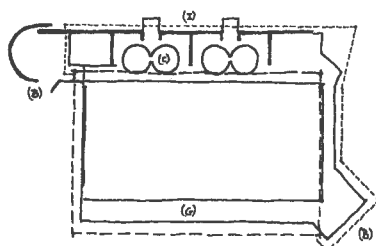
A, E
1, 2, 3, 4



A, B, E, F, G
1, 2, 3, 4, 5



A, D, E, G, H, I
1, 3, 4, 5, 6



A, B, C, E, F, G, H, I
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7

Organisation und Funktion

- A Nutzung des Erdreichs / Eingraben von Hallenteilen
- B Trennung der Eingänge Zuschauer / Sportler
- C Sanitär und Umkleiden als Möblierungselemente
- D Freigestellte Ecke oder Hallenbereich auf Geländeneiveau (auch funktional begründet)
- E Belichtung durch Oberlichtsheds, Gliederung der Dachfläche
- F Absenken der optisch wirksamen Innenraumhöhe durch Lage der Hauptträger in Oberlichtbändern
- G Funktional angepasste Behandlung der Tribünenbereiche und Foyers, Anpassung an die Landschaft
- H Terrassierte, abgestufte Dachkanten, Anpassung an die Landschaft
- I Gliederung der Längsseite durch funktionale Betonung der Treppenelemente

Konstruktion

- 1 Auflösung in sichtbare Skelettkonstruktion aus Stahl
- 2 Dachüberstand und dünner Dachrand mit durchstoßenden Trägern
- 3 Differenzierung in Haupt- und Nebenträgersysteme
- 4 Einfärben der Konstruktionsteile mit naturnahen Farben
- 5 Differenzierung der Konstruktion in Haupt- und Nebensystem für niedrige Randbereiche (begründet durch Gebäudeorganisation)
- 6 Differenzierung des Hauptsystems (über der Hauptspannweite) in mehrere Teile (niedrigere Trägerhöhe)
- 7 Materialdifferenzierung der Konstruktion, Hierarchiebetonung

Wechselwirkung von Differenzierung und Arbeitsweise

Der intensive Bearbeitungsaufwand, den diese architektonische Denkweise zur Folge hatte, wirkte sich auch auf die seit Beginn der 70er Jahre immer häufiger praktizierte, für Behnisch charakteristische Arbeitsweise aus: Die Aufgabe wurde im Entwurf und in allen Ausführungsphasen „in einer Hand“ bearbeitet: innerhalb des Büros und von einer Arbeitsgruppe mit möglichst gleicher oder auch wechselnder personeller Zusammensetzung. Büro- und Arbeitsorganisation wurden diesen Anforderungen angepasst. Die Unmöglichkeit, jedes Detail der immer komplizierteren Differenzierungen und Fügungen am Anfang zu bestimmen, ließ eine prozesshafte Arbeitsweise entstehen, die eine stufenweise Annäherung an eine vorher nicht feststehende Lösung während des Planungsprozesses ermöglichte. So konnte eine Entwicklung und eine Ordnung der Konstruktion sichtbar werden, da viele Elemente und Details nach und nach dazukamen. Die prozessuale Vorgehensweise sollte nicht nur Entscheidungen zum richtigen und nicht zu frühen Zeitpunkt ermöglichen, sondern auch die Ausgewogenheit der Verwendung von industriellen und handwerklichen Bauteilen gewährleisten.

Das „Werden von Gestalten“, das „Nach-und-nach-festlegen“ - wie Behnisch es immer wieder benannte - war die arbeitsmethodische Voraussetzung für die Differenzierung, die Tendenz zur Aufgliederung von Funktions-, Ordnungs- und Konstruktionselementen. Die starke Trennung der primären, technischen Konstruktion von den später zu bestimmenden Teilen der Sekundärbereiche ermöglichte das Vorgehen, während der Ausführung Schwächen von Ausführungsqualität, Raumgestalt, Licht und Farben zu überprüfen, zu erkennen und zu korrigieren. Mehr oder weniger viele Bereiche des Innenausbaus wurden u.U. erst kurz vor der Fertigstellung festgelegt, das Gebäude war - wenn überhaupt - erst bei Bezug ganz fertiggestellt. Diese Vorgehensweise wurde notwendig, um die immer komplexeren, detaillierteren Systeme miteinander zu verbinden. Der daraus folgende Grundsatz war die eigene Durchplanung und Verfolgung des Gebäudes bis zur Fertigstellung. Mit einer ständigen Kontrolle des entstehenden Bauwerks sollten neue Erkenntnisse direkt umgesetzt werden.

Für die Wettbewerbsentwürfe bedeutete das immer mehr eine grobe und wenig konkretisierte Ausarbeitung, um möglichst viele Veränderungen während der späteren Planung zu ermöglichen. Das wurde u.a. im oben beschriebenen Unterschied des Wettbewerbsentwurfes und der Ausführung von Sulzbach deutlich. Die Grundgedanken zur seiner Arbeitsweise formulierte Behnisch 1979: *„Der Gedanke, dass zu Beginn der Arbeit die Gestalt von Gebäuden und von Freiräumen fixiert wird, erscheint uns absurd. (...) Uns erscheint es sinnvoller, wenn wir bei unserer Arbeit die Form so spät wie möglich verschließen. Selbstverständlich: In jeder Stufe müssen wir etwas festschreiben. Aber nur das, was in dieser Stufe festgeschrieben werden muss, und nicht das Ganze. So nähern wir uns Schritt für Schritt der Lösung, lernen dabei möglichst viele Aspekte und Teile der Aufgabe kennen, lösen Stück für Stück und haben zum Schluss die Chance, im fertigen Werk viele Aspekte und Teile in einem Stück zu erkennen. Solche Arbeitsweise setzt voraus, dass alle, die an einer Planung arbeiten, ihre Erkenntnisse einbringen und einbringen können und dass die architektonische Gestalt auch während der Planung noch sich ändern, differenzieren und modifizieren kann. Gestalt-setzen? Gestalt-finden? Wir meinen: Gestalt-suchen oder noch weiter: die Aufgabe suchen. Dieser Ansatz erlaubt es uns alle Teile individuell zu sehen.“*¹⁸³

Ca. 1987 ergänzte Behnisch diese Darstellung: *„Wir planen im eigenen Büro, wir arbeiten die Kontrakte mit jedem einzelnen Unternehmer und Handwerker aus, leiten die Arbeiten an der Baustelle, kontrollieren die Qualität dieser Arbeiten und verwalten das Geld unserer Bauherren. (...) Wir können noch während des Bauens Probleme erkennen und auch noch reagieren darauf. Wir können Architektur gelassen angehen. Wir müssen nicht von vorne herein alles ‚in Ordnung bringen‘. (...) Wir müssen unsere Architektur nicht im frühen Stadium verschließen, nur zum Teil entwickelt, wir können Architektur offen lassen und vertrauen darauf, dass unseren Planungen und unseren Gebäuden ein längerer Entwicklungsprozess zugestanden wird. Das Bild der Aufgabe wird sich im Laufe dieser Zeit verändern, differenzieren, runder, vielfältiger werden. Aufgrund dieser Situation können wir auch differenziertere Entwürfe fertigen und realisieren. Und wir können kompliziertere Systeme architektonischer Ordnung wählen.“*¹⁸⁴

Diese Art der prozessualen Vorgehensweise unterstützte auch die Dialektik zwischen den Gegenpolen Konstruktion und Natur. Auf Basis einer „fertigen“ und auch vorgefertigten Primärstruktur konnten Unterstrukturen und Elemente mit völlig anderen Eigenschaften und Funktionen eingeflochten und ergänzt werden.

Auseinandersetzungen um die Postmoderne - Wettbewerbe für die Staatsgalerie in Stuttgart (1974 und 1977)

Funktionalismuskritik und Postmoderne

Die seit Ende der 60er Jahre einsetzende Funktionalismuskritik und die Kritik am Wiederaufbau der Städte mündete in eine Orientierungskrise der Architektur, die sich in Rückbezügen zum Bestehenden und eine Tendenz zur konservierenden Stadterneuerung äußerte. Der zuvor in Philosophie, Literatur, Malerei verwendete und nun auch auf die Architektur übertragene Begriff der Postmoderne kennzeichnete eine Gegenreaktion auf die Erscheinungen des nun sogenannten „Vulgärfunktionalismus“ (Klotz) der 60er Jahre. Sie versuchte, formale Elemente aus einem anderen, historischen Bedeutungszusammenhang wiederzuverwenden sowie neu zusammenzusetzen, um wieder einen Geschichtsbezug herstellen. Die Entwicklung war in ihrer Begriffsbestimmung und Bedeutung wohl

¹⁸³ Behnisch & Partner, Arbeiten aus den Jahren 1952-1987, a.a.O., S. 103

¹⁸⁴ Günter Behnisch, in: Behnisch & Partner, Arbeiten aus den Jahren 1952-1987, a.a.O., S. 218

mit dem Begriff des „Postfunktionalismus“ von Peter Eisenman¹⁸⁵ treffender beschrieben, da die Kritik sich häufig auf bestimmte Ausprägungen der „Moderne“ bezog. Diese architektonische Entwicklung setzte zu einem Zeitpunkt ein, als Behnisch sich schon von den produktionsorientierten Bauweisen gelöst hatte und eine neue Sichtweise von Architektur entwickelt hatte, die im Gegensatz zur Wiederentdeckung und Neuinterpretation historischer Elemente eine neue Sprache für neue gesellschaftliche, soziale, kulturelle Bedingungen suchte. Während viele Architekten sich dem postmodernen Trend anschlossen, versuchte Behnisch eine Fortführung seiner Ansätze unter Berücksichtigung von zukunftsgerichteten Akzenten. Seine Reaktion auf die aktuelle Entwicklung und Zeittendenzen äußerte sich vor allem in den Auseinandersetzungen um den Entwurf für die Neue Staatsgalerie in Stuttgart 1977 und auch in den Wettbewerben für die Deutsche Bibliothek in Frankfurt 1982 und 1984, in denen er davon berührt wurde. Die hier nur grob skizzierten Tendenzen sollen die Abgrenzung zur Entwicklung Behnischs und Auswirkungen aufzeigen.

Einen Vorschlag zur Überwindung des funktions-, technik-, und produktionsbestimmten Bauens lieferte das 1966 in den USA erschienene Werk „Complexity and Contradiction in Architecture“ von Robert Venturi, dessen deutsche Übersetzung 1978 veröffentlicht wurde¹⁸⁶. Venturi befürwortete das „Sowohl-als-auch“¹⁸⁷ von Formprinzipien vergangener Zeitepochen, die Gleichzeitigkeit verschiedener Formelemente auch in moderner Architektur. Die unterschiedlichen, dadurch angesprochenen Bedeutungsebenen sollten für unterschiedliche Betrachter und Benutzer jeweils verschiedene Zusammenhänge erfahrbar machen, und durch ein komplexes, vielsprachiges System von Zeichen und Symbolen in der Alltagswelt eine gewollte und akzeptierte Widersprüchlichkeit erzeugen. So formulierte Venturi 1966: „Sollten wir uns nicht dagegen wehren, Verwirrung zu beklagen? Sollten wir uns nicht eher darum bemühen, in den komplizierten Verhältnissen, in all den Widersprüchlichkeiten unserer Zeit einen sinnstiftenden Zusammenhang aufzuspüren und im übrigen die Begrenztheit von Ordnungssystemen realistisch einzuschätzen? Die sind auch, wie ich glaube, die beiden Rechtfertigungen für den Ausbruch aus Ordnungen: zunächst die Anerkennung der Vielfalt, ja des Durcheinanders, ob innen oder außen, im Zufälligen oder im Geplanten, auf allen Ebenen der Erfahrung; dann die Tatsache der Begrenztheit aller von Menschenhand geschaffenen Ordnungen.“¹⁸⁸

Insofern stimmte Venturis Haltung mit der Behnischs überein, die weiteren Schlussfolgerungen gingen allerdings weit auseinander: Venturi betrachtete Architektur in erster Linie als Mittel der Kommunikation, die ihren Zweck und ihre Aufgabe in der Fassade an der Oberfläche mitzuteilen habe - als einen „Dekorierten Schuppen“. Sie sei als System von Zeichen zu verstehen, gewählt aus dem Formenvorrat der Architekturgeschichte, mit Wiedererkennbarkeit für den Benutzer. Behnisch dagegen begründete die Vielfalt aus dem situativen Kontext der Aufgabe, welcher die beteiligten Personen einschließt und erreicht wird u.a. durch die prozesshafte Arbeitsweise, die gerade nicht auf mit Bedeutung belegte Formen und Ordnungen zurückgreift. Eine Beziehung zum Benutzer sollte durch ein Erleben und Begreifen konstruktiver und räumlicher Zusammenhänge, durch die körperliche Erfahrung von Raum in Bezügen von Innen-Außen, durch die Ästhetik des Materials, der Farben und der Lichtwirkung hergestellt werden. Diese Beziehungen sollten nicht durch kognitives Begreifen, sondern durch sinnliche Erfahrung wahrgenommen werden. Wesentliches Element war eine implizierte Vorstellung und Idee von einer „besseren Welt“, die sich nicht durch konkret Wiedererkennbares ausdrückte. Behnisch selbst gestand später - 1989 - eine gewisse Nähe zu Venturis Gedanken und zu einigen Bauten, jedoch in deutlicher Distanz zur Postmoderne: *„Mit der sogenannten Postmoderne in der mitteleuropäischen Form haben wir uns wohl befasst; wir meinen aber noch heute, dass das die falsche Antwort auf eine richtige Analyse war. Venturi, ja, der gefällt uns, in dem, was er schreibt, und in manchem, was er baute, z.B. im Hause seiner Mutter.“*¹⁸⁹

Während noch Venturis Aussagen einige Parallelen zur Haltung Behnischs zulassen, standen viele andere an der Verbreitung der Postmoderne beteiligte Autoren und Architekten in deutlichem Gegensatz dazu. Nachdem auch Charles Jencks mit „Die Sprache der postmodernen Architektur“¹⁹⁰ - im gleichen Jahr wie Venturis „Komplexität und Widerspruch“ in deutscher Übersetzung erschienen - einen Beitrag zu einer „Moderne-Kritik“ veröffentlicht hatte, war die Postmoderne in Deutschland ein breit diskutiertes Thema. Jencks versuchte, die Postmoderne als neuen Stilbegriff zu definieren, dem er alles zuordnete, was dem Funktionalismus entgegenwirkte, ihn zu überwinden schien. Dabei forderte er die eklektizistische Wiederverwendung von Bautypen, Ordnungen und Formen aus der Vergangenheit als Stilmittel für eine neue Architektur - „pluralistische Formen“, mit einer „Doppelcodierung“ als das Leitmotiv der Postmoderne.

Eine „Revision der Moderne“¹⁹¹ - wie Heinrich Klotz es formulierte - war eingeleitet. Er betrachtete die Strömung als nicht gegen die Moderne gerichtet, sondern als deren notwendige Erneuerung, welche sie von den Bedeutungsverengungen des ausschließlich technologischen Konstruierens, als auch von der alleinigen Maßgabe durch Nutzungsbestimmungen befreien sollte. Es gehe darum, dass der Bau „auch poetische Vorstellungen aufnimmt und dichterische Stoffe gestaltet. Das Resultat sind dann (...) Darstellungen von symbolhaften Gehalten und bildnerischen Themen: ästhetische Fiktionen, die nicht abstrakt reine Formen bleiben, sondern gegenständlich in

¹⁸⁵ Peter Eisenman: Aura und Exzess. Zur Überwindung der Metaphysik der Architektur. Hrsg. Ulrich Schwarz, Wien 1995

¹⁸⁶ Robert Venturi: Komplexität und Widerspruch in der Architektur. Hrsg. von Heinrich Klotz, Braunschweig 1978

¹⁸⁷ Robert Venturi, a.a.O., S. 24ff

¹⁸⁸ Robert Venturi, a.a.O., S. 62

¹⁸⁹ Günter Behnisch: Dekonstruktivismus. Aufsatz 28.3.89, veröffentlicht in: Gert Kähler (Hrsg.): Dekonstruktion? Dekonstruktivismus? Braunschweig 1990, S. 93-104

¹⁹⁰ Charles Jencks: Die Sprache der postmodernen Architektur, Stuttgart 1978 (Englische Originalausgabe 1977)

¹⁹¹ Heinrich Klotz: Die Revision der Moderne. Postmoderne Architektur 1960-1980, München 1984

Erscheinung treten.¹⁹² Nicht den Stilpluralismus bewertete er als prägendes Kennzeichen der Postmoderne, sondern die Forderung nach einer erzählerischen Komponente. „Der Stilpluralismus ist nicht die Erklärung in sich selbst, sondern er ist die Voraussetzung dafür, eine neue Sprachfähigkeit der Architektur zu entwickeln, um eine ästhetische Fiktion zu ermöglichen.“¹⁹³ Treffendes Merkmal sei deshalb „der Anspruch auf den fiktiven Charakter der Architektur, frontal gegen die Abstraktion der Moderne gerichtet“¹⁹⁴. Während einige Kritiker die Postmoderne schon in Bezug auf die verschiedenen, hier nur unvollständig aufgeführten Begriffsbestimmungen im Verhältnis zur Moderne verurteilten, ihr Eklektizismus und Inhaltslosigkeit unterstellten, wurden aber ebenso in zahlreichen Stellungnahmen deren unterschiedliche Ausprägungen hervorgehoben und ihr Berechtigung eingeräumt.

Die Parallele zu den gesellschaftlichen Tendenzen, die in einer Entfremdung des Menschen durch die Technisierung und Modernisierung der Welt, auch des Systematischen und Rationalen sichtbar wurde, ist eine Hinwendung zum Sentimentalen und Spielerischen, die als „Ersatzverzauberung des Ästhetischen“¹⁹⁵ von Hermann Glaser beschrieben wurde. Die Postmoderne widerspiegelte diese Entwicklung zum Spielerischen und Narrativen in der Architektur ab Anfang der 70er Jahre - in den USA schon seit Mitte der 60er Jahre - ebenso wie die Bauten von Behnisch, aber in völlig anderer Weise, da diese einen sozial-ökologischen Umbau miteinbezogen und nicht vernachlässigten.

Die fragmentarisch zusammengesetzte Collage-Architektur mit historisierenden Formen, Zitaten, Doppelbedeutungen und ironischer Verfremdung ist keineswegs gleichzusetzen mit der auf die Bauten von Behnisch seit Ende der 70er Jahre oft angewendeten Bezeichnung der Collage: Er verstand die Collage als eine Gesamtheit von unterschiedlichen Teilen, die zuvor aus der Unterscheidung von Funktionen der Aufgabe, aus der Differenzierung von zeitgemäßen technischen Systemen gebildet und in unmittelbarem Zusammenhang mit der prozessualen Arbeitsweise zusammengesetzt wurden.

Wettbewerb Juni 1974 (mit Kammerer, Belz & Partner)

In dem ersten der beiden Wettbewerbe 1974 - „Erweiterung Landtag und Staatsgalerie“ - sollten in einem deutschlandweiten Ideenwettbewerb Vorschläge für das zentrale Hanggelände zwischen Konrad-Adenauer-, Schiller- und Urbanstraße im Rahmen einer städtebaulichen Neuordnung mit Erweiterungsbauten für Landtag, Staatsgalerie sowie Kammertheater erarbeitet werden. Eingeschlossen war ein Bauwettbewerb für die Erweiterung des Landtags. Trotz der unterschiedlichen funktionalen Nutzungen war ein Komplex gefordert, der eine städtebauliche und formale Einheit für den im Krieg stark zerstörten und jetzt durch den Ausbau der mehrspurigen Straße von der Stadt abgetrennten Bereich darstellen sollte. Das Gebäude für den Landtag sollte als Ergänzungsbau Funktionen eines Arbeits- und Verwaltungsgebäudes übernehmen, nicht aber den ursprünglichen Parlamentssitz auf der nördlichen Seite der Konrad-Adenauer-Straße ablösen. Die Erweiterung der Staatsgalerie sollte Räumlichkeiten für Foyer, Dauer- und Wechselausstellungen, Bibliothek, Verwaltung, Magazin sowie für das Kammertheater enthalten.

Der Wettbewerb wurde als gemeinschaftliche Arbeit der befreundeten Architekten Behnisch und Kammerer (Büro Kammerer, Belz & Partner) bearbeitet. Die im Erläuterungsbericht äußerst knapp formulierten Entwurfsziele verdeutlichten einen Schwerpunkt der Anbindung der südlichen an die nördlich der Verkehrsstraße gelegenen Bereiche durch Wegverbindungen, Beibehaltung von Sichtverbindungen, sowie eine Fortführung der vorhandenen Grünbeziehungen durch den Baukomplex hindurch. Die Unterordnung der Gebäude an die bestehende Bebauung sollte durch ein strenges Konstruktionsschema und geringe Höhenentwicklung erreicht werden. *„Größe und architektonischer Anspruch der Bauwerke vom Wilhelmspalais bis zur Staatsgalerie, vom Neuen Schloss bis zum Theater sind Maßstab für die Neubauten. Grünplanung: Von der Umlandhöhe führt ein lockerer Grünzug mit gemischter Bepflanzung - typisch für die Stuttgarter Hänge - herunter bis auf die Höhe der Musikhochschule. Er wird aufgenommen und diagonal durchs Grundstück bis an die Konrad-Adenauer-Straße geführt. (...) Die Erweiterung der Staatsgalerie soll das arg beschnittene historische Gebäude schonen, freistellen und die neuen Sammlungsräume um eine Achse damit verbinden. Ziel ist eine gesamte Anlage mit einer Hauptebene und offener Verbindung mit dem freien Grünraum im Süden. (...) Andere Nutzungen auf dem Gelände sollen sich unterordnen. Die Gesamtanlage dient dem Bürger und nicht - wie ähnliche zusammenhängende Flächen in Stuttgart - vorwiegend kommerzieller Nutzung.“*¹⁹⁶

Insbesondere die städtebaulichen, dem Ort angemessenen Vorzüge der „bescheidenen Höhenentwicklung“, der „Freihaltung der Sichtbeziehungen von der Eugenstaffel“ und der relativ geringen Bebauungsdichte - andererseits aber auch die Hauptkonzeption des strengen Rasters und der neutralen Flächen wurden dann im Preisgerichtsurteil hervorgehoben: „Eine vom Schema abweichende architektonische Durchbildung wird im Sondernutzungsteil durch Ausbrechen aus dem strengen Konstruktionsschema erreicht. Die gestalterische Ausformung des Plenarsaalbereichs bietet für die Ausnutzung der Topographie besondere Qualitäten. Der Gesamttraum ist mit Disziplin unter voller Berücksichtigung des stadträumlichen Maßstabes im Sinne einer großen Einheit klassischer Prägung gestaltet.“¹⁹⁷

¹⁹² Heinrich Klotz: *Moderne und Postmoderne. Architektur der Gegenwart 1960-1980*, Braunschweig/Wiesbaden 1984, S. 133ff

¹⁹³ Heinrich Klotz, a.a.O., S. 133ff

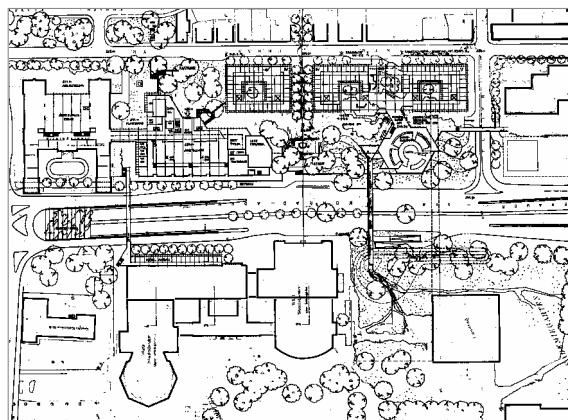
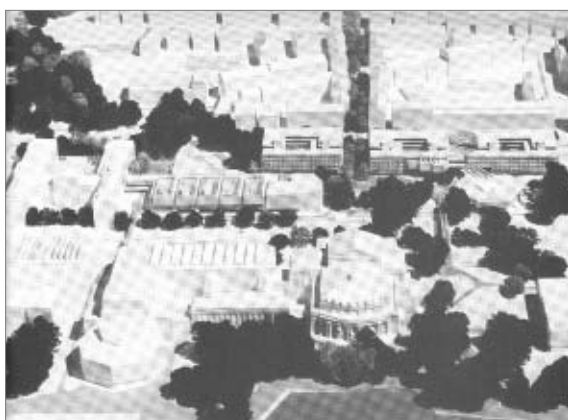
¹⁹⁴ Heinrich Klotz, a.a.O., S. 133ff

¹⁹⁵ Hermann Glaser: *Deutsche Kultur 1945-2000*, München/Wien 1997, S. 382ff, S. 402ff

¹⁹⁶ Aus dem Erläuterungsbericht zur Erweiterung Landtag und Staatsgalerie Stuttgart, Juni 1974, AB

¹⁹⁷ S. Preisgerichtsprtokoll vom 10.7.1974, AB

Das Projekt erhielt einen von drei gleichberechtigten ersten Preisen. Das Preisgericht empfahl eine Weiterbearbeitung durch die drei Preisträger der 1. Preisgruppe. Es sollte nun zunächst eine entwicklungsfähige Rahmenkonzeption erarbeitet werden und klare Vorgaben durch eine Überprüfung der Grundbedingungen (städtebauliche Zielsetzungen, Verkehrsplanung, Baudichte, Notwendigkeit des Plenarsaalbereichs) geschaffen werden.¹⁹⁸ Es wurde jedoch keiner der prämierten Entwürfe beauftragt, da die Vermengung von Bau- und Ideenwettbewerb zu keiner insgesamt zufriedenstellenden Lösung führte.



171-172 Wettbewerb „Erweiterung Landtag und Staatsgalerie“ in Stuttgart 1974: Wettbewerbsmodell, Grundriss Ebene 0

Wettbewerb August 1977 (mit Kammerer, Belz & Partner)

Wegen der allgemeinen Verschlechterung der Wirtschaftslage konnte die Realisierung des Landtagsgebäudes zunächst nicht weitergeführt werden. Im April 1977 wurde ein neuer, internationaler, beschränkter Realisierungswettbewerb für 11 Teilnehmer ausgelobt, der nun die „Erweiterung der Staatsgalerie und den Neubau des Kammertheaters“ beinhaltete. Die Architektengemeinschaft Behnisch und Kammerer übte heftige Kritik an dem neuen Wettbewerbsverfahren¹⁹⁹, weil zusätzlich zu den 1974 mit Preisen und Ankäufen versehenen sieben ersten Preisträgern auch vier weitere ausländische Architekten zu dem nun nicht mehr anonymen Wettbewerb eingeladen wurden: Bo & Wohlert (Kopenhagen), Powell, Moya & Partner (London), Zoelly und Haefeli (Zürich) sowie James Stirling & Partner (London). Trotzdem wurde der Wettbewerb in der vom Auslober vorgesehenen Form mit Abgabetermin am 30.8.1977 durchgeführt. Aus der Preisgerichtssitzung am 14./15.9.1977 ging das Projekt von James Stirling einstimmig als Sieger hervor, vor den Arbeiten von Bo & Wohlert (2. Preis) sowie Behnisch & Partner mit Kammerer, Belz & Partner (3. Preis).

Die Entscheidung war Auslöser für eine Grundsatzdiskussion, welche sich zwischen dem Entwurf des 1. Preisträgers James Stirling sowie dem mit dem 3. Preis ausgezeichneten Gemeinschaftsprojekt von Günter Behnisch und Hans Kammerer entzündete. An diesen zwei sich diametral gegenüberstehenden Arbeiten wurden die schon länger auch international schwelenden Auseinandersetzungen um die Fragen von Stil, Form und Ästhetik festgemacht - eine im Sinne der Aufgabe und des Ortes „sprechende Architektur“ stand gegen eine demonstrativ neutrale, anpassbare „Architektur als dienende Hülle“.

Der Entwurf von Behnisch und Kammerer war eine Modifikation des Entwurfes von 1974, keine grundlegend neue Konzeption. Die Schwerpunkte neben der betonten Einbindung in die bestehende Stadtsituation waren das Wiederherstellen der Kulturachse Konrad-Adenauer-Straße, die Unterordnung des Neubaus unter die bestehenden Architekturen, die Nutzung der Hangsituation, die Anbindung von Grünzügen der Umlandshöhe mit dem Schlossgarten. Vor allem aber sollte die funktional-konstruktiv-räumliche Lösung der Staatsgalerie im Rahmen der zurückhaltenden äußeren Stahl-Glashülle eine größtmögliche Freiheit und Anpassungsfähigkeit für die Kunst im Innern gewährleisten: mit dem strukturellen Konzept sollten freie, variable Raumfolgen in den Ausstellungsbereichen erreicht werden. Dazu hieß es im Erläuterungsbericht: *„Einen großzügigen Stadtraum herstellen, viel vom Grün der Anlagen in den Hangfuß übernehmen, die alte Stadtarchitektur um die Urbanstraße herum wiederherstellen, die schöne Stuttgarter Staffelachse vom Eugensplatz zum Großen Haus restaurieren (...) Im Gegensatz zum bestehenden Haus mit seiner festgefühten Kabinettordnung und als dessen organisatorische Ergänzung sollen die Räume im neuen Teil offen, veränderbar, fast auswechselbar sein. Dies gilt sowohl für das Theater, das sich ins Foyer, ja in die Wechelausstellung öffnen können soll, als auch für die ständige Ausstellung im stillen Teil des Hauses. (...) Diese Auslegung des Programms führt zu einer Architektur, die eher sachlich kühl ihr Inneres im Äußeren darstellt. Ein Stahl- und Glasgebäude, bei dem tragende und nichttragende Teile, Offenes und Geschlossenes die Architektur ausmachen sollen.“*²⁰⁰

Das Preisgericht unter dem Vorsitz von Werner Düttmann - daneben waren Fred Angerer, Alexander Freiherr v. Branca, Hans-Martin Bruckmann, Gabriel Epstein, Herbert Fecker und Horst Linde Mitglieder - beurteilte neben der Kritik an der Zugangssituation und der mangelnden Beziehung zur Kulturachse Konrad-Adenauer-Straße vor

¹⁹⁸ S. Preisgerichtsprotokoll vom 10.7.1974, AB

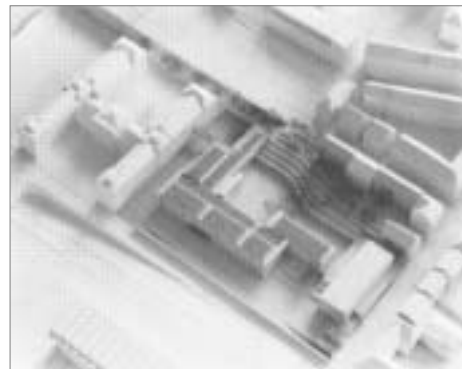
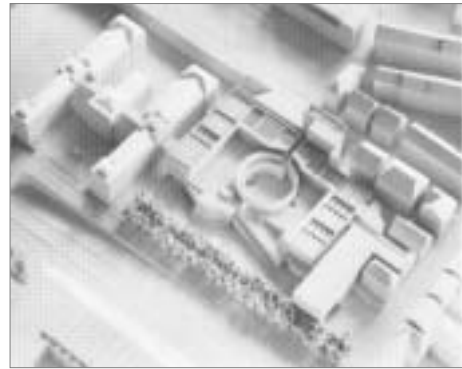
¹⁹⁹ Schriftverkehr von Behnisch, Kammerer, Belz mit Min.-Dir. Fecker, Finanzministerium, Architektenkammer, AB

²⁰⁰ Aus dem Erläuterungsbericht zur Erweiterung Staatsgalerie und Neubau Kammertheater, August 1977, AB

alle diese funktionellen Gesichtspunkte als positiv, verbunden mit der konstruktiven, klaren Struktur: „Die innere Funktionsverteilung ist konsequent. Auf der Ebene des ersten Obergeschosses des Altbaus werden sämtliche Sammlungsräume in einer großflächigen und optimal nutzbaren Weise mit klarem Anschluss an den Altbau angeboten. (...) Das Projekt ist konstruktiv sehr klar aufgebaut. Die Gestaltung des Gebäudes ist bewusst als ‚technisches Gerät, mit dem Museum und Theater arbeiten können‘ vorgesehen.“²⁰¹

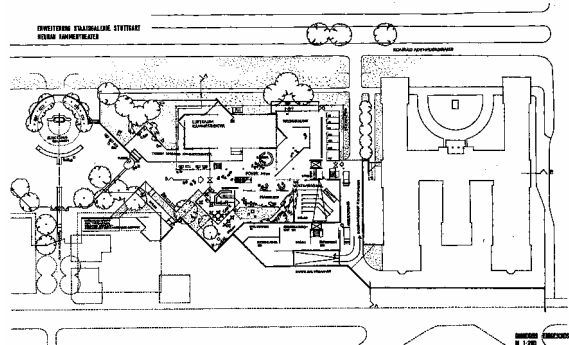
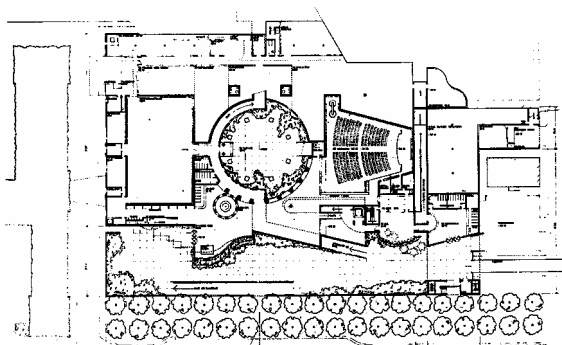
Schon im Erläuterungsbericht von James Stirling wurden die unterschiedliche Auffassung der Aufgabe und die konträre Haltung zu Behnisch und Kammerer deutlich: Er betonte die Erhaltung des Straßencharakters in Sinne der „behutsamen Stadterneuerung“, in Maßstäblichkeit und Material der umgebenden Bebauung angeglichen, als besonders wichtig, ebenso wie die Bezüge zum U-förmigen Grundriss und zur halbkreisförmigen Wagnenvorfahrt der Alten Staatsgalerie: „Das neue Gebäude ist ebenfalls U-förmig angelegt, anstelle der halbkreisförmigen Vorfahrt ist ein runder Innenhof vorhanden. (...) der Flügel des Kammertheaters nimmt den Südflügel der Alten Staatsgalerie wieder auf (...)“. Beide Gebäude umschließen dreiseitig einen Vorplatz und haben zur Straße gerichtete Eingänge. (...) Darüber hinaus war ein öffentlicher Fußweg als kurze Querverbindung über das Grundstück zu berücksichtigen, eine demokratische Forderung in vielen deutschen Wettbewerben, die bedauerlicherweise nicht zur Erhaltung der Eigenart des Grundstücks beiträgt.“²⁰²

In der Preisgerichtsbeurteilung zu Stirlings Entwurf wurden gerade die Punkte als positiv bewertet, die im Behnisch-Projekt eher nachteilig erschienen: „Die Baukörper der neuen Staatsgalerie sind von der Konrad-Adenauer-Straße in überzeugender Weise abgerückt. Die zweireihige Baumallee trennt die erhöhte Eingangsterrasse vom Verkehrsraum. Mit diesem Konzept wird die alte Staatsgalerie im Straßenraum positiv sichtbar gemacht. (...) Der eigentliche Ausstellungsbereich bietet optimale Verhältnisse. (...) Die architektonische Durchbildung des Projektes wirkt mit seinen klaren, geometrischen Formen sehr sicher. (...) Der Entwurf wird mit seiner hohen architektonischen Qualität der gestellten Aufgabe für die Staatsgalerie Stuttgart sowohl in formaler wie auch in städtebaulicher Hinsicht überzeugend gerecht.“²⁰³ Auch die formale Lösung mit geschlossenen Kubaturen beurteilte das Preisgericht neben den städtebaulichen Qualitäten als positiv, ebenso wie das zu Behnisch und Kammerer völlig unterschiedliche Ausstellungskonzept eines geordneten, geschlossenen Leitsystems mit fester Raumfolge. Die Collage aus geschlossenen Architekturkörpern und Detailformen unterschiedlicher Form bildete den deutlichen Gegenpol zu den meisten anderen Entwürfen.



Wettbewerb „Erweiterung Staatsgalerie / Neubau Kammertheater“ in Stuttgart 1977:

173-175 Von oben nach unten: Wettbewerbsarbeiten von Stirling & Partner, Bo & Wohlert, Behnisch & Partner mit Kammerer, Belz & Partner
176-177 Unten: Grundrisse Eingangs-/Erdgeschoss: links Wettbewerbsarbeit Stirling, rechts Wettbewerbsarbeit Behnisch / Kammerer



²⁰¹ Aus der Preisgerichtsbeurteilung zum Entwurf Behnisch und Kammerer, September 1977, AB

²⁰² Aus dem Wettbewerbsbericht von Stirling und Partner, 1977

²⁰³ Aus der Preisgerichtsbeurteilung zum Projekt Stirling, September 1977, AB

Kritiken und Reaktionen

An Stirlings Entwurf entzündete sich die Kritik einer schon seit einiger Zeit schwelenden Architekturdiskussion. Während Behnisch selber sich vor allem am Streben des Landes Baden-Württemberg und seiner Vertreter nach einer „Staatsarchitektur“ mit dominanten Achsen gestört hatte²⁰⁴, wurden von der Fachpresse Eklektizismus und gewollte Zeichenhaftigkeit, aber auch funktionale Gesichtspunkte wie die festgelegte Wegeführung in additiver Aneinanderreihung von Räumen kritisiert. Für viele Architekten schien diese Architektur nicht geeignet, eine verbindliche Symbiose von Form, Inhalt, Gesellschaft darzustellen.

Frei Otto und Berthold Burkhardt sahen in dem Entwurf eine berechnete modische Erscheinung in der Nähe des Brutalismus, der in den Händen von Nichtkönnern jedoch missraten könne: „Stirling ist ein Könner, unter dessen Händen jedes Objekt zum Kunstwerk werden kann. Sein Entwurf ist eine Interpretation dessen, was - seiner Meinung nach - von Stuttgart gewünscht oder benötigt wird. (...) Eine Burgarchitektur mit Ewigkeitsansprüchen. Eine Machtdemonstration als Hintergrund für Kunst (die selten solchen Rahmen braucht).“ Zum „neuen Trend“ gehöre auch die Neue Pinakothek in München, die Otto und Burkhardt als Vorbild und Warnung für Stuttgart ansahen: „Da hängen wieder die Musterfassaden der Speerschen Epoche aus edlem, verfremdeten Stein.“²⁰⁵

Wilfried Beck-Erlang bezeichnete den Entwurf als „Machwerk kindlicher Burgromantik“ und als „momentane Modeaktion in eklektizistischer Architekturrenaissance“²⁰⁶, und sprach ihm sowohl funktionale wie auch städtebauliche Qualitäten ab. An gleicher Stelle widersprach Jürgen Joedicke den Aussagen Frei Ottos über das angebliche Ende der modernen Architektur, wies die unterstellten brutalistischen und faschistoiden Tendenzen zurück und proklamierte die Berechtigung des neuen „Stilpluralismus“. Gleichzeitig kennzeichnete er auch den Behnisch-Kammerer-Entwurf mit seinen funktionalen Qualitäten als „ein Stück Antiarchitektur, eine wohlgeordnete Hülle“²⁰⁷. Behnischs Antwort: „Mit dem Begriff Stilpluralismus sollte man nicht alles entschuldigen können.“²⁰⁸

Reinhard Gisemann unterstellte Stirling, seine Einstellung zum „deutschen Wesen“ sei „am besten durch Paul Schultze-Naumburgs und Albert Speers Super-Werke“ dargestellt, bezeichnete ihn gar polemisch als „Schultze-Stirling“²⁰⁹.

Eine Podiumsdiskussion am 15.11.1977 im Stuttgarter Landespavillon - zu einem Zeitpunkt, als der Auftrag an James Stirling schon vergeben war (Auftragsvergabe am 27.9.1977) - geriet zum Schlagabtausch zwischen Behnisch und Stirling und verschärfte den Tonfall. Nach den positiven Stellungnahmen auf dem Podium von Werner Düttmann, Peter Beye und Jürgen Joedicke äußerte sich die fundamental gegensätzliche Auffassung von Behnisch in der im Publikum stattfindenden Kontroverse zwischen den beiden Architekten, die zu einer Debatte über zwei grundverschiedene Architekturphilosophien ausartete. Vor allem Behnisch reagierte heftig und polemisch, indem er seine grundsätzliche Abneigung gegen determinierte „Machtformen“ zum Ausdruck brachte.



178 James Stirling und Günter Behnisch 1977 bei einer Diskussionsveranstaltung in Stuttgart

In seinem später auch schriftlich zur Veröffentlichung vorgelegten Beitrag zur Podiumsdiskussion, der ihn auch vom Faschismusvorwurf entlasten sollte, erläuterte Behnisch drei Thesen, zu denen seines Erachtens das Preisgericht etwas hätte beitragen sollen: Zum Formalen, zur Aufgabe Museum und zum Verhältnis Mensch - Gebäude. Er unterstellte Stirlings Architektur „bloße formale Absichten“ und Formen, deren Gebrauch „willkürlich“ wirke, mit „Prinzipien und Formen, deren Sinngehalt sich überlebt hat, die sinnlos geworden sind. Er benutzt die entleerten, damit leeren Formen. So muss diese Architektur - so perfektioniert elegant, so fingerfertig sie vorgebracht sein mag - einer tauben Nuss ähneln.“ Als Belege dazu benannte er u.a. die „sinnwidrige Geste“ der „Tonne“, die er besonders scharf kritisierte: „Sicher sollen hier Könige und Fürsten bestattet werden.“ Die Aufgabe Museum betrachtete er nur als „auf akademischer und restaurativer Ebene abgehandelt“, mit einem konventionellen Grundriss, der wie „aus einer ‚Baukunde des Architekten‘ des 19. Jahrhunderts zu stammern“ scheine: „Kunstkabinett und Ehrenhof tauchen auf, ohne neu, den veränderten Verhältnissen (...) entsprechend durchdacht worden zu sein. (...) In den Wänden Ihres Ehrenhofes könnte ich mir Bronzetafeln vorstellen mit den Namen Gefallener - oder den Taten der Stauer. (Ich glaube mich erinnern zu können, ähnliches in Laboe und Tannenberg gesehen zu haben.)“ Er stellte den Skulpturenhof in seiner Funktion als Ausstellungsbereich in Frage, und zeigte sich von der seiner Meinung nach beabsichtigten Ernsthaftigkeit - und nicht von der Ironie - des Entwurfs von Stirlings überzeugt. Die auszustellenden Objekte empfand er „dem Gebäude ausgeliefert“. Auch der Mensch sei nicht in der Lage, sich den „architektonischen Zwangsvorstellungen, den Zwangssituationen“ zu entziehen: „Er hat nicht die Möglichkeit, sein Verhältnis zum Gebauten selbst zu bestimmen.“ Er werde schon auf dem öffentlichen Gehweg „durch das Gebäude gezwungen“. Behnisch sprach dem Entwurf die Fähigkeit ab, eine sinnvolle und zeitgemäße Beziehung von Mensch und Kunst herzustellen, „Mensch und Kunst gelöst zusammenbringer“ zu können. „Bei Stirling gibt es ausdeterminierte Antworten auf nicht behandelte Fragen. (...) Stirling

²⁰⁴ Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 25.11.2003

²⁰⁵ Berthold Burkhardt; Frei Otto, in: StZ, 23.9.1977, Nr. 220

²⁰⁶ StZ, 8.10.1977, S. 77

²⁰⁷ StZ, 8.10.1977, S. 77

²⁰⁸ Günter Behnisch: Bauwelt 6/1978, S. 220

²⁰⁹ Reinhard Gisemann, in: Bauwelt 13/1978

zaubert Kunst-Architektur in ‚Einem‘ von oben her entschieden, unter Missbrauch einer Machtposition Formen - aus dem Zylinder gezogen, wahrlich ein Meisterwerk.^{#210}

Die Schärfe seiner Anmerkungen lässt auf eine tiefe Betroffenheit sowie die Ernsthaftigkeit schließen, mit der Behnisch selbst Stirlings Entwurf betrachtete und die ihn zu derartigem Tonfall veranlasste. Dem aus dem Publikum sich äußernden Behnisch wurden von der Presse „taktlose Tiraden“ und „Neid, Missgunst, Ärger und Intoleranz“ sowie ein „privater Kleinkrieg“ vorgehalten, „nicht nur unter der Gürtellinie Stirling gegenüber, sondern auch seiner selbst unwürdig^{#211}. Der ihm an anderer Stelle nachgesagte Faschismusvorwurf gegenüber Stirling ging jedoch aus dem vorliegenden Diskussionsbeitrag nicht hervor. Er unterstellte Stirlings Bau jedoch restaurative, sich der „Macht“ ausliefernde Züge einer Repräsentationsarchitektur, die er wiederholt u.a. in einem Beitrag in der FAZ vom 29.12.1977 unterstrich: *„Er löst die Formen von den Inhalten, macht sie damit disponibel, frei verfügbar, befreit sie nicht, tut ihnen vielmehr Gewalt an; er bedient sich aus unserer Historie der doch aufgrund ganz realer, materieller und gesellschaftlicher Situationen entstandenen Formen, fügt sie willkürlich, nicht begründbar, ohne Bezug zu unserer materiellen und gesellschaftlichen Situation zusammen und behauptet, dies sei Architektur. Stirling missbraucht seine Macht.“* Besonders empörte er sich über die Zustimmung der Verantwortlichen des Landes, die er nicht hinnehmen könne. Der *„Rohstoff für Architektur“* sei aus der *„erfahrbaren Realität im Augenblick“* zu entnehmen. *„Stirling betrügt mit seiner Arbeit die Beteiligten um mögliche Erkenntnisse, er gaukelt Architektur vor, bedauerlicherweise zur Freude des Staates und seiner Apparate und der darin tätigen Arrivierten. Verständlicherweise wohl, sehen sie doch darin das Wesen der Apparaturen selbst, die Möglichkeit für imponierende Gebäude, die nicht das Arrivierte, Bestehende infrage stellen.“^{#212}*

Behnischs heftige Kritik führte in beiden Lagern zu weiteren polemischen Äußerungen, die in einem Glaubenskrieg noch monatelang in der Architektur- und Tagespresse fortgeführt wurde.^{#213} Denn es gab neben den Gegenstimmen auch Befürworter. Wolfgang Rainer bezeichnete die Entscheidung zugunsten von Stirling als einen positiven „Klimawechsel“ zu einer urbanen Interpretation der Aufgabe, funktionell und überraschend in der städtebaulichen Anbindung, „ein konservativer, beinahe denkmalpflegerischer ‚Promenaden‘-Aspekt, der aber gerade im Hinblick auf einen Erweiterungsbau letztlich doch überzeugt^{#214}. Günter Kühne räumte dem Stirling-Entwurf seine Berechtigung ein: „James Stirlings Entwurf ist zweifellos Architektur im Sinne plastischer Darbietung von Baumassen. Diese Architektur bedient sich unverhüllt eklektizistischer Mittel, was heutzutage (...) nicht mehr als Sünde empfunden werden kann, da der ehrliche Funktionalismus des frühen 20. Jahrhunderts ebenfalls weitgehend zu einem blassen Epigonentum abgesunken ist.“^{#215}

Besonders Rob Krier prangerte die „unsachlichen Diffamierungen“ und den Verlust „elementarsten Fach-Anstands“ seiner Stuttgarter Kollegen an, von denen keiner „sich mit Stirling auf dem Gebiete der Architektur messen“ könne. Er sah in dem „Rufmord“ eine Gefährdung für die Realisierung des Gebäudes und stellte die Person Stirlings über die eigentliche Diskussion: „Wenn ein Architekt einen Kollegen öffentlich anprangert, ihn des Brutalismus, Faschismus oder Historismus bezichtigt, muss ich annehmen, dass dieser Architekt dank seiner fachlichen Integrität sich das Recht zuschreibt, Gericht zu sitzen über künstlerische Tendenzen, die aus moralischen Gründen zu verurteilen sind.“^{#216}

In der Einordnung des Gemeinschaftsentwurfes Behnisch - Kammerer im Werk von Behnisch & Partner bedeutete das Konzept und die Gestalt dieses Projekts keine entscheidende Weiterentwicklung. Es stand eher in der Reihe der funktionalistischen, neutralen Entwürfe der späten 60er Jahre, gekennzeichnet durch den Begriff „Hülle“ als Synonym für austauschbare, flexible, offene Inhalte. Der Entwurf konnte keine prägnante Darstellung einer Zeitform oder eines Selbstbildes der Gesellschaft, keine deutliche Beziehung von Gestalt und Inhalt vermitteln. Gerade darum hatte Behnisch sich aber mehr noch als bei diesem Projekt in vielen seiner Bauten der letzten Jahre bemüht. Die nun sichtbare Entwicklung eines (scheinbaren) Rückfalls in die Geschichte musste Resignation hervorrufen oder verursachte sogar einen mangelnden Glauben an die Fähigkeiten und Möglichkeiten der Architektur, eine zeitgemäße Ausdrucksweise für das gesellschaftliche Selbstverständnis und das Verhältnis zur Kunst zu finden, wie in einer Stellungnahme von Behnisch zum Stirling-Entwurf deutlich wurde: *„Wie bei den Produkten der Modeindustrie glänzt bei Stirlings Entwurf die Oberfläche: Das scheinbar massive Natursteinmauerwerk verspricht Dauerhaftigkeit, ewige Werte, Unveränderbarkeit..., ohne dieses Versprechen einlösen zu können - im Widerspruch zu einer Zeit, die geradezu durch ihre Offenheit und dadurch durch ihre fortwährenden Anpassungen und damit Veränderungen bestimmt ist, in einem Leben, das keine Dauer hat. Gotische Fenster, Gesims (...) auch das will uns versichern, dass das Wahre, das Gute, dass Kunst zeitlos und beständig sei; und die ausdeterminierten Formen weisen auf eindeutige, allen Wirren und Zweifeln überlegene höhere Kräfte hin, auf die Verlass sei, für die unsere Ängste klein seien. Das kann doch nicht stimmen! Jedoch: Aus der Luft gegriffen ist das nicht! Auch Stirlings Arbeit ist zeitbedingt; Spiegelt die Oberfläche doch Ängste und geheime Wünsche der Menschen unserer Zeit wider.“^{#217}*

^{#210} Günter Behnisch: Diskussionsbeitrag zur Podiumsdiskussion am 15.11.1977, Abdruck in: StN, 3.12.1977, S. 31

^{#211} Sibylle Maus: Privater Kleinkrieg, in: StN, 19.11.1977, S. 29; 26.11.1977, S. 28

^{#212} Günter Behnisch: Streit um Stirlings Preis, in: FAZ, 29.12.1977, Nr. 302, S. 21

^{#213} S. dazu u.a.: Bauwelt 40,46/1977; 1,6,10,13,18,20,25/1978; StZ vom 23.9., 29.9., 8.10., 19.11. 1977; StN vom 19.11., 26.11., 2.12., 3.12., 12.12. 1977; FAZ vom 1.12., 29.12. 1977; Die Zeit vom 27.1. 1978

^{#214} Wolfgang Rainer: Ein dramatische Kunstereignis, in: StZ, 29.9.1977, S. 29.

^{#215} Günter Kühne: Bauwelt 40/1977, S. 1390-1391

^{#216} Rob Krier: Bauwelt 6/1978, S. 220

^{#217} Günter Behnisch: Wieder Worte, in: Bauwelt 25/1978, S. 980

Behnisch beurteilte den Entwurf mit einer Ernsthaftigkeit, aus der heraus er die ironischen Anspielungen Stirlings auf die unzulängliche Vergangenheit nicht erkennen konnte. Er wies ihm eine Symbolkraft zu, die angeblich mit den völlig falschen Mitteln eine Bindung an Höheres zu erreichen suchte. Die dazu verwendeten Mittel standen seiner Auffassung völlig entgegen. Er beurteilte auch die städtebaulichen Antworten Stirlings als Missverständnis und Unkenntnis, besonders deshalb, da gerade diese von den Verantwortlichen so positiv beurteilt wurden. Die heftige Reaktion war auch Ausdruck seiner eigenen, noch nicht abgeschlossen Suche nach der Bindung der Architektur an „Höheres“, seiner Unsicherheit über den eigenen Weg im Gegenstrom zu dem aktuellen Fluss der Entwicklung.

In einer anlässlich des Todes von James Stirling am 25.6.1992 gehaltenen Totenrede an der Akademie der Künste in Berlin im Oktober 1992 hatte Behnisch Gelegenheit, die Ereignisse von 1977 aufzugreifen. Die Rede wurde zu einer Aufarbeitung und Relativierung seiner damaligen Haltung: *„Bei seinem Stuttgarter Meisterwerk gab es zunächst Probleme mit Stuttgarter Architekten. Zum einen störte wohl sein Bild von dieser Stadt. Dort, wo Stuttgart zwischen Wald und Reben gesehen wurde, eine Stadt, deren grüne Hänge bis ins Zentrum reichten - ein Charakteristikum dieser Stadt - sah Stirling offensichtlich geschlossene Straßenzüge mit Häuserfronten, dasjenige kurzum, was man allgemein repräsentative Straßenzüge und repräsentative Architektur nennt. Den Regierenden und deren Apparaten gefiels. Und das steigerte die Unruhe am Ort. Aber das war nur das Eine. Das Andere war die Art der Architektur, die James Stirling vorschlug.“* Seine Aussagen über den Rückgriff in die Geschichte waren die damals für ihn sichtbaren und ernsthaft zu beurteilenden Kriterien, die er - wie er betont - aufgrund der eigenen davon sich stark unterscheidenden Auffassung nicht anders sehen konnte. *„Mancher sah in dieser Arbeit einen Rückschritt, ein Ausweichen vor den unendlichen Schwierigkeiten, die sich aufbauen, wenn man auf dem Weg durch das Differenzieren und das Aufsplittern zum Ziel kommen möchte. Mancher sah in diesen Ansätzen das Hinwenden zu alten Zeiten (...)“* Und er schilderte seine inzwischen veränderte Sichtweise in Bezugs auf Stirlings Haltung als dessen ironische Interpretation des Unperfekten und des schönen Scheins, relativierte damit seine Aussagen der späten 70er Jahre: *„Heute meine ich: Möglicherweise hat der Brite James Stirling seinen Entwurf für die Staatsgalerie anders gesehen als Stuttgarter diese zunächst sahen. Möglicherweise knüpfte er wieder an die Traditionen englischer Architektur und englischer Architekten. (...) Man scheint gewohnt zu sein, Traditionen fortzuschreiben und die dazugehörigen Kleider, auch Kostüme und Rituale weiterzureichen.“* Obwohl er in diesen Aussagen seine Abneigung gegenüber Stirlings Verwendung von Stilmitteln aus der Geschichte nicht verleugnete, räumte er ein, dass dessen Bau als ironische Collage aus Erscheinungen alter und neuer Architektur nicht Ausdruck der Perfektion und des Rechthabens sei: *„Stattdessen freundliche Zeichen der Unvollkommenheit und auch von Unsicherheit. Der großartige Versuch Stirlings, von seiner Welt zu sprechen in einer anderen Art. Vieles hatte er nun erreicht: Er hatte zu Traditionen zurückgefunden - scheinbar -, er hatte ‚Repräsentation‘ geboten - scheinbar -, er hatte altes und neues Material von Architektur bearbeitet und das und manch anderes mehr collagiert; mehrere Bereiche unserer Wirklichkeit betreffend. Eine großartige Leistung. Ein Demonstrationsobjekt war entstanden, ein Markstein. Auch als Museum zu gebrauchen.“²¹⁸*

Behnisch lobte nun die Vielsprachigkeit des Baus, dessen scheinbare Oberflächlichkeit er vorher kritisiert hatte. Die unterschiedliche Beurteilung des Baus von unterschiedlichen Personen mit verschiedenen Erkenntnisbereichen und Ansprüchen erklärte er als die Ursache für die eigene Reaktion und die heftige Kritik vieler Stuttgarter Architekten. Angesichts des vollendeten Bauwerks - und des Todes des Architekten - revidierte er seine Beurteilung aus der Ernsthaftigkeit und aus dem Symbolischen. Der Wechsel von der symbolischen zur ironischen Sichtweise, die angesprochene Reflexion zeigten sich auch in den Impulsen für die Betrachtung der eigenen Arbeit, die sich 1986 in der ironischen Collage des Hysolar-Instituts ausdrückten.

Offenheit kontra Determiniertheit

Die architekturtheoretischen Auseinandersetzungen der späten 70er Jahre waren auch das Thema des vom BDA veranstalteten, 7. Godesburger Gespräches am 7.12.1978, wo die unterschiedlichen, gegensätzlichen Positionen zwischen den eingeladenen Teilnehmern Behnisch, v. Branca, Kroll, Reichlin, v. Seidlein und Ungers, befragt von Max Bäcker und Stanislaus von Moos, deutlich wurden.

Behnisch vertrat seine Position, dass Architektur formal nicht festgelegt werden dürfe, sondern aus dem Planungsprozess hervorgehe: *„Wenn ich eine Entwicklungsrichtung in unserer Arbeit angeben sollte, vielleicht könnte ich diese charakterisieren mit dem Titel ‚Der Weg nach unten‘ und/oder ‚Der Weg in die Unordnung‘. (...) Nun, wir meinen, unsere Bauten sollten nicht mehr auf Sockeln stehen. Weder tatsächlich, noch vom Anspruch her. Auch wir möchten dort nicht sein. Wir arbeiten fürs Alltagsleben und bemühen uns, tatsächlich unten zu bleiben.“* Architektur sei *„offen, frei, losgelöst von ihren Bindungen an hohe Dinge. (...) Aus Säulen wurden damit Stützen, aus Portalen Eingangssituationen, aus der Hierarchie der ‚Architekturglieder‘ Systeme von ‚Funktionsgliedern‘. Immer dann, wenn ein Tabu aufgelöst werden konnte, wurde unser Blick weiter, offener auf zuvor verstellte Alternativen, verfeinert sich das Bild unserer Welt - auch in der Architektur.“²¹⁹*

Behnisch sah in der Öffnung die Gefahr eines Eindringens von Kräften, die der Architektur ihre Alltagsbezogenheit und damit Benutzerfreundlichkeit wieder nehmen. Und er betonte seine nach wie vor gültige Überzeugung der von Inhalt und Funktion ausgehenden Form, Material und Konstruktion.

²¹⁸ Günter Behnisch: Ohne Titel. Ansprache zum Tode von James Stirling an der Akademie der Künste in Berlin, Oktober 1992, AB

²¹⁹ Günter Behnisch: Für eine offene und freie Architektur. Vortrag zum 7. Godesburger Gespräch, in: Der Architekt 1/1979, S. 35-37

Auch Lucien Kroll kennzeichnete seine Architektur durch die Ablehnung der vorgefassten Form, als das Ergebnis eines von den Nutzern mitgeprägten Planungsprozesses, jedoch formal nicht mit Behnisch zu vergleichen. Peter von Seidlein betrachtete die Architektur in einer technisch geprägten und bestimmten Gesellschaft als notwendigerweise dieser technischen Ausrichtung verbunden, durch Material- und Konstruktionsehrlichkeit sowie Sparsamkeit gekennzeichnet, jedoch nicht im Sinne eines Missbrauchs durch den falsch verstandenen Funktionalismusbegriff. Alexander von Branca vertrat die Auffassung, aus der Geschichte gewonnene Erfahrung liefere formale Elemente und Mittel, die - wiederverwendet - eine Vertrautheit für den Alltagsgebrauch schaffen, während Ungers allgemeine Grundformen und Ideen als Vorgabe zugrunde legte, die sich aus der Geschichte und der Zeit als „wertebeständig“ erwiesen hätten. Ganz ähnlich vertrat Bruno Reichlin eine Architektur, die in einer Beziehung zu sich selbst und in ihrer Geschichte wurzelnde Bedeutungen hatte.

In einem späteren Gespräch am 14.12.1980 in Kölnischen Kunstverein, Bestandteil einer Gesprächsreihe des Deutschlandfunks im Mai 1980, zwischen Wolfgang Pehnt, Oswald-Mathias Ungers und Günter Behnisch sprach Behnisch nicht nur die Beweggründe für die heftige Reaktion auf die Wiederbelebung dieser Architekturformen aus, sondern es wurden auch die Unterschiede zwischen ihm und Ungers deutlich. Auf Pehnts Frage, wie Behnisch zu einem „zitierenden Historismus“ der Stuttgarter Staatsgalerie und zu der allgemeinen Bewegung des „akut gewordenen Formalismus“ stehe, reagierte er überlegt, mit dem Abstand der Zeit: *„Nicht feindlich. (...) Ich habe es vorhin kurz einmal angesprochen, dass das zutiefst in jedem einzelnen sitzende Ängste und Probleme sind, vielleicht auch der Versuch, Architektur zu retten, als Kunst zu retten in einer Zeit, in der sie immer mehr von fremden Mächten besetzt worden ist - vom Kapital usw. Ich aber sehe den Ausweg nicht in dieser Richtung. Ich versuche, mich direkt gegen Administration, gegen Apparate zu stellen. Ich wende mich nur gegen die verschiedenen Wellen, wenn ich meine, darin totalitäre Tendenzen zu sehen. Und da muss ich meinen, dass diese Tendenzen von Welle zu Welle stärker geworden sind. Das macht mir wahnsinnige Angst. Für mich ist Architektur in höchstem Maße politisch und gesellschaftlich in einer Zeit, wo es uns aufgegeben ist, uns politisch zu arrangieren.“*²²⁰

Als Beispiel benannte er den gewonnenen Wettbewerb zur Neuplanung der Fußgängerzone in der Königstraße in Stuttgart. Die lange, historische Gerade der Königstraße könne durch die Bepflanzung mit Bäumen und Möblierungen nicht mehr die Bedeutung einer Aufmarschstraße einnehmen - im Gegensatz zu dem im Zusammenhang mit der Königstraße renovierten Schlossplatz. Dieser war nicht nach den ursprünglich vorgesehenen Plänen von Horst Linde und Walter Rossow gestaltet worden, sondern nach den Beschlüssen des Denkmalrates als cour d'honneur restauriert - *„wie zu Königs Zeiten“*. Behnisch erwog eine Niederlegung des Auftrags, entschuldigte sich im Nachhinein für die mangelnde Absehbarkeit der Konsequenzen: Nach kurzer Zeit beherbergte der Ehrenhof wieder Soldaten und nächtliche Fackelfeiern. *„Das ist für mich ein Zeichen, ein Schulbeispiel dafür, dass nicht nur Funktionen Formen produzieren, sondern auch Formen, wenn sie in einer geschichtlich-gesellschaftlich anderen Situation entstanden sind, ihre Funktion restaurieren und deshalb restaurativ sind.“*²²¹

Diese Folgen berührten Behnisch sehr stark. Seine Betroffenheit und Entrüstung über diese Vorgänge - und wohl auch der Ärger über seine eigene mangelnde Konsequenz - ließ ihn diese Vorgänge mehrfach in seinen Texten und Reden Anfang der 80er Jahre vortragen. *„Ich gebe zu, dass mich ein solcher Vorgang, den wir, die wir die emotionalen Bindungen an derartige Vorgänge erlebt und gebüßt hatten, nie wieder erleben wollten bei uns, ohnehin bis ins Maßlose erregte.“*²²²

Behnisch fasste die Gleichsetzung von bestimmten Formen mit bestimmten Inhalten als unlösbare Verbindung auf: So seien geschlossene geometrische Formen, auch Achsen, in der Nähe von feudalen Ordnungen und Macht anzusiedeln, differenzierte Formen dagegen pluralistischen Ordnungen und dezentraler Macht zuzuordnen. Ungers jedoch beschäftigte sich mit der Entwicklung von Formen und Ideen, die sich unabhängig von Ort und Zeit verhalten. Diese „gesetzten Ideen“, auch Hypothesen, seien notwendig, so Ungers, „damit eine Reaktion stattfinden kann. Und wenn dann die Reputation, dieses Zurückweisen, dazukommt, dann werden Sie ihre zunächst gemachte Hypothese, Ihre zunächst gemachte Gestalt, Ihr zuerst gefundenes Thema variieren müssen. Aber das Individuum kann reagieren, und das ist die Aufgabe des Architekten, dass wir die Gestalt zunächst einmal setzen müssen, damit dieser Prozess beginnen kann.“²²³ Behnisch setzte dem Begriff „Gestalt setzen“ seine konträre Auffassung entgegen, in der auch wieder der Bezug zu Guardinis Aussagen hergestellt wurde: *„Ich versuche nicht, Gestalt zu setzen, sondern den Ort zu suchen und das zu suchen, was da von sich aus zur Welt kommen will. (...) Die Dämonen setzen heute Gestalt, wo sie wollen. (...) Aber da, wo wir die Macht und den Einfluss haben, sollten wir nicht aufgezwungene Gestalten wiederholen. Sondern wir sollten den Zwang wegnehmen und mehr Luft geben. Selbst auf die Gefahr hin, dass es diffuser wird.“*²²⁴

Die Verunsicherung, die Glaubenskämpfe und die heftigen architekturtheoretischen Auseinandersetzungen am Ende der 70er Jahre betrafen nicht nur Behnisch selbst, sondern waren eine breite Erscheinung, die gesamte Architektur betreffend, und spiegelten auch den gesellschaftlichen, politischen und konjunkturellen Einschnitt seit Mitte der 70er Jahre wieder. Die Zurückhaltung, oder sogar der deutliche Einbruch bei der Teilnahme an den Wettbewerben 1974-1975 und 1980-1981, könnte ein Indiz für die Auswirkungen dieser Krise gewesen sein, forcierte aber gleichzeitig auch die Suche nach neuen Lösungen für neue Aufgaben.

²²⁰ Günter Behnisch; Wolfgang Pehnt; Oswald-Mathias Ungers: Den Ort suchen, den Ort setzen, in: Bauwelt 19-20/1981, S. 774-779; auch veröffentlicht in: Wolfgang Pehnt: Die Erfindung der Geschichte, München 1989, S. 171-187

²²¹ Günter Behnisch, a.a.O.

²²² Günter Behnisch, Vortrag zum Thema ‚Reale Architektur‘, Akademie in München 11.12.1980, AC

²²³ Behnisch; Pehnt; Ungers: a.a.O., S. 774-779

²²⁴ Behnisch; Pehnt; Ungers: a.a.O., S. 774-779

Zusammenfassung

Mit dem Wettbewerb für die Olympischen Anlagen in München wurde eine entscheidende Wende in der Entwicklung des Werkes eingeleitet, die sich schon in der Schule in Oppelsbohm angedeutet hatte. Das glückliche Zusammentreffen der zeitgleichen sozioökonomischen Veränderungen, der politischen Aufbruchstimmung Mitte der 60er Jahre und die engagierte Mitwirkung von Partnern, Mitarbeitern und Bauherren konnte Behnisch für diese Aufgabe und für seine Entwicklung nutzen. Die neue Ebene kultureller Entwicklung mit einer erhöhten Sensibilität für menschlich-soziale Aspekte kam nicht nur in Politik und Gesellschaft hinzu, sondern veränderte auch die Architektur Günter Behnischs: Die Olympiaanlagen wurden zum Symbol für diese Entwicklung, zum Ausdruck von gesellschaftlichen Umbrüchen und eines neuen, zukunftsweisenden Selbstverständnisses der Bundesrepublik. Die Anlage wies mit ihrem Arbeitstitel „Situationsarchitektur“ in Grundzügen den Weg für die weitere Entwicklung des Werkes, das sich nun öffnete für neue Inhalte, Einflüsse und Erfahrungen. Seit diesem Zeitpunkt war das Büro Behnisch & Partner mit einem Nimbus behaftet, der den Architekten ermöglichte, neue und unvergleichbare Lösungswege zu beschreiten und Wagnisse einzugehen. Diese große Vorgabe motivierte und verpflichtete aber auch zu Experimentierfreudigkeit und ungewöhnlichen Entwürfen. Gleichmaßen entwickelten sich die neuen Aufgaben von Lehre und Forschung der TH in Darmstadt zu Impulsgebern für die eigene Arbeit, und förderten die geistige Auseinandersetzung u.a. mit philosophischen Themen, die wiederum zurück auf die Lehre wirken.

Für das sich nun herausbildende Grundmotiv seiner Arbeit - einer Wiederannäherung und Versöhnung von Natur, Mensch und Technik - wurden auch die Impulse durch die theoretischen Schriften wirksam: Gebautes und gedanklicher Hintergrund wurden wechselseitig reflektiert und weiterentwickelt. Dabei waren Romano Guardini, Jan Mukarovský und Werner Heisenberg die wichtigsten Ideengeber, in deren Schriften Behnisch entscheidende Anregungen fand, die gut auf die Architektur zu übertragen waren. Er fügte daraus ein eigenes, indeterminiertes Gedankengefüge - kein festes Theoriegebäude -, welches sich zu einer emotional und intellektuell ausgeglichenen Weltansicht entwickelte. Seine Aussagen und Entwürfe waren nicht mit einer allumfassenden, anspruchsvollen Programmatik formuliert, sondern mit dem Gestus der Bescheidenheit, den Lebensbedürfnissen des Menschen zu entsprechen und dafür Möglichkeiten in der Architektur zu suchen. Mit den beschriebenen architektonischen Mitteln versuchte Behnisch eine Aufhebung der Distanzierung zwischen Gebäude und Benutzer zu erreichen: durch Offenlegung der technischen Elemente, Differenzierung und Minimierung von Konstruktionen und Material - besonders an den Sporthallen erprobt - , Transparenz, natürliche Materialien und Farben und Organisationskonzepte der Mitte.



179 Behnisch & Partner 1975 im Büro Mendelssohnstraße in Stuttgart-Sillenbuch:
Fritz Auer, Carlo Weber, Winfried Büxel, Manfred Sabatke, Erhard Tränkner, Günter Behnisch